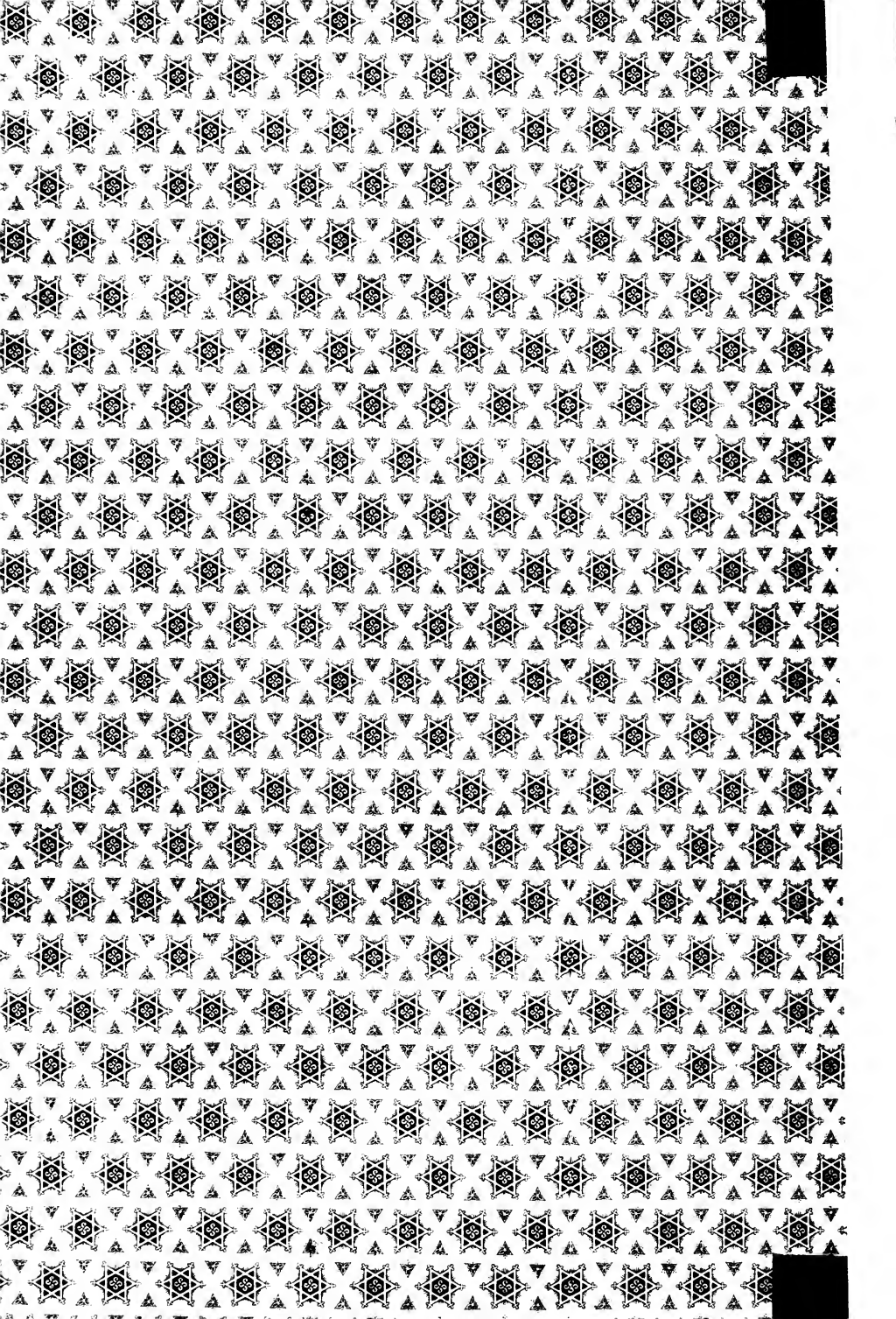


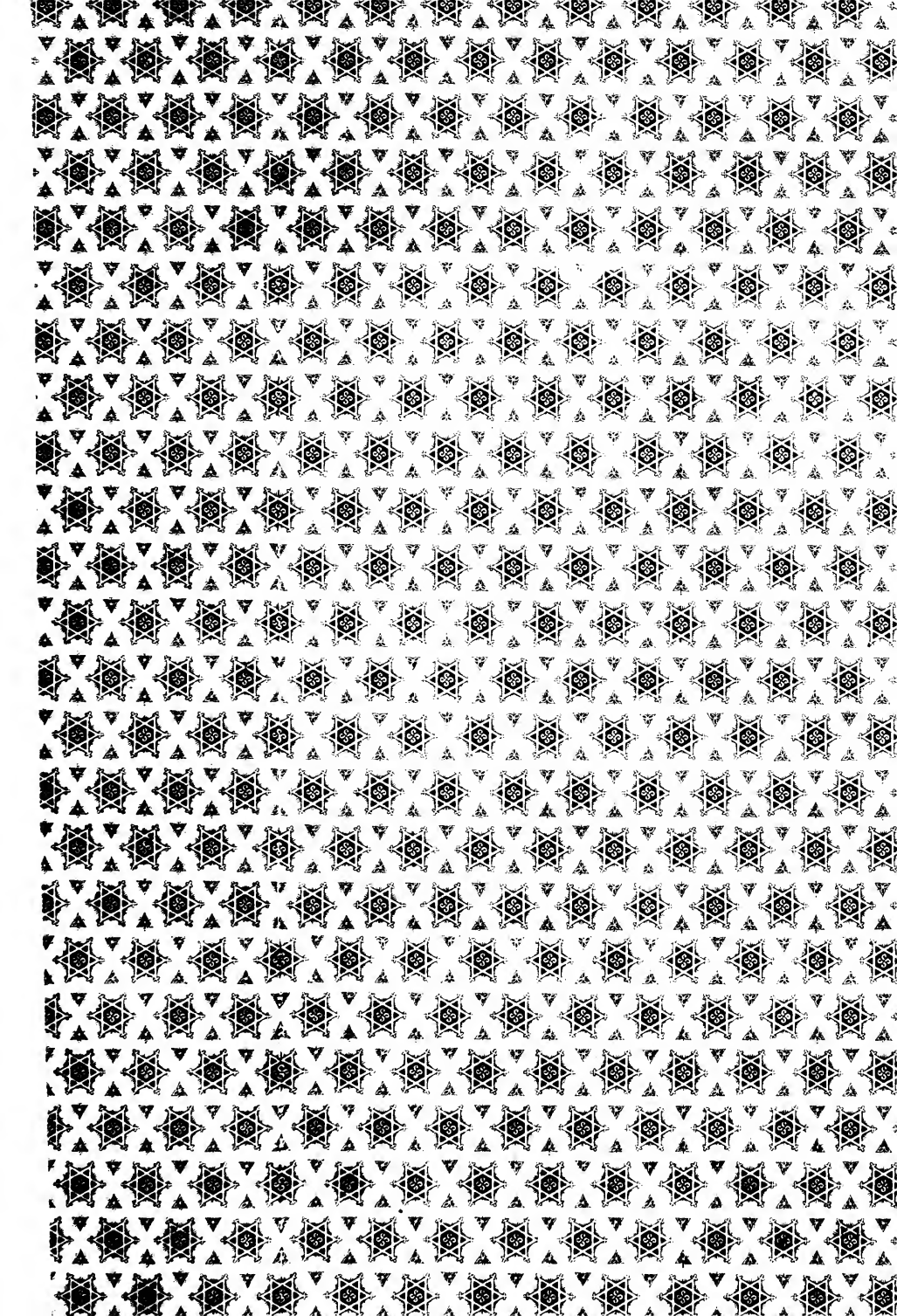


ADOLF GLASER,
SAVONAROLA
LEIPZIG: OTTO SPAMER.



LG
737
.97
E56
1800Z











Glaser, Savonarola.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die „Verbrennung der Eitelkeiten“ durch Savonarola zur Zeit
des Karnevals 1497 zu Florenz.

Savonarola.

Erzählung aus der Blütezeit der Renaissance zu Florenz

und

in der ewigen Stadt.

Von

Adolf Glaſer.



Mit 35 Text-Abbildungen und vier Tonbildern von Konrad Ermsich u. a.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.



26
737
97
656
1800 ~~7~~

©ämtliche Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Vorwort.

Die großen Epochen geschichtlicher Entwicklung treten meistens unter furchtbaren Erschütterungen auf, und so bezeichnet denn auch der verheerende Dreißigjährige Krieg den Höhepunkt des großartigsten Ereignisses der Neuzeit, der Reformation. Damals drängten sich in verhältnismäßig kurzer Zeit mehrere der gewaltigsten Errungenschaften des menschlichen Geistes zusammen, und wie die Entdeckung von Amerika den wichtigsten Schritt zur Erweiterung des geographischen Gesichtskreises und hierdurch zur besseren Kenntniss des physischen Zustandes der Erde bildete, so bildete die Reformation eine mächtige Stufe zur Befreiung der Geister. Der Umschwung auf dem Gebiete der Künste, den wir mit dem Worte der Renaissance bezeichnen, steht mit den Umwälzungen auf religiösem Gebiete in unmittelbarstem Zusammenhange. Die Wiedergeburt des antiken Geistes vollzog sich nicht nur in bezug auf die bildenden Künste, sondern auch auf den Gebieten der Litteratur und Philosophie, und wie das Auge der größten Meister sich an den Trümmern antiker Tempel und Paläste und den ausgegrabenen Marmorstatuen heranbildete, so brachten die Werke der griechischen Dichter und die tiefen Gedanken ihrer Philosophen neues Leben in die starr gewordenen Denkformen der Zeit. Namentlich waren es die idealen Anschauungen des großen Plato, welche überallhin ihr mildes Licht ausstrahlten.

Es ist etwas Großes um die erhabenen Ideen geistig bevorzugter Menschen, aber nicht minderen Wert besitzen die schönen Werke, welche der künstlerische Genius schafft, denn an diesen beiden Stützen rankt sich der menschliche Geist empor zur Vollkommenheit. Zurücksinken würden die Menschen auf die Stufe hilfloser Tierheit, wenn nicht einzelne hochbegabte Geister immer wieder aufs neue uns Ideale vor Augen stellten.

Aber über einen Umstand dürfen wir uns nicht täuschen. Nicht immer entspricht das Gefäß dem köstlichen Inhalt, den die Gottheit sich selbst zur Ehre darin bereitet; nur in einzelnen Fällen ist der Künstler, welcher Ideale schafft, auch selbst ein idealer Mensch. Es ist eine der interessantesten Aufgaben der psychologischen Forschung, zu ergründen, in welcher Beziehung die geistige Begabung zu der individuellen Natur steht, ja es gereicht dem denkenden Menschen zum Troste, wenn er erkennt, daß der Genius auch in trüber und den idealen Aufschwung niederdrückender Zeit seine lichten Bahnen zieht und daß der Fortschritt auf geistigem Gebiete sich unter ungünstigen Umständen oft am herrlichsten bewährt.

Man kann häufig beobachten, wie die Schwäche und Unvollständigkeit der menschlichen Natur sich darin äußert, daß die Künstler dem Leben zu sehr leben und bei ihrer sinnlichen Zerstreuung zu weit gehen, während die Denker und Forscher an Einseitigkeit und Unduldsamkeit leiden.

Nicht selten ist nach beiden Richtungen hin jener Gang gefahrdrohend für die irdische Existenz. So verzehrt manches herrliche Talent frühzeitig seine Kräfte im frohen Kreise lebenslustiger Genossen, und der Fanatismus bereitet einzelnen Denkern zuweilen ein trauriges Schicksal.

Die entsetzliche Verwilderung, welche um die Zeit der Reformation überall in der Welt herrschte, rief den Glauben wiederum wach, daß das Ende der Welt nahe sei, und einzelne hervorragende Geister wähten sich berufen, das neue Reich Gottes auf Erden begründen zu helfen. Zu diesen gehörte auch der italienische Mönch Savonarola, der fest überzeugt war, daß sich von Florenz aus die politische und religiöse Reform, die er predigte, über die ganze Welt verbreiten werde. In seiner Selbstlosigkeit und in der erhabenen Reinheit seines Wandels ist er geradezu das Gegenbild jenes niederdeutschen Schwärmers, der fast ein Jahrhundert später auch ein „Reich Gottes“ von Münster aus begründen wollte. Bei dem Italiener war die asketische Abkehr von der Sinnenwelt, bei dem Niederländer wahnsinnige Genußsucht die Achillesferse ihrer Bestrebungen. Die Betrachtung solcher Erscheinungen hebt die wahrhaft menschliche Größe des deutschen Reformators Martin Luther, der klaren Blickes fest und sicher auf dem Boden der Wirklichkeit stand und das Reich Gottes nicht äußerlich aufrichten wollte, in das hellste Licht.

Die nachfolgende Erzählung handelt von Denkern und Künstlern, von Männern der raschen That und des geistigen Aufschwungs; sie schildert eine große, gewaltige Zeit, die mit der Reformation in enger Verbindung steht, da ihr Held, welcher der Mittelpunkt der Begebenheiten ist, als Märtyrer auf dem Gebiete des Widerstandes gegen die Übergriffe der Kirche endet. Wir sehen das Athen des Mittelalters, den eigentlichen Sitz der Renaissance, das herrliche Florenz, in seiner Blüte, wie dort jede edle Regung von der Familie Medici gepflegt und gefördert wird. Wir sehen das gewaltige Rom, zum zweitenmale der Mittelpunkt der Welt, aber zugleich der Sitz einer entarteten Priesterschaft, an deren Spitze der Papst seine Machtvollkommenheit mißbraucht. Das Haus Borgia tritt in seinen einzelnen Gliedern vor den Leser hin, und neben diesen wichtigen Hauptgestalten tauchen andre aus den Nebeln der Vergangenheit auf, theils anmutige Frauen, theils kräftige Männer, und lassen uns erkennen, daß die Rätzel des Lebens zu allen Zeiten gewaltet haben. Was erzählt wird, beruht bis in die wichtigeren Einzelheiten auf historischer Wahrheit, die nur in unwesentlichen Verzweigungen zum Zwecke künstlerischer Abrundung zuweilen vom Verfasser absichtlich verlassen wurde.

Inhalt.

Erstes Kapitel.	
Die Verschwörung der Pazzi zu Florenz	3
Zweites Kapitel.	
Girolamo Savonarolas Jugendzeit	29
Drittes Kapitel.	
Die Tochter der Republik Venedig	41
Viertes Kapitel.	
Savonarolas Eintritt in das Kloster	63
Fünftes Kapitel.	
Die ewige Stadt im Mittelalter	86
Sechstes Kapitel.	
Das Athen Italiens	103
Siebentes Kapitel.	
Der Gründer der Stadt Gottes	117
Achtes Kapitel.	
Der Tod Lorenzos des Prächtigen	127
Neuntes Kapitel.	
Ludwig Moro hält Hochzeit	137
Zehntes Kapitel.	
Das Reich des Minnejangs	155
Elfstes Kapitel.	
Savonarola auf dem Gipfel seiner Geltung	168
Zwölftes Kapitel.	
Das Strafgericht bricht herein	189
Dreizehntes Kapitel.	
Alle Blicke richten sich auf den nahenden Feind	199

	Vierzehntes Kapitel.	
Die Heimkehr in das Ghetto		215
	Fünfzehntes Kapitel.	
Die Familie des Papstes		225
	Sechzehntes Kapitel.	
Ein Gottesurteil		238
	Siebzehntes Kapitel.	
Cäsar Borgia, ein Tiger in Menschengestalt		259
	Achtzehntes Kapitel.	
Savonarolas Märtyrthum		277
	Neunzehntes Kapitel.	
Die Vergeltung bleibt nicht aus		287
	Wanzigstes Kapitel.	
Wahre Treue überdauert Zeit und Geschick		295
Epilog		308

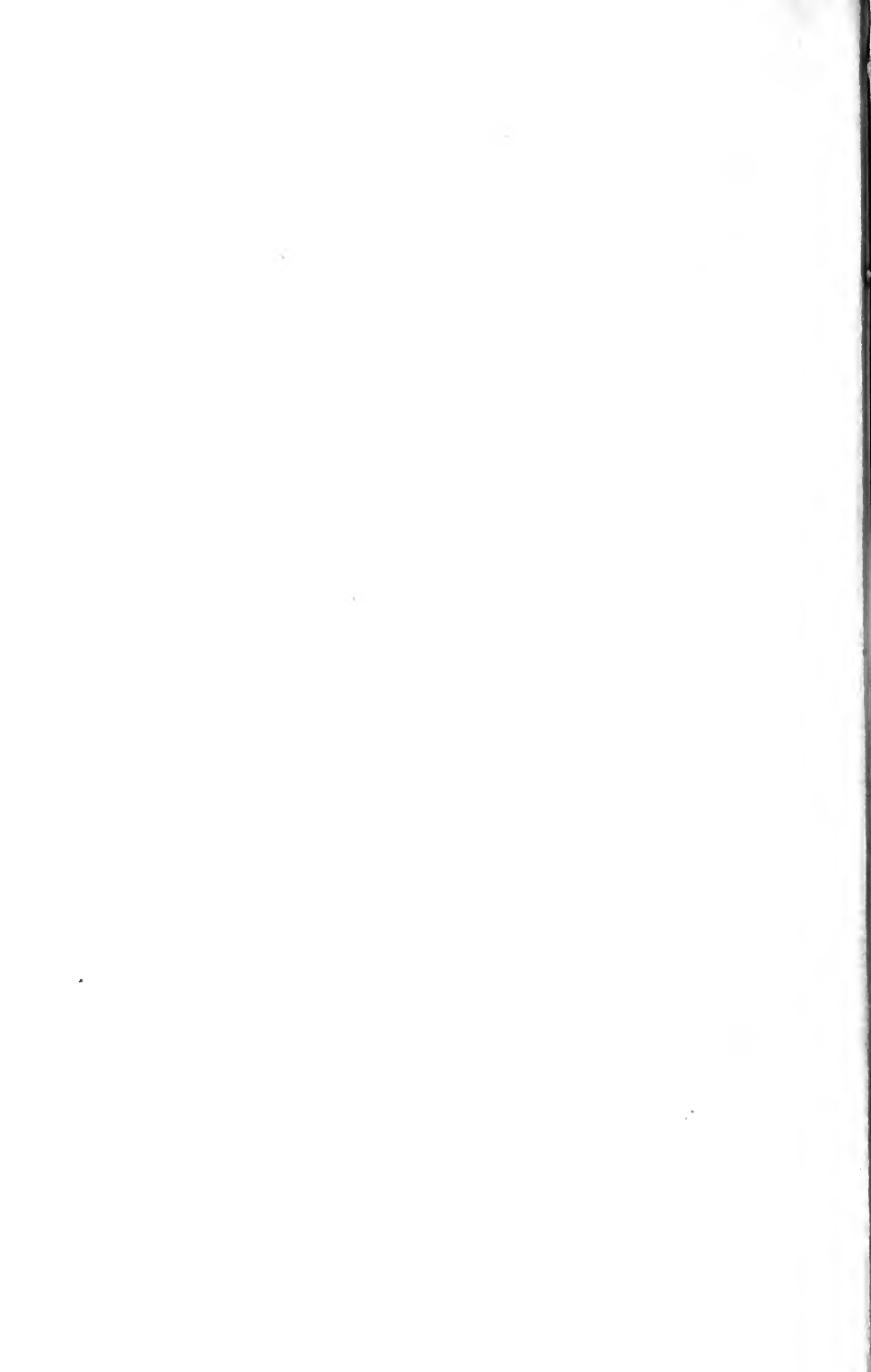
Tonbilder:

Die „Verbrennung der Eitelkeit“ durch Savonarola zur Zeit des Karnevals 1497 zu Florenz	Titelbild
Savonarolas Begegnung mit Hippolyt und Orsola	S. 81
Girolamo Savonarola vor dem sterbenden Lorenzo von Medici	„ 135
Savonarolas Abführung in das Gefängnis	„ 257



Savonarola.







Erstes Kapitel.

Die Verschwörung der Pazzi zu Florenz.



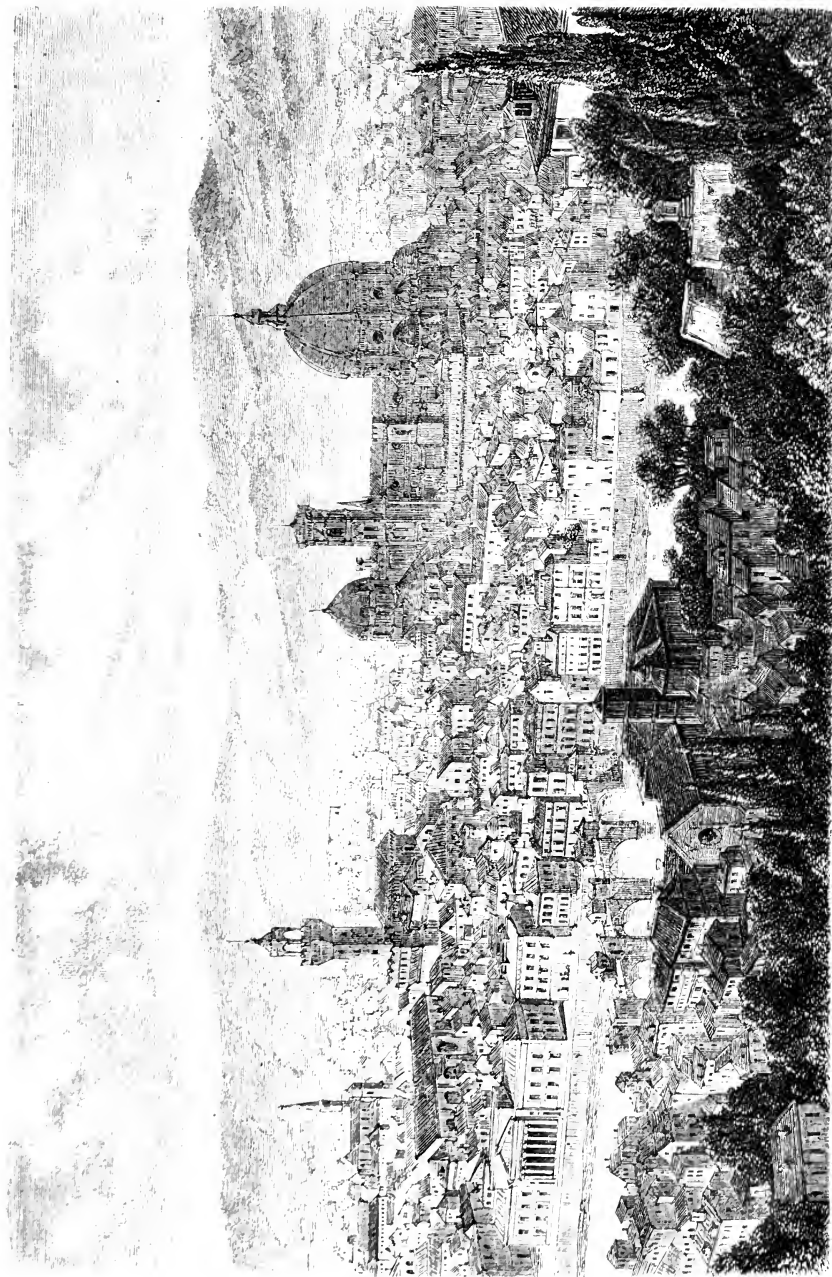
Die sanft ansteigenden Hügel, welche die schöne Stadt Florenz von allen Seiten, sowohl diesseit wie jenseit des Arno, gleich schützenden Wällen umschließen, waren seit den ältesten Zeiten mit größeren und kleineren Niederlassungen bedeckt, die in den höheren und entfernteren Lagen den Charakter von Kastellen trugen, während an den unteren Abhängen und in den Thaleinschnitten lustig gebaute Villen, anmutig hingelagert, mit ganz einfachen Weinberghäuschen abwechselten. Von einer Anhöhe oder einer hochgelegenen Terrasse herab gesehen gewährte das Ganze einen entzückenden Anblick: unten die reiche blühende Stadt, vom Arno durchströmt, über dessen Blut schön gewölbte Brücken führten, darüber die wundervolle Kuppel des Domes und der kühne Turm vom Palaste der Signoria; überall umher aber in der Nähe und Ferne die zerstreut liegenden, weiß schimmernden Campagnen oder Landhäuser, wo die reicheren Bewohner der Stadt entweder von geschäftlichen Sorgen befreit das ganze Jahr hindurch wohnten, dort dem Betriebe der Landwirtschaft obzuliegen und ihren Liebhabereien ungehindert nachzugehen, oder, wenn ihnen dies nicht vergönnt war, doch wenigstens die Sommermonate mit ihren Familien daselbst zu verleben. Trugen diese Villen den Charakter harmloser Wohnungen, so zeigten dagegen die Kastelle, welche in sehr verschiedener Ausdehnung auf den Bergen umherlagen und vom Adel und den großen machthabenden Familien bewohnt wurden, daß bei ihrer Errichtung kriegerische Zwecke ins Auge gefaßt und alles berücksichtigt war, was zur Verteidigung der persönlichen Sicherheit gegen äußere Feinde dienen konnte. Die meisten dieser Gebäude waren mit Gräben umgeben, und in diesem Falle gab es mächtige Zugbrücken, die nur herabgelassen wurden, wenn jemand von der Herrschaft oder Gäste derselben das Thor passieren wollten. Für die Dienerschaft und die Feldarbeiter gab es stark verammelte und verwahrte Hinterthüren, durch welche man auf einen Fußpfad gelangte. Kam ein Trupp bewaffneter Knechte, deren es in jedem Kastell eine Anzahl gab, von einem Streifzuge zurück, so gab der Wächter mit

seinem Horn das Zeichen und die Zugbrücke raffelte herab; dasselbe geschah, wenn die Herrschaft hoch zu Roß mit berittenem Gefolge von einem Jagdausfluge zurückkehrte. Das hohe Untergeschoß dieser Kastele war aus mächtigen Quadern errichtet und nicht mit Fenstern, sondern nur mit kleinen Öffnungen, die als Schießscharten dienten, versehen, die Giebel waren mit Zinnen gekrönt, so daß der Zweck starker Gegenwehr überall unverkennbar hervortrat.

In den rauhen Zeiten des frühen Mittelalters, wo in Italien überall erbitterte Partekämpfe wütheten, bildeten diese Kastele die Zufluchtstätten der Condottieri, welche in den Kämpfen der größeren Befehlshaber und Fürsten sich anwerben ließen und den Umständen entsprechend ihre Rolle spielten. Die Fehden der Guelfen und Ghibellinen nahmen damals kein Ende, obgleich die eigentliche Veranlassung derselben den meisten Menschen bereits aus dem Gedächtnis verschwunden war. Bis in die Bürgerschaft, ja bis zu den untersten Schichten der Bevölkerung war der Zwiespalt und die heftige Erbitterung gedrungen, aber in den Städten fragte man nur nach den Namen der herrschenden Familien, die sich bekämpften, und diese Familien selbst erinnerten sich kaum mehr, daß ihre Feindschaft ursprünglich in der Frage wurzelte, ob der Kaiser oder der Papst in einer verjährten Angelegenheit Recht behalten solle.

Schon unter den Römern wurde Florenz die „blühende Stadt“ genannt. Anfänglich als Kolonie des hochgelegenen Fiesole gegründet, um den Absatz für diese gewerbreiche Gebirgsküste zu erleichtern, machte sich Florenz im Beginne des Mittelalters durch die selbständige Entwicklung seiner Seidenindustrie und den Handel mit den Produkten derselben bemerklich. Geschäftliche Interessen veranlaßten die ersten Kämpfe mit den benachbarten Städten, und als dieselben glücklich ausfielen, war der Weg zur künftigen Größe gebahnt. Je mehr Fiesole von seiner ehemaligen Bedeutung verlor, um so kräftiger erhob sich die Tochterstadt am Arno, welche bald mit den größten Handelsplätzen wetteiferte. Ein Hemmnis war der Umstand, daß Florenz keinen freien Zusammenhang mit dem Meere hatte; Pisa besaß Häfen und hatte eine Flotte, somit war der florentinische Handel auf die Pisaner angewiesen, was drückend genug empfunden wurde; Siena, Lucca, Pistoja und Arezzo umgrenzten das florentinische Gebiet, und in allen diesen benachbarten Städten lebten mächtige Adelsgeschlechter, welche unumschränkte Herrschaft übten.

Die Einzelkämpfe, die um persönliche oder städtische Sonderinteressen geführt wurden, gewannen feste Anhaltspunkte, als der Papst die Erbschaft der Gräfin Mathilde, welche ihre Besitztümer der Kirche vermacht hatte, obgleich dieselben kaiserliche Lehnsgüter waren, antreten wollte. Der Papst beanspruchte den Besitz, und der Kaiser wies seine Anforderungen zurück, weil die Gräfin kein Recht gehabt habe, ohne weiteres über kaiserliches Lehn zu verfügen. Der Kampf um die weltliche Herrschaft des Papsttums begann und ganz Europa wurde mit hineingerissen.



Das heutige Florenz mit dem Dom.

Ein Teil des Adels stellte sich auf die Seite des Kaisers, ein anderer auf die der Kirche, und nun begannen jene endlosen Kämpfe, in welchen die Bezeichnung Guelfen und Ghibellinen für die beiden Parteien aufkamen und Florenz lange Zeit als eine Art Mittelpunkt angesehen wurde.

Es war eine wilde, gärende Zeit. Denn neben dem ewigen Zwiespalt im Innern wurden die Kämpfe mit den Nachbarn fortgesetzt, um dem Handel der Stadt freie Wege zu schaffen. Zu den gemeinsamen Zwecken nach außen vereinigten sich die hadernden Parteien im Innern, aber es begannen nach dem Siege die alten Streitigkeiten von neuem. Waren die Guelfen in Florenz am Ruder, so drängten sie zum Kriege mit Pisa oder Bistoja zum Schaden der dortigen Ghibellinen, worauf in der Regel die ghibellinische Partei in Florenz die Beteiligung verweigerte, und der innere Kampf wieder in lodernde Flammen ausbrach. Auch die Besitzer der Kastele außerhalb der Stadt ergriffen Partei, und diejenigen, welche gegen Sturm und Belagerung gerüstet waren, machten nicht selten Ausfälle und bedrohten den Frieden der Bewohner kleinerer Villen oder störten die Ruhe ganzer Stadtteile.

So empfindlich diese Verhältnisse waren, stählten sie doch nach und nach den Mut der gewerbtreibenden Bürgerschaft. Schon die Notwendigkeit, jene beste Lehrmeisterin, wies die friedliebenden Handwerker und Kaufleute darauf hin, sich selbst in den Waffen zu üben, um im schlimmsten Falle zur Verteidigung des eignen Herdes bereit zu sein. Die städtischen Behörden erstarkten nach und nach, und es bildete sich aus dem reichern Bürgerstande das Patriziat, eine neue Macht, die sich nicht nur als tüchtige Wehr den Anmaßungen des Adels entgegenstellte, sondern bald auch die Gewohnheiten der Ritterschaft annahm, sich aber dadurch von dieser unterschied, daß sie gebildete Sitten hatte und sich namentlich der erwachenden Kunstliebe zuwandte. Vielfach vom Glück begünstigt, gewann trotz der inneren Unruhen Florenz immer mehr äußere Macht, und die Stadt nahm an Einwohnerzahl und Umfang zu. Die erstarkte Bürgerschaft entwickelte eine solche Energie, daß sie endlich den alten Adel ganz aus der Verwaltung der Stadt ausschließen konnte.

Da nun die großen Bürgerfamilien fast sämtlich zu den Guelfen gehörten, der Adel aber zum größten Teil zu den Ghibellinen hielt, so traten immer wieder dieselben Zwistigkeiten hervor, und die „Signoria“, wie der oberste Stadtrat genannt wurde, bestand schließlich nur noch aus Mitgliedern der Guelfenpartei, bis endlich Salvestro Medici, einer der reichsten Kaufleute, die sogenannten Mißvergünstigten in der Stadt, welche nicht zu den Guelfen hielten, um sich vereinte und gegen die Übergriffe der Guelfenpartei Front machte. Es kam mit der Zeit dahin, daß das eigentliche Volk, die Gewerbtreibenden und Kaufleute, das große Handlungshaus Medici als Stütze betrachteten und dem jedesmaligen Haupte derselben unbedingt ergeben waren.

Die Medici waren durch Umsicht und Unternehmungsgeist nach und nach

zu beträchtlichem Reichtum gelangt, aber sie verstanden es auch, durch Klugheit und Freigebigkeit die Gunst der Florentiner in immer höherem Grade zu gewinnen. Schon Johann von Medici besaß im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts große Güter in der Umgegend der Stadt; einige Villen, darunter die schöne Villa Careggi, und ein hochgelegenes Kastell waren sein Eigentum, als er starb. Sein Sohn Cosmus erbte nicht nur seine Besitztümer, sondern auch seinen großen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten.

Mit Cosmus trat denn auch zuerst jene hochentwickelte Kunstliebe, die sich jahrhundertlang in der Familie erhielt, im großartigsten Maßstabe hervor. Daß ein solcher Mann viele Feinde und mächtige Gegner besaß, lag in der Natur der Sache; es gelang diesen Feinden, ihn verräterischer Verbindungen mit Franz Sforza, dem damaligen Herzoge von Mailand, der seine Rechte gegen die Familie Visconti behauptete, zu beschuldigen und seine Verbannung zu bewirken. Aber das Volk drang auf seine Zurückberufung und empfing ihn mit großem Jubel, als er schon im folgenden Jahre wieder in seine Vaterstadt einziehen durfte.

Auch dieser Vorfall hatte bewiesen, daß der Rangstreit unter den großen Häusern wiederum keinen dauernden Frieden aufkommen ließ. Jede einzelne derjenigen Patrizierfamilien, welche im Besitz großer Reichtümer und dadurch

selbstverständlich von großem Einfluß waren, wollte gern die gesamte Regierung in ihrer Gewalt haben, um die wichtigsten und einträglichsten Stellen nach Willkür und Belieben vergeben zu können. Auf diese Weise wäre die Republik der Spielball ehrgeiziger Menschen geworden, und da jeder dem andern durch alle erdenklichen Mittel den Rang abzulaufen und die Macht aus den Händen zu winden suchte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch hieraus wieder erbitterte Feindschaften und blutige Kämpfe erwuchsen. In ruhigen Zeiten verkehrten sie friedlich miteinander, und überdies brachten die öffentlichen Festlichkeiten die Glieder der einzelnen Häuser häufig genug zusammen. So geschah es, daß sie sich untereinander verschwägerten und nach und nach fast alle mehr oder weniger verwandt waren. Brachen dann wieder Streitigkeiten aus, so wurden oft die zartesten Empfindungen grausam verletzt und heilige Bande mit Füßen getreten.



Cosmus de' Medici.

Was der Familie Medici vor den andern großen Florentiner Häusern den Vorrang gab, war offenbar nur die größere Intelligenz. Sie trat bei einzelnen Häuptern der Familie besonders mächtig hervor und befähigte sie in den Augen der Bürger weit mehr zum Herrschen als den rauflustigen Adel, der rücksichtslos seine selbstfüchtigen Zwecke verfolgte. Schon Cosmus besaß die in damaliger Zeit ungemein seltene Eigenschaft großer Selbstbeherrschung. Er hatte durch seine Verbannung Zeit zum Nachdenken gewonnen und war zu der Einsicht gelangt, daß es viel klüger sei, mit den andern großen Bürgerfamilien in dauernder Verbrüderung als in ewigem Zwist zu leben. Es war ihm gelungen, seinen wichtigsten Gegner, den reichen Beno Pitti, den Erbauer des prachtvollen Palastes, für sich zu gewinnen und die Familie Pazzi durch die Verheiratung seiner eignen Enkelin Blanca mit Wilhelm Pazzi dem Hause Medici möglichst nahe zu stellen. Nach seinem Tode trat sein Sohn Peter in alle Rechte des Vaters ein. Leider hatte dieser nicht dessen großartige Sinnesart geerbt; er verschätzte daher einen Teil der Volksgunst wieder. Außer seiner Tochter Blanca hatte Peter auch zwei Söhne, Lorenzo und Julius, welche unter den Augen des Großvaters ihre erste Erziehung erhalten hatten. Sie waren lebenslustige junge Leute und sehr von der Schwester verschieden, die sich von jeher durch sinniges und einfaches Wesen auszeichnete hatte.

Eine reizend gelegene Villa, von deren Vorderseite aus man die ganze Stadt mit allen Windungen des Arno überblicken konnte, während man rückwärts die fruchtbare Hügelandschaft bis zu dem hochgelegenen Fiesole sah, hatte der verstorbene Cosmus von Medici seiner Enkelin Blanca zum Hochzeitsgeschenke gemacht, als er sie vor einigen Jahren mit Wilhelm Pazzi vermählt hatte. Der patriarchalischen Sitte gemäß entschied Großvater Cosmus, solange er lebte, in allen Familienangelegenheiten. War er doch auch der eigentliche Begründer der Größe seines Hauses, dessen Geltung erst nach der Rückkehr aus seiner Verbannung den Höhepunkt erreichte. Dabei war er Geschäftsmann im vollsten Sinne des Wortes. Seinem energischen Geiste und weitschauenden Blicke war es gelungen, den väterlichen Seidenhandel zur höchsten Ausdehnung zu bringen und auswärtig Bankhäuser zu gründen. Auch in dieser Richtung gab er die Zügel nicht aus der Hand, selbst als sein Sohn Peter bereits ein älterer Mann geworden war. Von seinen Enkeln war ihm Lorenzo der liebste, weil er in diesem schon während dessen Knabenjahren die eigne Geistesrichtung, namentlich die Liebe zu den schönen Künsten, wieder fand. Als Cosmus hochbetagt starb, überkam auf Peter der Einfluß, welchen der Vater in den Angelegenheiten der öffentlichen Verwaltung geübt hatte, gleichsam wie ein Teil der gesamten Erbschaft. Das Volk verehrte in dem Hingeshiedenen einen wahren Vater des Vaterlandes, und da man seinen Sohn seit vielen Jahren als den Vertrauten desselben betrachtete, fand die Republik es ganz selbstverständlich, daß Peter in alle Rechte des Verstorbenen eintrat und gewissermaßen auch die Herrschaft

über die Stadt antrat. Ein in der Familie Medici erbliches Übel, eine unheilbare, oft wiederkehrende und schmerzhaftige Entzündung des rechten Fußgelenkes, trat bei Peter besonders hinderlich auf und nötigte ihn vielfach, sich einer Sänfte zu bedienen. Da er den größten Teil des Jahres auf seinem nahe bei der Stadt gelegenen Landgute Careggi zubrachte und doch häufig in Florenz sein mußte, ließ er sich durch seine Diener in einer Sänfte tragen, und da dies stets mit einer gewissen Umständlichkeit und unter zahlreichem Gefolge geschah, so machte sein Erscheinen den Eindruck ehrwürdiger Vornehmheit, was dem Ansehen der Familie beim Volke nur förderlich war. Hätte er die gleiche Freigebigkeit und denselben Grad von Kunstliebe wie sein Vater an den Tag gelegt, man würde ihn gleich diesem als Wohlthäter der Stadt verehrt haben.

Auch nach der schön gelegenen Villa seiner geliebten einzigen Tochter ließ sich Peter vor Medici häufig bringen und es geschah dies stets in Begleitung einiger berittenen Diener, wie es die Unsicherheit der Zeit nötig machte. Die meisten Villen in der Umgegend waren von Ziergärten umschlossen, an welche ausgedehnte Ländereien grenzten. Feldfrüchte und Gemüse in Menge sowie reichlich tragende Obstbäume und Weinstöcke gaben das beste Zeugnis für die unererschöpfliche Fruchtbarkeit dieses gesegneten Landstriches. Die Umgebung der Villa, welche Wilhelm Pazzi mit seiner Frau bewohnte, verriet außerdem die sorgliche Pflege, die der jetzige Besitzer derselben angeidehen ließ. Nirgends sah man schönere Oliven und Feigenbäume, und die zwischen den Fruchtbäumen sich hinschlingenden Weinreben trugen die edelsten Trauben und lieferten einen köstlichen Wein. Gleich einem kleinen Paradiese stellte sich der Blumengarten dicht um das Haus den Augen dar; außer kostbaren tropischen Gewächsen, die daselbst sorgsam gehegt wurden, erfreute zu jeder Jahreszeit reicher Blumenschmuck Herz und Sinn der Bewohner. Gern weilte Peter von Medici stundenlang unter den schattigen Ulmen und Platanen in der Nähe des Hauses, und wenn er dort saß, seine Blicke auf die Vaterstadt unten im Thale und die lachende Gegend umher gerichtet, dann wieder sich an der Schönheit seiner Tochter oder an den Spielen ihrer munteren Kinder erfreuend, konnte er sich in eine Welt harmonischen Zauberlebens versetzt glauben, ohne stachelnden Ehrgeiz, ohne Neid, ohne Kampf und Vernichtung.

Peter von Medici überlebte seinen Vater nur wenige Jahre. Doch hatte diese kurze Zeit hingereicht, die Anhänglichkeit des Volkes auch auf seine Söhne zu übertragen, oder richtiger diejenige Partei im Volke, welche das Haus Medici als das herrschende anerkannte, betrachtete es als selbstverständlich, daß die oberste Leitung der Republik aus Peters Händen in diejenigen der Enkel des großen Cosmus übergehen müsse. Dennoch lebte eine gewisse Besorgnis von neuem auf; denn wenn bei Peter dessen vorgerücktes Alter und sein leidender Zustand den Mangel an Thatkraft und Charaktergröße einigermaßen entschuldigten, so fehlte seinen beiden Söhnen eine solche zufällige Schicksalsgunst, ja es ließ sich geradezu

befürchten, daß die Enkel des großen Cosmus, Lorenzo und Julius, ihrer Jugend und Lebenslust wegen eine weniger wohlwollende Beurteilung finden würden. Das Andenken des Großvaters war gleichsam durch die Erinnerung an das erlittene Unrecht der Verbannung mit der Glorie des Martyriums umleuchtet, der Vater hatte dem Großvater als Vertrauter zur Seite gestanden und durch seinen kränklichen Zustand Teilnahme für sich wachgehalten, Lorenzo und Julius dagegen hatten weder etwas gethan noch gelitten, was sie dem Herzen der Florentiner nahe stellte. Als Söhne des reichen Handelsherrn Peter Medici und zugleich als die vermutlichen Erben seiner politischen Stellung, waren sie von Kindheit an gleich Prinzen erzogen worden und hatten sich in allen ritterlichen Vorzügen bewährt, ohne bis jetzt irgend welche persönliche Vorzüge zu verraten, welche dem Volke als Gewähr für eine gedeihliche Zukunft erscheinen konnten.

Die erste That, welche die Brüder Medici nach des Vaters Tode vollführten, bewies wenigstens, daß sie die Vorsicht und Klugheit, welche schon dem Großvater eigen gewesen, geerbt hatten. Lorenzo erkannte sofort die Schwierigkeiten seiner Lage und die seines Bruders und er traf danach seine Vorkehrungen.

Er ordnete unverweilt an, daß einige Freunde seines Vaters, darunter namentlich Thomas Soderini und Andreas Pazzi, der Schwiegervater seiner Schwester Blanca, welche beide bereits während des Vaters Krankheit die Geschäfte der Regierung besorgt hatten, im Besitze ihrer Ämter bleiben sollten. Die Gesandten fremder Mächte waren bereits gewöhnt, mit Thomas Soderini zu verhandeln; als sie nun kamen, um ihm wegen des Ablebens Peters von Medici ihr Beileid zu bezeugen, schickte er sie, gleich allen übrigen Deputationen, zu den beiden Söhnen des Verstorbenen, weil er den Anschein vermeiden wollte, als maße er selbst sich die erste Stelle im Staate an, obgleich er die beiden Medici in den Geschäftsangelegenheiten vertrat. Die Gesandten und Deputationen achteten diese Anordnung, und Lorenzos Klugheit bewirkte in kurzer Zeit, daß das Volk stillschweigend sich daran gewöhnte, die beiden Brüder als die Erben der Machtstellung ihres Vaters und Großvaters zu betrachten. Allerdings konnte nicht vermieden werden, daß ein Teil der älteren Häupter anderer großen Familien mit Entrüstung diese Vorgänge beachteten, entschlossen, den beiden jungen Medici den Vorrang nicht zu lassen.

Die Ehe Wilhelm Pazzis mit Blanca Medici war bisher eine ungestört glückliche gewesen. Wie der Großvater, so hatte auch der kränkliche Vater die anmutige junge Frau aufs zärtlichste geliebt und alles aufgeboten, um ihr das Leben zu einer Reihe von glücklichen Tagen zu machen. Und Blanca ihrerseits vergalt diese Liebe mit bescheidener Dankbarkeit. Während ihre Brüder von frühesten Jugend an große Summen beanspruchten, um ihre Liebhabereien zu befriedigen, für schöne Pferde, kostbare Waffen oder seltene Hunde schwärmten und viel Geld für derartige Dinge verschwendeten, hatte Blanca selten oder nie einen Wunsch geäußert, und wenn sie auch mit lächelnder Freude die Geschenke

an kostbarem Schmuck hinnahm, die sie vom Vater oder Großvater erhielt, war sie doch weit entfernt, unbescheidene Bitten auszusprechen, und daran zu denken, andre junge Frauen in Glanz und Pracht zu überbieten. Fragte der Großvater, ob sie einen prächtigen Gewandstoff oder ein reiches Schmuckstück begehre, so schüttelte sie lachend den Kopf und versicherte, sie besitze alles, was ihr Herz wünschen könne.

Blanca war schön, von jener sanften, schwermüthigen Schönheit, die sich im Süden häufig findet, die weder siegen will, noch sich ihrer Siege bewußt ist, aber doch unaufhörlich für sich einnimmt. Ihr großes dunkles Auge besaß jenen sanften Glanz, der mehr rührt als begeistert, ihre Züge waren edel und regelmäßig, aber gemildert durch sanften Reiz. Nichts konnte mit dem Anblick verglichen werden, wenn sie an der Seite ihres Gatten stand oder langsam mit ihm einherschritt. Er, das wahre Bild eines lebensfrischen, kraftvollen Mannes, und sie das anmutige Weib, auf dessen Antlitz das innere Glücksgefühl leuchtete und dessen Gestalt sich in unbewußter Hingebung an die seinige schmiegte. Da Wilhelm von Jugend auf große Vorliebe für die Landwirtschaft gezeigt hatte, fühlte er sich auf dem umfangreichen Besitztum mit der geräumigen Villa und den ausgedehnten Ländereien ganz in seinem Elemente. Er selbst wäre reich genug gewesen, um für sich und Blanca Besitz zu kaufen und denselben zu erweitern, aber es gewährte ihm Freude, Blancas eignes Landgut durch seine Arbeit zu bewirtschaften und den Ertrag derart zu erhöhen, daß der Wert fortwährend stieg. Er war unaufhörlich bedacht, alle möglichen Versuche anzustellen, den Boden zu verbessern und wußte auf jede Weise seine Thätigkeit auf den Gebieten der Landwirtschaft nutzbar zu machen. Da wurden edle Tiere gezüchtet, Pferde eingeübt, Bäume veredelt, Wasserleitungen gebaut: kurzum, jeder Tag forderte geistige und körperliche Arbeit. In gleicher Weise schaltete Blanca in ihrem Bereiche, nicht nur, indem sie das Innere des Hauswesens überwachte, sondern auch als anregendes Element eines kleinen, überaus geselligen Kreises. Auch sie besaß jene Kunstliebe, welche bereits zu den Zeiten des Großvaters die Familie Medici ausgezeichnet hatte und deren Pflege nun schon als ein Erbstück betrachtet wurde. Cosmus hatte in dieser Beziehung alles gethan, um die Neigung der Enkelin zu fördern, und die Einrichtung ihres Landsitzes trug überall die Spuren dieser edlen Liebhabereien. Allerdings war dieselbe in den letzten Jahren doch etwas in den Hintergrund getreten und hatte der süßesten aller Pflichten weichen müssen, welche die Natur dem Weibe vorbehalten hat, seitdem Blanca für zwei allerliebste Kinder, einen fünfjährigen Knaben und ein zweijähriges Mädchen, zu sorgen hatte.

Das Zusammenleben der beiden Ehegatten war nun während der sechs Jahre ihrer Vereinigung durch keinen Schatten von Uneinigkeit getrübt worden. Sowohl Wilhelm wie Blanca verschmähten die Gelegenheiten, tagelang oder auch nur auf Stunden vom Hause fern zu bleiben. Trotzdem war Blanca

überrascht, als ihr Gatte eines Sonntags, wo sie aus guten Gründen mit Gewißheit vorausgesetzt hatte, er werde dem Hochamte im Dome beizuwohnen, erklärte, zu Hause bleiben und die stille Messe in der eignen Hauskapelle dem festlichen Hochamte vorziehen zu wollen. Mit sanften Worten redete Blanca diesmal ihrem Gatten zu, denn sie hielt es für ihre Pflicht, seine Anwesenheit bei einer Feierlichkeit zu befürworten, welche sämtliche Mitglieder des Rates und die Vertreter der angesehensten Familien heute um den Hochalter des Domes vereinigte.

Es handelte sich nämlich um die feierliche Einführung des kürzlich zum Erzbischof von Florenz ernannten Kardinals Peter Riario, der unter der Assistentz der hervorragendsten Geistlichen der Stadt ein festliches Hochamt im Dome celebrierte, woran sich auch ein pomphaftes Gelage anschließen sollte, wie er solche bereits in verschiedenen italienischen Städten den vornehmen Familien gegeben hatte. Jedermann tadelte den weltlichen Glanz, welcher bei solchen Gelegenheiten entfaltet wurde, aber niemand wollte von der Teilnahme ausgeschlossen sein, zumal diese Feste Gelegenheit boten, mit den ersten und angesehensten Personen zusammen zu treffen. Peter Riario war ein Verwandter des Papstes Sixtus IV., dessen Gebaren überall den größten Unwillen erregte, insofern er verschiedenen seiner nächsten Verwandten die einträglichsten Kirchenämter übertragen oder sie mit weltlichen Besitzthümern beschenkt und zu regierenden Herren erhoben hatte. Vier seiner Neffen bekleideten bereits hohen Rang und genossen beträchtliche Einkünfte, und der ungeheure Luxus, in welchem dieselben sich gefielen, gereichte ihnen nicht mehr zum Vortheile, denn ihr maßloses Treiben rief ebensoviel Neid wie Verdruß wach. Kürzlich aber hatte der Papst den kaum sechsundzwanzigjährigen Peter Riario, einen Sohn seiner Schwester, vom einfachen Franziskanermönch zum Cardinal des heiligen Stuhles, Patriarchen von Konstantinopel und Erzbischof von Florenz ernannt. Mit unglaublicher Leichtigkeit fand sich der junge Riario in seine neue Rolle; er entfaltete vom ersten Augenblicke an eine solche verschwenderische Pracht des Haushaltes, daß man nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien darüber Glossen machte. Nachdem er in dem Palaste, den er in Rom bezogen hatte, den fremden Gesandten und mehreren durchreisenden fürstlichen Personen glänzende Gastmähler gegeben hatte, zog er mit pomphaftem Gefolge nach Florenz, um sein Amt als Erzbischof anzutreten. Von dort wollte er nach Mailand und dann nach Venedig reisen; überall gedachte er, die Welt durch Pracht und Verschwendung in Erstaunen zu setzen.

Die Anwesenheit dieses vielbesprochenen Mannes, der heute das Hochamt im Dome hielt, war allerdings eine Veranlassung, bei welcher zurückzubleiben dem Sohne aus einem der ersten Florentinischen Häuser kaum gestattet war. Anfangs hatte Blanca geglaubt, ihr Gatte habe die ganze Angelegenheit vergessen, da jedoch ihre Mahnung auf erneute Weigerung bei ihm stieß, mußte sie annehmen, es liege darin ein neuer Beweis dafür, daß ihm außer seiner

Häuslichkeit alles gleichgültig sei. So wohlthuend dieser Gedanke war, wünschte sie diesmal doch, ihr Gatte möge der Festlichkeit beiwohnen, und sie gab ihrem Zureden etwas stärkeren Nachdruck. Da sie wußte, daß wohl noch ein anderer Grund ihn in seinem Widerstand bestärkt haben konnte, wollte sie diesen nicht unerwähnt lassen. Sie sagte deswegen:

„Es wird den meisten unsrer Herren kein besonderes Vergnügen gewähren, dem eiteln Riario bei der heutigen Feier gewissermaßen die Schleppe zu tragen, und ich kann mir denken, mit welchem Widerstreben meine beiden Brüder zugegen sein werden. Sie müssen jedoch ihrem Stolz das Opfer bringen, welches ihre Stellung erheißt.“

„Glaube nicht“, entgegnete Wilhelm, „daß mich Stolz oder Neid abhält, dem neuen Erzbischof meine Huldigung zu beweisen. Mir wäre es gleichgültig, seiner lächerlichen Prahlucht dieses Opfer zu bringen, wenn es geschehen müßte, aber ich glaube nicht, daß meine Abwesenheit bemerkt wird, und ein unbestimmtes Gefühl hält mich gerade heute zurück.“

Es wurde ihm schwer, diese Erklärung zu geben, und obgleich Blanca nicht die leiseste Ahnung der Gründe hatte, die ihn bewegten, kannte sie ihn doch zu gut, um über seine anhaltende Weigerung nicht etwas befremdet zu sein. Sie entgegnete daher:

„Bei einer solchen Gelegenheit bleibt es gewiß nicht unbemerkt, wenn ein Mitglied des Hauses Pazzi ohne triftigen Grund fehlt.“

„Du irrst“, entgegnete Wilhelm mit einem Auslug von Bitterkeit; „die Pazzi sind sämtlich auf die Seite gedrängt. Deine Brüder stehen fest auf ihren eignen Füßen, seitdem meines Vaters Tod sie von der Vormundschaft befreite. Wie könnte es also darauf ankommen, ob ein Pazzi mehr oder weniger sich heute im Dome zeigt?“

„Du weißt“, erwiderte Blanca, „wie sehr ich den Zwiespalt unsrer Familien beklage; aber ich trage deinen Namen und darum dachte ich, gerade heute wäre eine Gelegenheit, bei welcher die Pazzi sich hervorthun könnten. Dein Bruder Franz, der in Rom das große Bankgeschäft besitzt, genießt das volle Vertrauen des Papstes und also wahrscheinlich auch die Gunst seines Neffen Riario. Wäre es da nicht möglich, daß die Anwesenheit des letzteren den ewigen Hader zwischen meiner und deiner Familie ausgleichen könnte? Du hast alle Festlichkeiten, welche bereits zu Ehren des Kardinals stattgefunden haben, vermieden, und eben darum meine ich, du solltest das feierliche Hochamt am heutigen Tage nicht versäumen.“

„Mein gutes, liebes Weib“, versetzte Wilhelm, indem er sie auf die weiße Stirn küßte, „du ahnst wenig von den Gedanken und Empfindungen, welche durch den Streit der Männer entfacht und genährt werden. Dein sanftes Herz ist nicht geeignet, die wilden Leidenschaften zu verstehen, wodurch fortwährend der Friede unsrer Stadt bedroht ist. Allerdings genießt mein Bruder Franz die

Gunst des Kardinals und ist daher auch zur heutigen Festlichkeit von Rom nach Florenz gekommen, aber seine Anwesenheit erweckt mir wenig Freude. Laß uns nicht weiter über diese unerfreulichen Dinge reden; hoffen wir vielmehr, daß der heutige Tag nichts Schlimmeres bringe, als viele seiner Vorgänger. Möge er in jedem Falle unser stilles häusliches Glück nicht stören — — beten wir zu Gott, daß er von unsern Häuptern und denen der Kinder jedes Unheil fernhalte.“

Einen Augenblick war es Blanca, als vernehme sie während dieser Worte ganz aus der Ferne rollenden Donner und ein unklares Gefühl der Angst bemächtigte sich ihres Gemüthes. Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, um sich zu bezwingen, und es gelang ihr wirklich.

„Wie ernst du diese Worte sprichst!“ erwiderte sie, indem sie aufstand, ihres Mannes Hand ergriff und mit ihm an ein Fenster trat, welches über den Garten und das Feld hinweg die Aussicht auf Florenz gestattete. Es war gegen Ende April, und die ganze Gegend prangte im herrlichsten Schmucke des Frühlings.

„Sieh“, sagte Blanca, „wie sonnig und friedlich unsre blühende Vaterstadt im heitern Lichte der schönsten Jahreszeit vor uns liegt. Wozu solch trübe Grillen? Schon seit einigen Wochen habe ich bemerkt, daß du dich mit finsternen Gedanken plagst und oft in tiefes Sinnen versunken vor dich hinstarrst. Was geht in dir vor? Ich kenne dich zu gut, um nicht zu wissen, daß dich irgend etwas bedrückt. Hat mein Bruder Lorenzo gegen einen der Deinigen wieder etwas unternommen? Läßt ihm sein Ehrgeiz nicht Ruh' noch Raht — ist es wirklich unmöglich, daß die angesehenen Mäner in Florenz freundschaftlich zusammenstehen, müssen sie sich fortwährend gegenseitig beschden?“

„Nichte diese Fragen an deinen Bruder Lorenzo selbst“, entgegnete Wilhelm etwas gereizt; aber als er sah, wie Blanca das schöne Haupt demüthig senkte, ohne etwas auf seine Worte zu erwidern, schloß er sie in seine Arme, küßte sie zärtlich auf Stirn und Mund und sagte dann: „Wie traurig, daß Cosmus und Peter von Medici und nun auch Andreas Pazzi gestorben sind; sie würden unsre Kinder geliebt haben, und ihretwegen wäre der Friede zwischen den beiden Häusern ungestört geblieben. Aber wo sind die Kinder?“ setzte er in dem Bedürfnis, das Gespräch abzulenken, hinzu; „ich habe sie heute Morgen noch nicht gesehen.“

„Ich will dir die Kinder bringen“, entgegnete Blanca und verließ mit dem Lächeln der glücklichen Mutter das Gemach.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, als die Gedanken ihres jungen Vaters sich von ihr und den Kindern abwandten und mit einer Angelegenheit beschäftigten, die vielleicht schon in der nächsten Stunde eine gewaltige Umwälzung in den Verhältnissen seiner Vaterstadt bewirken sollte.

Schon seit längerer Zeit war die Republik Florenz ihre besonderen Wege gegangen und hatte sich nur um die inneren Streitigkeiten, die Interessen des Handels und in Folge davon um die benachbarten kleinen Staaten, aber sehr

wenig um die größeren Angelegenheiten Europas und die Gesamtinteressen Italiens bekümmert; sie sah ruhig zu, wie der König Ferdinand von Neapel ehrgeizige Pläne verfolgte, wie Papst Sixtus IV. in gewissenloser Weise seine Familie auf jede Weise bereicherte, sie überließ ferner die Venezianer ihren unaufhörlichen Kriegen gegen die Türken und die Genueser ihren Revolutionen.



Palast Pazzi in Florenz.

Wenn die Inhaber der öffentlichen Ämter in Florenz noch für irgend etwas außer dem Aufschwung ihrer Industrie Interesse hatten, so waren es die persönlichen Angelegenheiten des Hauses, oder vielmehr der beiden Brüder Lorenzo und Julius von Medici. Nach dem Tode des Andreas Pazzi konnte sich Lorenzos Ehrgeiz immer bedenklicher entfalten; denn der alte Thomas Soderini verehrte den lebhaften Geist des jungen Mannes viel zu sehr, um sich irgend einem seiner Pläne entgegen zu stellen. Eine Reise nach Rom

hatte Lorenzo mit der Familie Orsini zusammen und zu einer Verlobung mit einer Tochter dieses Hauses geführt. Schon dies allein genügte, um ihm in Florenz neue Feinde zu schaffen; kannte man doch dort den unbändigen Stolz des römischen Adels. Lorenzo und sein Bruder Julius waren fest überzeugt, daß ihnen die Herrschaft in Florenz von Rechts wegen zukomme, und seit seiner Verlobung mit Clariffa Orsini übte Lorenzo diese Herrschaft trotz seiner Jugend in immer unumschränkterer Weise aus. Er ernannte in Gemeinschaft mit seinem Bruder fünf Wähler, und diese bestimmten die Inhaber der verschiedenen Ämter, ohne das Volk zu fragen und ohne daß eine geregelte Verbindung zwischen den obersten Behörden und ihren Beamten bestanden hätte. Da der Adel noch zu zahlreich war, um ihn völlig zum Gehorsam zwingen zu können, so schufen die Medici eine permanente Vertretung, welcher sie die Macht und die Rechte einer beschließenden und ausführenden Behörde übertrugen. Durch diese Maßregel regierten sie als Souveräne und disponierten zugleich über die Einkünfte des Staates, ohne irgend jemand Rechenschaft ablegen zu müssen. Aus diesem Verhältnis entstand nach und nach eine seltsame Verwirrung, so daß niemand mehr genau wußte, wo die Interessen des Handelshauses Medici aufhörten und die Angelegenheiten des Staates ihren Anfang nahmen. Cosmus und Peter von Medici waren tüchtige Geschäftsmänner gewesen, aber Lorenzo und Julius wurden durch ihre Erziehung den Handelsinteressen gänzlich entfremdet, und es kamen in ihren Dispositionen fortwährend Übereilungen vor, die sich durch große Verluste rächten. In solchen Fällen waren sie dann leichtfertiger genug, Staatsgelder zu Hilfe zu nehmen. Das Haus Medici unterhielt hauptsächlich große Verbindungen in den Niederlanden. Einmal mußten hunderttausend Gulden aus der Staatskasse nach Brügge gesandt werden, um das Fallissement eines Bankhauses zu verhindern, welches Lorenzo dort gegründet hatte. Solche Vorfälle wiederholten sich und die Spekulationswut Lorenzos würde das Haus Medici bald ruiniert haben, wären die Staatsgelder nicht oft zu seinem Vortheile verwendet worden.

So hatte sich die Herrschaft der beiden Medici immer bedenklicher entwickelt, aber sie hatten noch großen Anhang in Florenz. Allerdings waren es größtenteils verwerfliche Gründe, welche ihnen neue Freunde zuführten. Eine Anzahl der alten Familien hielt zu ihnen, um nicht nur Macht und Einfluß, sondern auch die Verfügung über die öffentlichen Einkünfte mit ihnen zu teilen.

Um es andern herrschenden Familien gleichzutun, hatten die Medici schon früher der ihrem Palaste zunächst gelegenen Kirche San Marco ihre besondere Gunst zugewandt und erwarben das Protektorat über das damit verbundene Kloster. Schon Cosmus hatte daselbst eine Bibliothek gegründet, Lorenzo verband damit auch andre Zwecke wissenschaftlicher und künstlerischer Richtung; überhaupt verstanden es die Brüder Lorenzo und Julius, ausgezeichnete Gelehrte und Künstler an sich zu fesseln, indem sie denselben Aufträge erteilten und sie

dann mit Ehren und Geschenken überhäufte. Lorenzos großes Verständnis für die höchsten Ziele der Kunst kam ihm dabei sehr zu statten. Während nun ein großer Teil der ältesten und angesehensten Familien sich hauptsächlich aus Neid oder Rivalität gehässig gegen die Medici verhielt, jubelte das Volk ihnen zu, da es sich ihrer Freigebigkeit erfreute und sich an den Werken der Kunst ergötzte, welche sie überall öffentlich aufstellen ließen.

Übrigens waren Lorenzo und sein Bruder Julius in ihren Ansichten und Regierungsplänen nicht völlig einverstanden, und es war offenbar, daß seit Lorenzos Verlobung mit Clarissa Orsini ein dämonischer Geist unersättlichen Hochmuts über ihn gekommen war. Julius war viel sanfter, viel bescheidener und wohlwollender als sein Bruder, und machte diesem häufig Vorstellungen wegen seines Ehrgeizes, seiner rücksichtslosen Härte und maßlosen Hestigkeit. Aber der Einfluß der Familie Orsini bewirkte bei Lorenzo, daß er kein andres Ziel mehr im Auge hatte, als sich zum alleinigen Herrn der Republik zu machen, zu welchem Zwecke er alle übrigen großen Familien zu verdrängen oder zu unterdrücken suchen mußte.

Unter denjenigen Familien, deren Rivalität die Medici zu fürchten hatten, behaupteten die Pazzi den ersten Rang. Sie waren ein altes adliges Ghibellinengeschlecht und lebten in früherer Zeit in Feindschaft mit der Florentinischen Republik. Später verließen sie ihre Burgen und zogen in die Stadt, wo sie sich einen schönen Palast bauten und sich großer Vorrechte erfreuten. Nachdem Cosmus von Medici im Jahre 1434 von dem aufgewiegelten Volke vertrieben und bald darauf wieder zurückgerufen worden war, fühlte er die Notwendigkeit, sich mit einem Teile des alten Adels zu verbinden. Er gestattete daher einigen dieser Familien, ein bürgerliches Geschäft zu betreiben und dem Adel zu entsagen. Dazu gehörten die Pazzi, und Andreas Pazzi war der erste, der auf diese Weise in die Signoria gelangte. Die Pazzi hatten ein Bankhaus gegründet, welches bald eines der reichsten und angesehensten in Italien wurde. Nicht nur von vornehmer Abkunft, sondern auch bessere Geschäftsleute als die Medici, hatten sie nicht nötig, die Hilfe des Staatsfäkels in Anspruch zu nehmen.

Cosmus von Medici hatte damals richtig eingesehen, daß es klüger sei, sich mit einer solchen Familie eng zu verbinden, und darum hatte er auf seinen Sohn eingewirkt und die Heirat zwischen seiner Enkelin Blanca und Wilhelm Pazzi begünstigt. Lorenzo verfolgte das entgegengesetzte Prinzip: nicht nur, daß er durch die Verbindung mit einem der römischen Adelsgeschlechter gegen die Überlieferungen der großen Florentiner Familien verstieß, er richtete auch sein Augenmerk darauf, die Pazzi ganz aus dem Wege zu schaffen. Seinen Schwager Wilhelm betrachtete er als ungefährlich, aber die Brüder desselben suchte er auf jede erdenkliche Weise zu drücken, um ihnen alle Macht zu benehmen. Franz Pazzi, Blancas ältester Schwager, konnte den Übermut Lorenzos nicht länger ertragen, und da sein Ruf als Geschäftsmann im ganzen Lande

verbreitet war, siedelte er nach Rom über und gründete dort ein eignes Geschäft, indem er zugleich die Bankgeschäfte des heiligen Stuhles übernahm, welche bisher das Haus Medici besorgte, ein Amt, das gerade unter dem Pontifikat Sixtus' IV. sehr einträglich war. Kurze Zeit darauf ereignete sich ein Vorfall, welcher die Feindschaft zwischen den beiden Familien auf den Gipfel trieb. Der zweite Schwager Blancas, Johannes Pazzi, hatte die einzige Tochter und Erbin des Jakob Boromei, eines unermesslich reichen Bürgers, geheiratet. Als dieser starb, erließ Lorenzo sofort ein Gesetz, nach welchem die Neffen den Töchtern vorgingen, wenn es sich um die Erbschaft eines Vaters handelte, der ohne Testament gestorben war, und er verlieh diesem Gesetze rückwirkende Kraft, wodurch Johannes Pazzi die große Erbschaft seines Schwiegervaters verlor, der es gar nicht für nötig gehalten hatte, ein Testament zu gunsten seines einzigen Kindes zu machen.

Derartige Vorgänge machten gewaltiges Aufsehen und verfehlten nicht, auch bei den auswärtigen Mächten Unzufriedenheit hervorzurufen. War doch Lorenzo von Medici durch seinen maßlosen Ehrgeiz und in manchen Fällen auch durch sein geistiges Übergewicht den fremden Fürsten ein Dorn im Auge geworden. Am päpstlichen Hofe aber rief außerdem seine Verlobung große Unzufriedenheit hervor, denn die Orsini gehörten zu den mächtigsten Feinden des heiligen Stuhles, wenngleich augenblicklich ein Orsini Kardinal war. Franz Pazzi hatte nicht verfehlt, die Mißstimmung beim Papste zu schüren, und da er auch die Geldgeschäfte für dessen Neffen, den Kardinal Riario, zu besorgen hatte, gab es Gelegenheit genug, einen Plan zu entwerfen, welcher die Medici mit einem Schlage vernichten sollte.

Peter Riario war mit allem einverstanden, Franz Pazzi begleitete ihn nach Florenz, wo er unter dem Schutze des mächtigen Kirchenfürsten sich ungehindert aufhalten konnte. In den wenigen Tagen, die er nun dort verweilt hatte, war er an die Spitze einer Verschwörung getreten, welcher eine Anzahl mißvergünstigter Adliger sich anschloß und deren Ziel und Zweck dahin ging, die beiden Brüder Medici zu ermorden. Alle in Florenz anwesenden Mitglieder der Familie Pazzi hielten es für eine heilige Ehrensache, dem Bunde anzugehören, nur Wilhelm hatte aus naheliegenden Gründen seine Beteiligung verweigert, aber er war genötigt worden, zu versprechen, daß er der Sache nicht schaden wolle und hatte durch einen feierlichen Schwur das tiefste Stillschweigen, auch seinem Weibe gegenüber, geloben müssen.

Wilhelm ahnte, daß der Mordversuch während des heutigen Hochamtes im Dome vollzogen werden sollte, und es war nur zu begreiflich, daß er seine Aufregung schwer verbergen konnte. Der prunksüchtige Kardinal Riario war mit dem Erzbischof Salviati von Pisa, welcher den Medici gleichfalls schwer zürnte, in Florenz zusammengetroffen, und die Anwesenheit dieser beiden hohen kirchlichen Würdenträger hatte bereits in den letzten Tagen zu verschiedenen

festlichen Zusammenkünften in den ersten Familien Anlaß gegeben. Erst am gestrigen Tage hatte zu Careggi bei den Brüdern Medici ein prachtvolles Bankett stattgefunden, und bei dieser Gelegenheit hatte auch Wilhelm Pazzi den Kardinal kennen gelernt. Die Anwesenheit dieses letztern sollte gleichsam die Verschwörung sanktionieren, obgleich er selbst sich der Sache scheinbar gänzlich fern hielt. War der Schlag gelungen, so konnte das Ansehen des Kardinals für die neue Ordnung der Dinge wichtig werden.

Mehr mußte Wilhelm nicht. Seine Aufregung steigerte sich fieberhaft in der kurzen Zeit, während welcher er sich im Gemache allein befand und seinen Gedanken völlig überlassen blieb.

Der Eintritt Blancas riß ihn zwar aus seinen Träumen, aber als er nun die holde Gestalt erblickte, wie sie an der Hand den fröhlichen Knaben führte und auf dem Arme das liebe kleine Mädchen trug, ergriff ihn das Gefühl ängstlicher Besorgnis so heftig, daß er einen Augenblick die Fassung verlor und sein Gesicht von tiefer Blässe überzogen wurde. Was auch der Ausfall des bevorstehenden Ereignisses sein mochte, diese unschuldigen Kinder wurden in jedem Falle schmerzlich davon betroffen, denn entweder unterlag die Familie ihrer Mutter oder diejenige des Vaters, und daß damit der Friede seiner eignen Ehe eine gefährliche Erschütterung erhielt, war leicht voranzusehen.

Blanca war in ein einfaches, aber dem Range und dem Reichtum ihrer Familie entsprechendes Gewand gekleidet. Ihr prachtvolles braunes Haar wurde von einem Netze zusammengehalten, und da sie im Hause keinerlei Schmuck trug, umschlossen köstliche Spitzen ihren zarten weißen Hals und die zierlichen Handgelenke. Sie fielen fast bis zu den schlanken Fingern, mit welchen sie das Händchen ihres Knaben gefaßt hatte. Auch die Kinder waren von ihren Wärterinnen zierlich gekleidet, und die gesamte Gruppe würde zu jeder andern Zeit den Augen des Vaters einen beglückenden Anblick gewährt haben. Diesmal aber konnte Wilhelm sich des lieblichen Schauspiels nicht erfreuen, und die zartfühlende Gattin erschrak, als sie seine Blässe wahrte. Sie erkannte sofort, daß seine Stimmung während ihrer Abwesenheit viel düsterer, viel erregter geworden war. Besorgt wollte sie um die Ursache seines veränderten Aussehens fragen, aber er kam ihr zuvor und verhinderte ihre Erkundigung, indem er sagte: „Es war unüberlegt von mir, der heutigen Feier fern zu bleiben, und ich will eilen, mein Versprechen wieder gut zu machen. Mein Pferd ist rasch gesattelt und vielleicht erreiche ich noch zeitig genug die Stadt.“

Er mußte selbst nicht recht, was er sagte und sagen wollte. Es war ihm, als müsse er um jeden Preis den Mord zu vereiteln suchen. War es eine Ahnung, die ihn bei seinen Worten wie mit Allgewalt erfaßte? Jedenfalls duldete ihn die innere Unruhe nicht länger im Hause. Mochte mit ihm geschehen, was da wollte, es trieb ihn unwiderstehlich nach dem Orte, wo in diesem Augenblicke das Schicksal der Vaterstadt und seiner Angehörigen sich entschied.

War Blanca schon beim Anblick ihres Gatten erschrocken, so geriet sie in ernstliche Besorgnis, als sie ihn, ohne ihre Entgegnung abzuwarten, fortstürmen sah. Auch die Kinder blickten erstaunt dem Vater nach, der gegen seine Gewohnheit sie gar nicht beachtet hatte. Als Blanca sich wieder gesammelt hatte, eilte sie zu einem Fenster, das nach dem Hofe ging, um sich zu überzeugen, was Wilhelm beginnen werde. Ihr Herz klopfte heftig, obgleich gar kein eigentlicher Grund zur Besorgnis vorlag. Sie beobachtete, wie Wilhelm rasch Befehle erteilte, wie sein Stallknecht eilig das Pferd sattelte und ein andrer Diener ihm Degen und Handschuhe, die er in der Eile vergessen hatte, holen mußte. Er selbst griff überall mit an, um schneller zu Ende zu kommen, und Blanca bemerkte, wie seine Hand zitterte und sein Auge glühte. Endlich war alles in Ordnung, und er konnte seiner Ungebuld Genüge leisten, indem er sich in den Sattel schwang. — Kaum sprengte Wilhelm zum Thor hinaus, so empfand Blanca gleichfalls eine unerklärliche brennende Unruhe. Vergeblich bemühte sie sich, dieselbe zu bemeistern, indem sie zu den Kindern eilte, die im vordern Gemach zurückgeblieben waren, wo sie sorglos miteinander spielten.

Nur wenige Augenblicke und sie konnte ihre Angst nicht mehr bezwingen. In ihrer Ratlosigkeit entschloß sie sich, eiligst einen Reitknecht abzusenden, der so schnell als möglich hinter ihrem Gatten die Stadt erreichen und für alle Fälle in seiner Nähe bleiben sollte. Dann verfügte sie sich in die kleine Hauskapelle, um ihr geängstigtes Herz durch brünstige Gebete zu beruhigen.

Als Wilhelm Pazzi in die Stadt einreiten wollte, hatte er am Thore einige Schwierigkeiten zu bestehen, und nachdem diese beseitigt waren, bewies ihm der große Tumult, der in allen Straßen tobte, daß der beabsichtigte Handstreich bereits geschehen war. Seine fieberhafte Ungebuld veranlaßte ihn, sich sofort nach dem Ausgang desselben zu erkundigen. Aber zu seinem Schrecken mußte er erfahren, welche unvorhergesehene Wendung die Sache genommen hatte. Die Aufregung war überall so groß, daß die Menschen in blinder Wut durch die Straßen rannten und laut ausriefen, alles, was mit der Familie Pazzi im Zusammenhange stehe, müsse sofort getödet werden. Ein Mordanschlag auf die Brüder Medici! Das war, als habe man dem Volke das Liebste auf dieser Welt rauben wollen, und jeder einzelne fühlte sich von Rachedurst angetrieben.

Nur der Fürsorge seines Weibes verdankte Wilhelm Pazzi sein Leben, denn kaum hatte der ihm nachgesandte Reitknecht erfahren, was geschehen war, und die Gefahr erkannt, welche seinen Herrn nicht nur in den Straßen von Florenz, sondern in gleicher Weise auf seiner Villa bedrohte, als er sich dicht an ihn herandrängte, um ihn auf den einzigen Ausweg zur Rettung aufmerksam zu machen. In der Not des Augenblickes konnten weder lange Verhandlungen gepflogen, noch besondere Rücksichten genommen werden, und so veranlaßte der brave Reitknecht seinen Herrn, ohne weiteres den kürzesten Weg nach dem Palaste einzuschlagen, den sein Schwager Lorenzo in der Stadt besaß.

Wilhelms Ankunft daselbst wurde sofort als ein Beweis der Parteinahme für die Medici aufgefaßt, denn die Freunde und Diener des Hauses wußten alle, daß er demselben verschwägert war. Nur kurze Zeit später, und selbst dieser Ausweg würde ihn kaum mehr gerettet haben, denn das leicht erregbare und lenksame Volk geriet in immer leidenschaftlichere Wut, und da die Verschwörung nun einmal von der Familie Pazzi ausging, sollte kein Glied derselben verschont werden, wäre ihm auch jede Beteiligung an der That fremd gewesen.

Einmal im Palaste seines Schwagers angelangt, durfte Wilhelm allerdings auf Schutz und Sicherheit zählen. Lorenzo selbst war kurz vorher verwundet nach Hause gebracht worden, und die Verwirrung war beispiellos. Die Teilnahme des Volkes überstieg jedes Maß, und das Leben Lorenzos war in diesen Augenblicken das Einzige, was für die Florentiner Wert hatte. Man umringte den Palast und verlangte fortwährend genaue Nachrichten über seinen Zustand, der durchaus nicht unbedenklich erschien.

Nun wurde die Leiche seines Bruders Julius in den Palast getragen, und bei dem Anblicke derselben stieg die Aufregung der Menge wieder zum höchsten Grade. Wilhelm Pazzis Reitknecht benutzte diesen Moment, um seinen Herrn zu verlassen und so schnell wie möglich zur Villa zurückzukehren, wo er der angstvoll harrenden Gattin die entsetzensvolle Botschaft des Geschehenen mit der tröstenden Nachricht überbrachte, daß ihr Gemahl vorläufig in Sicherheit sei.

Für Blanca mußten diese Mitteilungen die Wirkung eines furchtbaren Schlages aus heller Luft haben, denn obgleich die Anzeichen und Vorbereitungen der Verschwörung unter den Beteiligten vielfach besprochen und selbst von den Bedrohten geahnt worden waren, so hatte doch gerade die Schwester der beiden Medici, die zugleich die Gemahlin eines Pazzi war, nicht die geringste Andeutung darüber vernommen.

Der bestimmt ausgearbeitete Plan, die Regierung zu Florenz durch die Ermordung der Brüder Medici umzuändern, war hauptsächlich zwischen Franz Pazzi und dem Kardinal Riario, bald nachdem der letztere von seinem päpstlichen Oheim den Purpur empfangen hatte, gefaßt worden.

Als Dritten im Bunde gewann Franz Pazzi den Erzbischof von Pisa, Franz Salviati, einen gebornen Florentiner, von dem er wußte, daß er von Haß auf Lorenzo von Medici erfüllt war, weil dieser sich hartnäckig seiner Ernennung widersetzt hatte. In Florenz angekommen, suchte Franz Pazzi zuerst seinen Onkel Jakob für den Plan der Verschwörung zu gewinnen, aber dieser war nur schwer zum Beitritt zu bewegen, und erst als er die Versicherung erhielt, daß auch der Papst dem gefährlichen Unternehmen Beifall zollte, gab er seine Zustimmung.

Ein Anzahl anderer Gegner der Medici, darunter Bernhard Baudini und Johann von Montesecco, schloß sich an, und es war ausgemacht, daß die Pazzi an Stelle der Medici treten sollten, sobald der Schlag gelungen sei. Anfangs

bestand die Absicht, den Mord bei der Feier einer weltlichen Festlichkeit auszuführen. Aber da die Medici nicht ganz ohne Ahnung der drohenden Gefahr blieben, wurde es schwierig, eine Gelegenheit zu finden, wo man ihnen beikommen konnte. Kaum war der Kardinal Riario und mit ihm zu gleicher Zeit der Erzbischof Salviati in Florenz angelangt, so veranstaltete Jakob Pazzi ein großes Fest in seinem Hause. Er hatte die beiden Brüder Medici dazu eingeladen, aber Julius kam nicht. Bei dem glänzenden Gastmahle, welches Lorenzo dem Kardinal zu Careggi gab, blieb Julius gleichfalls fort, und man erfuhr, daß er allen Festen fern bleiben werde, welche dem Kardinal zu Ehren während dessen Anwesenheit in Florenz gegeben werden sollten. Es blieb also nur der eine Ausweg, die beiden Brüder während des Hochamtes im Dom anzugreifen, wo der Kardinal selbst die Messe las, bei welcher Gelegenheit kein Medici sich weigern durfte, dem Gottesdienste beizuwohnen.

Franz Pazzi und Bernhard Bandini hatten es übernommen, Julius zu töten, und man hielt diese Aufgabe für die schwierigste, weil Julius sehr ängstlich war und gewöhnlich ein Panzerhemd unter seinen Kleidern trug. Johann von Montesecco hatte den Auftrag erhalten, Lorenzo zu töten, aber als er vernahm, daß der Mord nicht während eines Gastmahls, sondern inmitten der heiligen Handlung in der Kirche vollführt werden sollte, erklärte er sich solcher That für unfähig. Diese Bedenlichkeit wirkte sehr niederschlagend auf die meisten Mitglieder der Verschwörung, aber der Erzbischof Salviati wußte Rat, denn er kannte die Macht der Subordination, wie sie in der Kirche bestand. Auf sein Betreiben fanden sich zwei Priester, welche sich zu der That verstanden und zwar einesteils, weil der kirchliche Raum für sie nicht mehr jenen heiligen Schauer hervorrief und andernteils, weil die Interessen des heiligen Stuhles ihnen besonders am Herzen lagen. Als Augenblick der Ausführung war derjenige Moment bestimmt worden, wo der Kardinal die Hostie erheben werde, weil dann zu erwarten war, daß die beiden Opfer ihre Köpfe beugten und ihre Mörder nicht erblicken konnten. Für die andern Verschwörer außerhalb des Domes gab dann zugleich die Messglocke das Zeichen, sich des Palastes der Signoria zu bemächtigen, woselbst der Erzbischof Salviati mit seinen Leuten die Räte der Stadt nötigen sollte, den inzwischen vollführten Mord gutzuheißen.

Die Verschwörer waren bereits im Gotteshause versammelt, auch Lorenzo und der Kardinal waren daselbst angelangt, und die Kirche von Menschen überfüllt. Schon hatte die heilige Handlung begonnen, und noch immer erschien Julius von Medici nicht, Franz Pazzi und Bernhard Bandini gingen endlich, um ihn zu suchen; sie überredeten ihn, daß seine Anwesenheit durchaus notwendig sei, und Franz legte gleichsam scherzend den Arm um seinen Leib, damit er den Panzer entdecken könne; aber Julius, der in dieser Zeit gerade an dem ererbten Weinschaden litt, hatte sich in keiner Weise vorgeesehen und sogar sein langes Jagdmesser, das er stets zu tragen pflegte, abgelegt, weil es im Gehen

sein krankes Bein schmerzhaft berührte. Er ließ sich bestimmen, trat mit seinen Begleitern in die Kirche und näherte sich dem Altar. Außer den zum Mord bestimmten beiden Männern blieben noch zwei Verschwörer dicht bei ihm, ebenso geschah es bei seinem Bruder, und die Menge, welche den Dom erfüllte und die Verschwörer umringte, gab diesen den Vorwand, sich dicht an die Medici heranzudrängen.

Nun war die Messe so weit vorgeschritten, daß der Kardinal die Hostie erhob. In demselben Augenblicke stieß Bernhard Bandini seinen Dolch tief in Julius' von Medici Brust. Dieser machte einige Schritte und fiel dann zur Erde. Franz Pazzi warf sich auf ihn und traf ihn mit verdoppelten Stichen. Er verfuhr dabei mit solcher Wut, daß er sich selbst am Schenkel verwundete. Zu gleicher Zeit war aber auch Lorenzo von den beiden Priestern angegriffen worden. Der Eine, Anton von Volterra, legte seine linke Hand auf Lorenzos Schulter, um ihm einen Dolchstich in den Hals zu versetzen, aber das Opfer riß sich rasch los, umwickelte den linken Arm mit seinem Mantel, um ihn als Schild zu benutzen, zog den Degen und verteidigte sich mit Hilfe seiner beiden Stallmeister, von denen der eine während des Kampfes schwer verwundet wurde, gegen die Angreifer.

Auch Lorenzo war leicht am Halse verwundet. Während die beiden Priester den Mut verloren und sich durch die Flucht zu retten suchten, eilte Bernhard Bandini, nachdem er Julius getötet hatte, auf Lorenzo zu und stieß unterwegs einen von dessen Begleitern, der ihm den Weg verspernte, nieder. Inzwischen hatten sich jedoch Lorenzos Anhänger um ihn geschart, und er konnte sich mit seinen Freunden in die Sakristei flüchten; einer der Freunde schloß die schweren Bronzethüren, während ein anderer die Wunden seines Herrn ausstaugte, weil man vergiftete Dolche vermutete, worauf rasch ein Verband angelegt wurde.

Die Anhänger der Medici, welche in der Kirche zerstreut gewesen waren, versammelten sich nun mit bewaffneter Hand vor der Thür der Sakristei; sie verlangten stürmisch, daß man ihnen öffne, was anfangs verweigert wurde, weil Lorenzo Verrat fürchtete. Endlich erstieg einer seiner Begleiter die Orgel, von wo aus er das Innere der Kirche überblicken konnte. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß diejenigen, welche den Eintritt begehrten, wirkliche Freunde der Medici waren, wurde ihnen geöffnet, und Lorenzo suchte in ihrer Mitte bis zu seinem Hause zu gelangen.

Auf diesen Ausgang waren die Verschwornen nicht vorbereitet. In der festen Überzeugung, daß der Mord gelingen werde, hatten sie gar keine Vorbereitungen getroffen, ihre Opfer zu verfolgen, was im ersten Augenblicke der Verwirrung, bevor die Menge eigentlich wußte, um was es sich handelte, leicht gewesen wäre. Statt dessen hatten sie alle ihre Kräfte auf die Einnahme des Palastes der Signoria gerichtet, denn der Erzbischof Salviati, welcher diesen Teil des Programms übernommen hatte, wußte, daß die Menge stets nach dem

Erfolge urteilt und den Siegern Recht gibt, sobald sich diese im Besitze der Gewalt befinden. Der Erzbischof von Pisa, der einem Florentiner Hause entstammte, hatte sich mit seinem Bruder, einigen Verwandten und mehreren Anhängern nach dem Regierungspalaste begeben und gleich beim Eingange einen Teil seines Gefolges zurückgelassen, um sich des Haupteingangs zu bemächtigen, sobald Lärm entstehen sollte. Einen andern Teil seiner Anhänger brachte er in einem Saale unter, aber unglücklicherweise warf er in der Aufregung bei seinem Austritt aus demselben die Thür in das Schloß, wodurch die in jenem Saale befindliche Abtheilung außer Stand gesetzt war, sich mit den andern zu vereinigen oder überhaupt bei dem weitren Verlaufe sich zu beteiligen.

Trotzdem trat der Erzbischof Salviati in das Gemach des Gonfaloniero, der die oberste Behörde vorstellte und im Palaste der Signoria wohnte. Er hieß Cäsar Petrucci und war ein Mann von ehrwürdigem Alter, der bereits andre Verschwörungen erlebt hatte, was ihn mißtrauischer als jeden andern und daher doppelt vorsichtig machte. Der Erzbischof gab vor, ihm eine Mittheilung vom Papste machen zu müssen, aber während er sprach, bemerkte der besonnene Petrucci, wie jener wiederholt die Farbe wechselte und vergeblich seine Aufregung zu bekämpfen suchte. Salviati wußte nämlich, daß aus dem Gemache des Gonfaloniero eine Thür zu jenem Saale führte, wo er selbst einen Teil seines Gefolges widerwillig eingeschlossen hatte. Cäsar Petrucci folgte den Blicken des Erzbischofs und ging endlich selbst auf jene Thür zu, um sie zu öffnen. Sofort durchschaute er die Lage der Dinge, rief seine Leute und die Wachen des Palastes zusammen und gebot ihnen, sämtliche Eingebundene zu verhaften. Alle Korridorthüren wurden geschlossen und bald waren Salviatis Anhänger überwältigt. Diejenigen, welche sich zur Wehre setzten, wurden niedergehauen, andre zu den Fenstern hinausgestürzt, und nur der Erzbischof selbst nebst seinen nächsten Verwandten vorläufig von Petrucci für seine Rache zurückbehalten. Als er bald darauf den ganzen Umfang des Komplottes erfuhr, ließ er ohne weiteres den Erzbischof mit seinem Bruder und seinen Bettern an die Fenster des Palastes aufknüpfen.

Unter denjenigen, welche es unternehmen wollten, die Medici zu töten, waren die beiden Priester auf ihrer feigen Flucht von den Anhängern Lorenzos ergriffen und sofort in Stücke gehauen worden. Bernhard Bandini hatte kaum bemerkt, daß Lorenzo ihm ent schlüpft war und Franz Pazzi sich selbst schwer verwundet hatte, als er einsah, daß die Sache der Verschwörung verloren war. Es gelang ihm, aus der Stadt zu entweichen und sich vorläufig in Sicherheit zu bringen. Franz Pazzi war durch den Blutverlust derart geschwächt, daß er sich nicht zu Pferde aufrecht erhalten konnte; er bat daher seinen Oheim Jakob, an seiner Stelle das Volk für die Sache der Freiheit aufzurufen. Trotz seines hohen Alters stellte sich Jakob an die Spitze von etwa hundert Menschen, welche sich in seinem Hause versammelt hatten, und marschierte mit diesen nach dem

Platz der Signoria, indem er unterwegs die Bürger aufforderte, die Waffen für die Sache der Freiheit zu ergreifen. Aber da sich ihm niemand anschloß, zog er sich mit seiner Truppe vorsichtig nach einem der Stadttore zurück, durchschritt dasselbe und eilte nach der Romagna.



Die Verschwörung der Pazzi. Zeichnung von Konrad Gernich.

Lorenzo von Medici hatte nicht das Geringste angeordnet, um sich der Verschwörer zu bemächtigen; er überließ seine Rache dem Volke und sie wurde dadurch um so grausamer. Nichts wäre im Stande gewesen, das Haus Medici bei den Florentinern mehr beliebt zu machen, als diese verunglückte Verschwörung, welche sich der heiligsten Dinge bedient hatte und nach der Ansicht des Volkes vom Himmel selbst verurteilt worden war. Wer jemals gegen die Medici

Feindschaft gezeigt hatte oder mit den Verschwörern in irgend einer Verbindung stand, wurde aufgesucht, und wenn sich der geringste Verdacht herausstellte, von der Verschwörung gewußt zu haben, erbarmungslos niedergehauen. Der Cardinal Riario hatte sich bei dem furchtbaren Tumult, der in der Kirche entstand, auf den Altar geflüchtet, wo ihn die Priester nur mit Mühe vor der Wut des Volkes schützen konnten. Franz Pazzi, der seiner Wunde wegen sich hatte zu Bett legen müssen, wurde daraus hervorgezogen und, ohne daß man ihm gestattete, seine Kleider anzulegen, nach dem Palaste der Signoria geschleppt, wo er an dasselbe Fenster neben dem Erzbischof aufgehängt wurde. Unterwegs konnten ihm die Mißhandlungen und Beleidigungen des erbitterten Volkes keinen Laut entlocken; mit festem Auge blickte er die Bewohner seiner Vaterstadt an und seufzte darüber, daß sie zur früheren Sklaverei zurückkehren wollten. Es war ein Wunder, daß das Volk nicht die Wohnungen der Pazzi zerstörte und die herrliche Grabkapelle schonte, welche Andreas Pazzi durch Brunelleschi hatte erbauen lassen und die als ein Kleinod aus der Zeit der Wiedergeburt edler Baukunst im Klosterhof von Santa Croce der Nachwelt erhalten blieb.

Von allen Mitgliedern der unglücklichen Familie Pazzi, welche sich am Tage der Verschwörung in Florenz aufhielten, wurde nur Wilhelm, der Gemahl der Schwester von Lorenzo Medici, gerettet. Kaum hatte Blanca aus dem Berichte des Reitknechtes, der entsetzt und atemlos auf der Villa anlangte, die furchtbare Kunde deffen vernommen, was sich in der Stadt begeben hatte, als eine merkwürdige Verwandlung bei ihr vorging. Mit zurückgehaltenem Atem, wie versteinert, hatte sie den fliegenden Worten des treuen Dieners zugehört und dann sofort den Entschluß gefaßt, allen Gefahren zu trotzen und an das Bett ihres Bruders zu eilen, um diesen zu pflegen und zugleich ihren Gatten, den Vater ihrer Kinder, um jeden Preis zu retten.

Die junge Frau schien unter dem Einflusse der schrecklichen Nachricht zur Heldin geworden, und sie entwickelte mit einem Male die volle Thatkraft, welche ihrer Familie stets eigen gewesen war. Sie gab sofort ihre Befehle und verriet ihre Angst durch keine Miene, als sie das Haus an die zuverlässige Dienerschaft empfahl. Nur als sie niederkniete, um ihre Kinder zu küssen und ihnen Worte zärtlichen Abschiedes zuzuflüstern, stahlen sich einige Thränen zwischen ihren Wimpern hervor. Die Kinder blieben in den Händen ihrer Wärterinnen, und Blanca bestieg eines der für sie bestimmten Pferde, um sofort, von zwei Dienern gefolgt, nach der Stadt und dem Hause ihres Bruders hin zu eilen, wo jetzt unter allen Umständen ihr Platz war.

Die Florentiner kannten ziemlich genau die verschiedenen Glieder ihrer angesehenen Familien, und Blanca aus dem Hause Medici war ihrer Einfachheit und Herzensgüte wegen allgemein beliebt, so daß ihr Erscheinen in der Stadt mit wohlwollenden Zurufen begrüßt wurde. Nach und nach schloß sich ihr ein Volkshaufen an, der ihren Ritt zum Palaste des Bruders fast zu einem Triumph-

zuge machte, einem Triumphzuge, bei welchem der gefeierten Heldin das Herz blutete. — Noch bevor sie wußte, was geschehen, hatte man auch die Leiche ihres Bruders Julius aus der Sakristei des Domes nach seiner Wohnung gebracht, und dieser Transport war unter ungeheurer Beteiligung von Menschen aus allen Klassen des Volkes ausgeführt worden. Es schien, als sei jedem Einzelnen das Liebste auf der Welt getötet worden, man hörte lautes Klagen, Jammern und Weinen und dazwischen das Geschrei der Wut und furchtbare Rachedeschwüre. Kaum war die Leiche im Hause untergebracht, so zerstreute sich die nachfolgende Menge, um aufs neue ihren Rachedurst zu befriedigen. Die leblosen Körper der ermordeten Verschwörer wurden unter Geheul und Geschrei durch die Straßen geschleppt, einzelne Glieder der zerstückelten Leichen steckte man auf Lanzen und trug sie bis in die entferntesten Stadtteile; es schien, als könnte dieser fanatische Rachedurst unmöglich erschöpft werden.

Inzwischen hatte die einzige Schwester Lorenzos von ihrem Rechte Gebrauch gemacht und sich sofort an das Lager des Bruders begeben, um mit ihm das schreckliche Schicksal des jüngern Bruders zu beklagen, Gott für seine eigne Errettung zu danken und ihn um Schutz für den Gatten anzusuchen. Ihre gemeinsame Mutter war lange vor dem Vater gestorben, aber die Erinnerung an ihre sanfte Natur und ihren edlen Geist erwachte in Lorenzo beim Anblick der Schwester, von der er glauben durfte, daß sie an sein Lager geeilt war, um ihn mit liebender Hand zu pflegen. Zwar wußte er nicht, wie er über ihren Gatten denken sollte, aber Blanca gab ihm in fliegender Hast die Versicherung, Wilhelm habe nur auf ihren Antrieb das Haus verlassen und sei erst in der Stadt angelangt, nachdem das mißlungene Werk der Verschwörer bereits seinen Verlauf gehabt hatte. Sie versicherte ihren Bruder, Wilhelm sei bei dem Komplotte völlig unbeteiligt gewesen und habe sich überhaupt stets von allen Parteihändeln fern gehalten. Wie könne er ein Feind der Medici sein, da er Weib und Kinder über alles liebe und mit seiner eignen Familie seit dem Tode seines Vaters gar keinen Verkehr unterhalten habe!

Der glühenden angstvollen Beredsamkeit des jungen Weibes gelang es, den Schutz des Bruders für den bedrohten Gatten zu gewinnen, denn nur im Hause Lorenzos und unter dessen Schutze war Wilhelm Pazzi sicher, solange sich die Wut des Volkes nicht gelegt hatte, ja er blieb es auch hier nur so lange, als seine treue Gattin den Aufenthalt mit ihm teilte und jeden Augenblick bereit blieb, sich als Schild zwischen ihn und die Gefahr zu stellen. Trotz der Milde ihres eignen Wesens kannte Blanca den wilden Geist, der die Parteien zur rücksichtslosesten Grausamkeit trieb. Eines Tages konnte Lorenzo der Staatsklugheit mehr Gehör geben als der Liebe zur Schwester, dann war der Augenblick gekommen, wo Blanca ihr Leben für ihren Gatten einsetzen mußte.

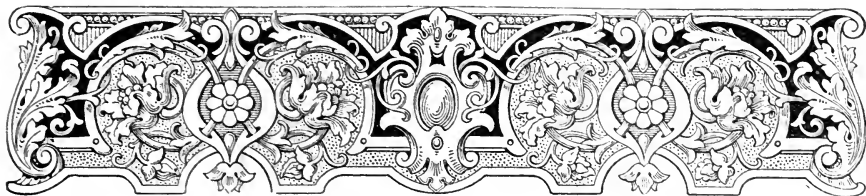
So verlebte das tapfere junge Weib Tage von unaussprechlicher Angst. Die Erbitterung des Volkes legte sich erst langsam. Einer der Pazzi, Namens

Rinaldo, hatte sich schon einige Tage vor dem Ausbruche der Verschwörung auf das Land begeben, um nicht den geringsten Anteil an der Sache zu haben, aber er wurde, obgleich als Bauer verkleidet, von umherspürenden Feinden entdeckt, nach Florenz gebracht und dort gehängt. Auch Jakob Pazzi wurde von Bergbewohnern auf der Flucht nach der Romagna erkannt; man schleppte ihn nach der Stadt zurück, wo ihn dasselbe Schicksal wie seinen Neffen Rinaldo traf. Man setzte seinen Leichnam in der schönen Grabkapelle der Familie Pazzi bei, aber da die Verschwörer die heiligsten religiösen Einrichtungen zum Deckmantel ihrer That gewählt hatten, hielt man die Pazzi für Gottesleugner und wollte sich erinnern, daß Jakob die Religion öfter verspottet habe. Das Volk ruhte nicht, bis die Leiche aus geweihter Ruhestätte entfernt und außerhalb der Mauer begraben worden war; aber junge Leute gruben den Körper aufs neue aus, und es ereignete sich, daß Kinder die entstellte Leiche durch die Straßen der Stadt schleiften, bis man den Toten zuletzt in den Arno warf.

Für Lorenzo von Medici bahnte die Verschwörung der Pazzi den Weg zur vollkommenen Herrschaft über das florentinische Volk, und seine unumschränkte Machtfülle schien auf lange Zeit gesichert. Kaum war er von seiner Wunde genesen, so begab er sich nach Rom, um seine Hochzeit mit Clariſſa Orſini zu feiern.

In ihrer äußeren Erscheinung bot Clariſſa das vollendete Bild einer stolzen Römerin. Die regelmäßigen festen Gesichtszüge waren nur von dem Ausdrucke hochmütigen Selbstgefühls belebt, der namentlich ihren schönen Mund gewöhnlich mit einem verächtlichen Lächeln umgab. Die großen schwarzen Augen blickten zwischen langen Wimpern gebietend in die Welt hinaus, und ihr hoher Wuchs, die gemessenen Bewegungen und die vornehme Ruhe, welche über ihr ganzes Wesen ausgegossen war, vollendeten das Bild der gebornen Herrscherin. Als sie an der Seite ihres jungen Gatten in Florenz einzog, wo sie von den Behörden, den angesehensten Männern und Frauen und fast sämtlichen Bewohnern empfangen und mit jubelnden Zurufen begrüßt wurde, unspielte ein herablassendes Lächeln der Befriedigung ihren stolzen Mund, und ein Gedanke, der ihr ganzes späteres Leben bestimmte, trat damals zuerst klar vor ihre Seele. Dem kostbaren Diadem, welches ihre prachtvoll gewellten schwarzen Haare umschloß, wollte sie in Zukunft eine höhere Bedeutung verschaffen, und sie gelobte sich, in diesem Ziel eine Lebensaufgabe zu erreichen.

Wie groß die Macht Lorenzos geworden, bewies das Schicksal des letzten Theilhabers an der Verschwörung. Bernhard Bandini war es gelungen, sich in Konstantinopel zu verbergen, aber bald erfuhr Lorenzo seinen Aufenthalt und beehrte vom Sultan Mohammed dessen Auslieferung. Wirklich zeigte sich der Sultan dem Mediceer gefällig, Bandini wurde ausgeliefert und dann gehängt.



Zweites Kapitel.

Girolamo Savonarolas Jugendzeit.



Es ist das glückliche Vorrecht der Jugend, den Ernst der wirklichen Verhältnisse durch muntere Laune, Spiel und fröhliche Unterhaltung zu verscheuchen. Sie lebt dem Augenblicke, unbekümmert um drohende Gefahren, und entspricht damit einem Naturgesetze, welches im ewigen Wechsel seine Zwecke verfolgt und unter den Trümmern untergegangener Zustände neues Leben hervorruft. Nur für Augenblicke oder eine kurze Spanne Zeit unterbricht wohl auch die Jugend einmal ihre heiteren Spiele, um sich dem Ernste des Lebens zuzuwenden und schmerzlichen Ereignissen einen trauernden Gedanken, ein Wort der Klage oder eine Thräne zu weihen, aber bald schwingt der heitere Genius der ewig unzerstörbaren Lebenskraft sein blumenumwundenes Zepter wieder, und die düsteren Schatten fliehen, um harmlosem Geplauder und fröhlichem Lachen den Platz zu räumen. Die Jugend vergißt rasch, und doch fordert sie, daß man ihre Ansprüche, ihre Interessen, so harmlos und unbedeutend dieselben scheinen, mit gleicher Wichtigkeit behandelt, wie die großen Fragen der Geschichte und Politik. Und sie hat nicht unrecht, denn aus ihren Tändeleien, ihren scheinbar nichtsagenden Spielen entwickelt sich die wichtigste Angelegenheit der Menschheit, die Frage der Familie, des Hauses, der zukünftigen Generation.

Wie in ganz Italien, so waren auch in der Stadt Bologna von jeher die Ball- oder Kugelspiele viel im Gebrauch und boten Gelegenheit zur fröhlichen Vereinigung der beiden Geschlechter, die sonst ziemlich streng geschieden waren. Die jungen Mädchen aus den besseren Ständen wurden entweder wirklich in den Klöstern erzogen oder doch von ihren Müttern in klösterlicher Zurückgezogenheit gehalten. Gerade in Bologna hielt man diese Sitte im strengsten Sinne aufrecht, weil die berühmte Universität eine Menge junge Leute von auswärts anzog, die nicht alle mit gleichem Eifer ihren Studien oblagen, sondern häufig bei fröhlichen Gelagen und in Gesellschaft ausgelassener Frauen ihre Zeit vergeudeten. Die strenge Zurückhaltung bewirkte bei den jungen Mädchen, daß sie

doppelt mutwillig, doppelt übermütig waren, sobald sich einmal Gelegenheit bot, mit jungen Männern bei einem fröhlichen Feste zusammenzukommen. Mochten die Väter sich mit wichtigen politischen Erwägungen plagen, die Mütter sorgenvoll in die Zukunft sehen, was kümmerte es die frohen Jünglinge und Mädchen, die sich auf den öffentlichen Spielplätzen oder in den blühenden Gärten zu allerlei Kurzweil zusammengefunden hatten und dem Augenblicke sein Recht gaben!

Alljährlich gab die Familie Ventivoglio in den Sälen ihres Palastes und dem dazu gehörigen Garten zu Bologna ein glänzendes Fest, bei welchem die Erinnerung an König Enzo, den Ahnherrn der Familie, gefeiert wurde, damit dessen Gedächtnis bei den Bewohnern der Stadt wach erhalten werde. Aber nicht an die Kämpfe zwischen den Guelfen und Ghibellinen, bei denen die bevölkerte und gewerbsleißige Stadt sich lebhaft beteiligt und infolge davon schwere Zeiten durchlebt hatte, sollte dieser Tag erinnern, obgleich sie die Veranlassung waren, daß der Lieblingssohn Friedrichs II., Heinrich oder Heinz, von den Italienern Enzo genannt, in Bologna über zwanzig Jahre gefangen saß, sondern diese Feier galt der Erinnerung an die heldenmütige Liebe einer Tochter der Stadt, welche den schönen Kaiserssohn damals in das Gefängnis begleitete und sein herbes Schicksal durch ihre aufopfernde Treue milderte. Als der herrliche deutsche Jüngling gefangen durch die Straßen Bolognas geführt wurde, erweckte sein Schicksal in Verbindung mit der Schönheit seiner Erscheinung eine hingebende Leidenschaft im Herzen der schönen Lucia Bendagoli. Sie wußte sich den Eingang in sein Gefängnis zu bahnen und harrete dann als sein Weib lebenslang bei ihm aus. Das Geschlecht, welches dieser aufopferungsvollen Ehe entsproß, führte den Namen Ventivoglio und schwang sich, seiner kaiserlichen Abkunft entsprechend, zu großem Ansehen empor, bis es vor nicht langer Zeit bei einer Umwälzung mit Hilfe des Papstes zur unumschränkten Herrschaft gelangte. Die Ventivoglio spielten in Bologna ungefähr dieselbe Rolle, wie die Medici in Florenz.

Daß ein Fest, welches dem Gedächtnis treuer Liebe galt, hauptsächlich für die Jugend bestimmt war, ist ganz natürlich, und wenn es sich zufällig traf, daß in der Familie Ventivoglio blühende Jünglinge oder junge Mädchen die Freude der Eltern bildeten, so gestaltete sich die Feier besonders fröhlich, und es wurde alsdann alles aufgeboten, um den jugendlichen Freunden und Freundinnen des Hauses genußreiche Stunden zu bereiten. Kommt doch die entzückende Natur Italiens solchen festlichen Ereignissen besonders günstig entgegen, namentlich wenn derartige Feste, wie dies hier der Fall war, in die schönste Zeit des Jahres, den Monat Mai, fallen. Die Fülle der herrlichen Blumen, welche, zu bunten Kränzen gewunden, die Säle schmückten, bildete den farbenreichen Hintergrund, von dem sich die lieblichen jugendlichen Gestalten mit feurig oder sanft blickenden Augen doppelt anziehend hervorhoben.

Diesmal war zwar nur ein einziger jugendlicher Sproß der Familie

Ventivoglio anwesend, aber da sich in ihm die ganze Hoffnung des Geschlechtes verkörperte, vereinigte sich auch die Liebe der Eltern und Verwandten, um ihn zu vergöttern. Der junge Hippolyt hatte eben sein zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt und konnte mit Recht ein hochbegabter und hoffnungsvoller Jüngling genannt werden, obgleich die maßlose Liebe, die ihn umgab, seinen Übermut weckte. Es hatte sich in der Familie Ventivoglio eine äußere Erinnerung an die deutsche Abkunft erhalten, denn unter den Nachkommen des Königs Enzo tauchte von Zeit zu Zeit, bald bei Männern, bald bei Frauen, der reiche blonde Haarschmuck auf, der einst ihrem Ahnherrn eigen war. Auch Hippolyt besaß eine Fülle hellblonder Locken und in Übereinstimmung damit große blaue Augen, die jedoch, wenn er in Zorn oder Freude lebhaft erregt war, so tief leuchten konnten, daß sie fast die Farbe des Stahles annahmen und dann gleich dunklen Sternen aus dem kühn geschnittenen Jünglingsantlitze hervorblitzten. Seine Gestalt war edel und kräftig, abgehärtet durch Leibesübungen, die er zu Fuß und zu Roß von Kindheit an mit Leidenschaft getrieben und durch welche er sich zu seiner künftigen Stellung als Führer der mächtigen Stadt Bologna vorbereitet hatte. Kein Wunder, daß alle jungen Mädchen der Stadt dem blühenden und einer großen Zukunft entgegenblickenden jungen Manne zugethan waren! Wo er ging und stand, sahen sie ihm verstohlen nach. Er hätte die Wahl gehabt zwischen den schönsten Töchtern aus den ersten Familien, denn mehr noch als die jungen Mädchen richteten die Mütter ihre Augen auf ihn, da er gleichsam als höchster Preis galt, den eine Tochter für die Familie gewinnen konnte.

Während des diesjährigen Enziosfestes hatte sich wieder eine starke Zahl von Jünglingen und Mädchen im Palaste Ventivoglio eingefunden, und die Stunden waren unter mancherlei Belustigungen pfeilschnell verschwunden. Gegen Abend sollte ein großes Volksfest mit öffentlichen Spielen, Wettlauf, Stangenklettern u. dgl. im Garten stattfinden, wobei zum Schlusse ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt werden sollte, welches man auf einem weiten Rasenplatze, der nach Art der antiken Theater mit amphitheatralischen Sitzreihen versehen war, vorbereitet hatte. Bis zu der Stunde, in welcher die Pforten für die Volksmenge geöffnet wurden, war nur die Jugend aus den vornehmen Häusern im Garten versammelt, wo sie sich an dem beliebten Vocciaspiele ergötzten, bei welchem Kugeln ausgeworfen und dann nach der Entfernung von einem gewissen Ziele Gewinn oder Verlust berechnet wurde, eine Unterhaltung, wobei nicht nur viel gelacht und gescherzt werden konnte, sondern zuweilen auch eine harmlose Streitigkeit stattfand, die sich bald schlichteten ließ. Zwischen den einzelnen Spielen wurden Pausen gemacht, in welchen die Dienerschaft Erfrischungen umherreichte.

Bei diesen letzteren Gelegenheiten pflegten sich Gruppen zu bilden, indem einzelne der jungen Mädchen ihre Verehrer um sich versammelten. Mit Hippolyt trat jedoch der umgekehrte Fall ein, denn er war fast immer der Mittelpunkt

eines Kreises junger Damen, da sich die schönsten, zugleich aber auch die gefälligstigen Mädchen um ihn drängten.

Es war keine Frage, daß Orsola Cantarelli unter allen ihren Gespielinnen am meisten durch reizende Gesichtszüge und anmutige Gestalt hervorragte. Sie hatte eben erst die Kinderschuhe ausgetreten, aber sie gehörte zu denjenigen Mädchen, bei welchen die Umwandlung vom Kinde zur Jungfrau so überraschend schnell vor sich geht, daß selbst die nächsten Verwandten eines Tages die zur vollen Blüte entfaltete Knospe anstaunen. Gerade in dieser lieblichsten Periode des jungfräulichen Lebens befand sich Orsola. Aber sie war in ihrem Geiste schon lange kein Kind mehr und hatte längst jede Spur harmloser Unbefangtheit abgestreift. Dafür hatte sie die schlaueste Berechnung eingetauscht, welche sie unter der Maske kindlichen Frohsinns verbarg. Seitdem sie zur Erkenntnis gekommen war, daß die Augen der Männer von ihren Reizen bezaubert wurden, hatte sich ein hoher Grad von Gefallsucht bei ihr entwickelt, und sie war bereits, während sie in ihrer äußern Erscheinung noch ganz einem Kinde voll Unschuld und Selbstvergessenheit glich, im Innern eine vollständig entwickelte Kokette.

Wieder einmal war eine Pause im Spiele eingetreten, und Orsola, die gern alle jungen Männer bezaubert hätte, um dann unter allen den vielumworbeneu Hippolyt wählen zu können, sagte schelmisch lächelnd zu einem jungen Offizier, der in ihrer Nähe stand:

„Euer Bruder Girolamo, Signor Dgnibene, gehört nicht zu den galanten jungen Männern, denn ich bemerke, wie er jedesmal, wenn eine Pause im Spiele entsteht, sich auf die Seite schleicht, um seinen Gedanken nachzuhängen, statt den jungen Damen seine Gesellschaft zu widmen und seine seltenen Geistesgaben, von denen soviel die Rede ist, im Gespräche glänzen zu lassen.“

„Laßt ihn gewähren, Signorina“, entgegnete der Offizier, „denn er ist zwar ein Träumer, aber bei Gott ein braver und tüchtiger Mensch. Er ist der klügste von uns sieben Geschwistern und zehnmal mehr wert als ich, der nichts an Vorzügen besitzt als die beste Absicht, sich einmal dem Feinde gegenüber schlagfertig zu erweisen.“

„Das ist alles ganz gut, Signor Dgnibene“, versetzte lachend die reizende Orsola, „aber ich möchte wohl wissen, welche Gedanken einen jungen Mann so ganz in Beschlag nehmen können, daß er keine Augen für uns junge Mädchen hat. Was meint Ihr wohl, daß er in diesem Augenblicke denken mag?“

„Für mich, der täglich mit ihm verkehrt, ist es nicht schwer, dies zu erraten“, erwiderte der Offizier, „denn ich weiß genau, was ihn in der letzten Zeit nachdenklich macht. Ich wette, es sind die Vorfälle in Florenz, die seine Gedanken beschäftigen. Er grübelt über die Verschwörung der Pazzi und deren Folgen. Wenn es aber das nicht ist, was ihm durch den Kopf geht, so denkt er an seine gelehrten Bücher und sehnt sich vielleicht nach diesen, während er mir zuliebe an unserm reizenden Feste teilnimmt.“

„Jedenfalls finde ich es nicht artig von Eurem Bruder, daß er seine Bücher zu hoch schätzt, um sie einmal der jungen Mädchen wegen zu vergessen“, versetzte Orsola, während sie nach dem Gegenstande des Gespräches, einem jungen, ernstblickenden Manne, der mit etwas gesenktem Kopfe einen einsamen Pfad einschlug, schaute. „Und doch“, setzte sie halblaut hinzu, „ist es interessant, einen Menschen zu sehen, der an die Verschwörung der Pazzi denkt und sich nach seinen Büchern sehnt, während wir uns hier zu heiteren Spielen versammelt haben.“

„Ei, ei“, mischte sich nun Hippolyt Ventivoglio ein, der sich Orsola näherte: „Ihr könntet jeden von uns auf unsern guten Freund Girolamo eifersüchtig machen. Am Ende werdet Ihr es noch dahin bringen, daß wir jungen Männer die Schwerter mit den Büchern vertauschen, um Euern Beifall zu finden.“

Diese Worte gefielen der eiteln Orsola ungemein, sie verbarg ihre innere Freude unter einem silberhellen Lachen, in welches einige junge Leute, die in ihrer Nähe standen und den letzten Teil des Gespräches gehört hatten, unbefangen einstimmten.

Inzwischen hatte der Gegenstand des Gespräches sich abseits von den Hauptwegen in einen Laubengang verloren. Er ging langsam und geneigten Kopfes weiter, dann stand er zuweilen still und betrachtete eine am Strauche hängende Rose oder Kamelie. So schien er in tiefes Nachdenken versunken. In der That beschäftigten ihn Überlegungen, die selten bei jungen Leuten auftauchen. Girolamo Savonarola war nicht nur ein Mensch von tiefem Gemüthe, sondern auch von der ernstesten Geistesrichtung. Er hatte für die Angelegenheiten der gesamten Menschheit Interesse. Sein Geist vergaß nicht die Welt, um dem Augenblicke zu leben, sondern er vergaß vielmehr den Augenblick und das eigne Ich, sobald es sich um Vorgänge von allgemeiner Bedeutung handelte. Viele Tage hatte er bereits über die blutigen Vorgänge in Florenz, welche in ganz Italien, ja in ganz Europa besprochen wurden, nachgedacht. Er rief sich dabei die Geschichte der emporblühenden Stadt in das Gedächtnis. Unter blutigen Kämpfen und fortwährenden Umwälzungen hatten sich die beiden Parteien der Guelfen und Ghibellinen, die später als die Schwarzen und Weißen wieder auftauchten, feindlich gegenübergestellt; von diesem Schicksale war auch der große Dichter Dante mitbetroffen, der seinem Vaterlande als Soldat und Staatsmann treulich diente. Im Jahre 1300 war er einer der Prioren, welche unter dem Gonfaloniere die Signoria bildeten. Er gehörte zur Partei der Weißen und wurde bei einer gewaltsamen Umwälzung für immer aus Florenz verbannt. Längere Zeit irrte er dann von Ort zu Ort, bis der Gebieter von Ravenna, Guido Novello da Polenta, ihn aufnahm und großmütig bis zu seinem Tode bei sich behielt. Sein erhabenes Gedicht, von ihm selbst „Commedia“, später erst „Die göttliche Komödie“ genannt, steht über allen Parteien und führt die irdischen Vorgänge seiner Zeit im Lichte der Vergeltung dem Leser vor Augen. Dann kamen die Zeiten, in welchen die Florentiner den König von Neapel und später

den sogenannten Herzog von Athen zu Herren ihrer Stadt beriefen, bis endlich nach und nach die Medici die Oberherrschaft für sich in Anspruch nahmen. In Girolamos jugendlicher Feuerseele lebte die Überzeugung, daß die gegenwärtigen Verhältnisse in Florenz und den übrigen italienischen Städten unhaltbar und verwerflich seien, denn überall handelte es sich um den Willen einzelner Tyrannen, welche das Volk für ihre Zwecke ausbeuteten und sich wenig um dessen Wohl bekümmerten. Girolamos glühender Patriotismus sehnte sich nach Thaten, aber er verzagte oft an seiner eignen Fähigkeit. Der junge Mann wußte, daß seine äußere Erscheinung keine imponierende war, und daß ihm die Vorlesung die Gabe der Rede, wie sie auf das Volk wirken kann, versagt hatte. Ursprünglich hatte er sich, dem Beispiele seines Vaters folgend, dem Rechtsstudium widmen wollen, aber in seinem innersten Wesen glaubte er sich zum Lehrer der Jugend oder zum Volksredner berufen. Wenn er sich in solche Gedanken versenkte, ergriff ihn eine mächtige Begeisterung und er konnte sich stundenlang mit der Ausarbeitung von Vorträgen beschäftigen, in welchen er seine Ansichten einem Kreise aufmerkamer Zuhörer mittheilen wollte. Ihn bewegte nicht nur der gewaltige Aufschwung, welchen die Wissenschaften in neuerer Zeit genommen hatten, sondern auch die mächtige Bewegung auf dem Gebiete der Kunst weckte seine Aufmerksamkeit. War doch bereits die Zeit gekommen, wo die bildenden Künste mit sicheren Schritten auf neuen Bahnen vorwärts gingen. Es regte sich neuerdings an vielen Orten das Verständnis für die unsterblichen Gebilde der antiken Kunst, und man erkannte, daß dieselben in ihrer Vollendung alle Wandlungen menschlicher Begriffe überdauern und für ewige Zeiten befruchtend auf die geistige Thätigkeit einwirken könnten. Noch bildete die Frage über den Wert der wiedererwachten antiken Kunst den Gegenstand lebhaften Streites. Obgleich Savonarola begabt genug war, sich an den Dichtungen eines Dante oder den einfach edlen Gebilden eines Giotto zu erfreuen, so flößte ihm der neuere Aufschwung der bildenden Künste, bei welchem vielfach das derbsinnliche Element, in Verkennung des antiken Geistes, nach dem Geschmacke genußsüchtiger Machthaber gepflegt wurde, Mißtrauen, ja sogar Widerwillen ein. Wie es in der Jugend häufig geschieht, ging Girolamo in seiner strengen Ansicht zu weit, und es schien fast, als sei er ein Feind der Kunst. Seine Seele glühte und dürstete eben nach der Freiheit vom Joch der Tyrannen, nach dem Glücke der gesamten Menschheit, und er haßte alles, was mit der Tyrannei zusammenhing oder von ihr gepflegt wurde.

Die lichernden Mädchen und laut lachenden Jünglinge hatten keine Ahnung von den Kämpfen, welche die Seele Girolamos bewegten. In ihrem Übermuth meinte die reizende Orsola, es gelte einmal den Versuch zu machen, ob das Leben oder die Bücher recht behielten. Gelingen es einem jungen Mädchen, den ernstesten Girolamo Savonarola von seinen gelehrten Studien abzuwenden, so sei es auch unwiderleglich erwiesen, daß alle die alten, hochverehrten, weisen Männer nicht soviel Macht besäßen, als ein jugendfrisches Gesicht.

Sämtliche junge Leute klatschten Beifall. Auch Hippolyt fand die Idee bezaubernd, aber er sagte dies mit etwas zweifelhaftem Gesicht. Gleich darauf wußte er eine Gelegenheit herbeizuführen, um Orsola unbemerkt ein paar Worte zuzuflüstern. Er fragte sie nämlich ganz ernsthaft, ob sie etwa selbst gesonnen sei, das Unternehmen in Bezug auf Girolamo zu wagen. Als sie diese Frage im Übermuth zustimmend beantwortete, erwiderte er: am Ende sei ein wirkliches Interesse für den jungen Gelehrten dabei im Spiele. Innerlich jubelnd, zögerte Orsola mit einer Antwort, bis Hippolyt erklärte, er müsse ihr bei dieser Gelegenheit gestehen, daß es ihm gar nicht gleichgültig sei, wie weit sie die Sache zu treiben gedente.

Orsola errötete beim Anhören dieser Worte und konnte ihr triumphierendes Gefühl kaum verbergen, denn es war das erste Mal, daß Hippolyt ihr zu verstehen gab, er sei nicht gesonnen, ihren Besitz einem andern Manne zu gönnen. Das schlaue Mädchen besann sich nicht lange, und während sie ihn mit ihren schwarzen Augen bedeutungsvoll anblickte, erwiderte sie:

„Ich werde die Sache genau soweit treiben, als Ihr ruhig zuseht, und ich werde das Opfer seinem Schicksale überlassen, sobald Ihr die Geduld verliert.“

Sie hatte aber kaum Zeit gehabt, ihm diese Worte flüsternd zu sagen, als Ugubene Savonarola sich wieder zu ihr wandte.

„Habt Mitleid mit meinem armen Bruder Signorina Orsola“, sagte er, „und bedenk, daß Ihr andre Opfer genug findet. Sein argloses Gemüth würde für Wahrheit halten, was doch nur Spiel von Eurer Seite ist.“

„Wer sagt Euch, daß es nur ein Spiel ist? Könnt Ihr meine Absicht durchschauen?“ erwiderte das junge Mädchen. „Wenn der junge Student nicht alles für Wahrheit hält, ist das Spiel von vornherein verloren“, setzte sie hinzu, während sie den niedlichen Zeigefinger drohend erhob und ernsthaft fortfuhr: „wenn Ihr mir in dieser Sache in den Weg tretet, so erkläre ich Euch selbst den Krieg und fordere alle meine Freunde auf, mich an Euch zu rächen.“

„Euren Zorn fürchte ich, nicht aber Eure Freunde“, entgegnete der junge Offizier, der den Zauber ihrer Reize auch an sich erfuhr und setzte dann hinzu:



Dante.

„Wenn Ihr im Ernste den Versuch machen wollt, dürft Ihr meinerwegen außer Sorge sein, denn ich verlasse morgen in aller Frühe die Stadt Bologna und kehre vielleicht erst in Jahr und Tag zurück, ja es trifft sich sogar, daß ich schon diesen Abend von meinem Bruder Abschied nehme. Er selbst wird seiner Studien wegen hier bleiben. Übrigens gestehe ich Euch ganz offen, daß ich ein wenig neugierig bin, ob Euer Versuch den erwarteten Erfolg haben wird, und ich werde Euch schon deshalb nicht an der Ausführung hindern; auch glaube ich kaum, daß mein Bruder lange zu täuschen sein wird, denn sein Verstand sieht heller als Ihr denkt.“

Orsola empfand den Vorwurf, der in diesen Worten lag, aber sie verzog nur den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

Die jungen Männer waren durch die Nachricht überrascht worden, daß Ognibene Savonarola, den sie seines heiteren Sinnes wegen liebten, Bologna verlassen werde, und sie richteten deshalb eifrige Fragen an ihn. Das Gespräch kam dadurch auf ein andres Feld, und die Gruppe löste sich auf.

Der junge Offizier erzählte seinen Freunden, er sei plötzlich nach Padua kommandiert worden, weil diese Stadt den Venezianern in einer Streitfrage gegen Mailand Beistand leisten wolle; es sei möglich, daß die Sache rasch beigelegt werde, aber ebenso gut könne es auch zu einem langwierigen Kriege kommen.

Inzwischen hatte sich Hippolyt Ventivoglio mit Orsola eine kurze Strecke von den andern entfernt und einen einsamen Seitenpfad eingeschlagen. Dort sagte er nun ganz im Ernste zu ihr:

„Seid Ihr Eures Herzens so sicher, um ein derartiges Wagnis zu beginnen? Versprecht mir, den Scherz mit Girolamo Savonarola nicht zum Ernste werden zu lassen; ich möchte nicht, daß Ihr Euer Herz an einen andern verliert, bevor ich Euch fragen durfte, ob es nicht für mich zu schlagen vermag.“

Wieder kostete es dem schönen und gefallsüchtigen Mädchen große Mühe, ein triumphierendes Lächeln zu unterdrücken, aber ein verräterisches Rot überzog gegen ihren Willen ihre Wangen, während sie die Augen zu Boden schlug.

„Wer könnte mit Euch in die Schranken treten?“ lispelte sie, während sie Hippolyt die Hand reichte, welche dieser feurig an seine Lippen drückte.

Es blieb vorläufig bei diesen Andeutungen, denn Hippolyt durfte nicht weiter gehen, weil er sehr wohl wußte, daß seine Eltern ganz andre Pläne mit ihm hatten. Die Cantarelli waren zwar ein angesehenes Geschlecht in Bologna, aber es war längst Sitte, daß die herrschenden Familien sich nur mit andern regierenden Häusern zu verschwägern suchten. Wollte Hippolyt seiner Neigung für Orsola folgen, so sah er einem schwierigen Kampfe entgegen, aber er war in diesem Augenblicke fest entschlossen, jedes Hindernis zu überwinden. Orsola war klug genug, die Verhältnisse zu durchschauen; sie wußte, daß nur die größte Ausdauer den jungen Ventivoglio zum Ziele einer Verbindung mit ihr führen werde und sie war daher bereit, seine Leidenschaft bis zum äußersten

zu entflammen. Zu diesem Zwecke glaubte sie nun ein wirksames Mittel in dem Kampfe gegen die Gleichgültigkeit Girolamo Savonarolas gefunden zu haben und sie war entschlossen, denselben mit allen Kräften durchzusetzen. Sie betrachtete dieses ganze Zusammentreffen als einen besondern Glücksfall, aber sie war schlau und einsichtsvoll genug, um zu wissen, daß sie nichts übereilen dürfe und vorsichtig zu Werke gehen müsse.

Als gleich darauf die Spiele wieder fortgesetzt wurden, verweigerte auch Girolamo seine Beteiligung daran nicht, denn trotz seines ernstern Wesens barg sein unverdorbenes Gemüt eine fast kindliche Seite, und ein fröhlicher Reim frischer Lebenslust regte sich zuweilen in seiner Seele. Da er kein schöner junger Mann im gewöhnlichen Sinne war, seine äußere Erscheinung ihn also den Frauen nicht besonders anziehend machte, hatte der den Wissenschaften zugewandte Geist sein unverdorbenes Herz bisher davor bewahrt, die Gefahren kennen zu lernen, welche andre Jünglinge seines Alters bereits hinter sich hatten. Seine Mutter und eine jüngere Schwester waren die einzigen weiblichen Wesen, denen er von Herzen zugethan war und zugleich fast die einzigen, mit welchen er nähern Verkehr hatte, wollte man nicht einige ältere weibliche Verwandte und Freundinnen des Hauses dazu zählen, die er ihrer Frömmigkeit wegen schätzte. Seine Mutter selbst war eine gottesfürchtige Frau, die ihre Kinder in gleichem Sinne erzogen hatte. In Gegenwart junger Mädchen beschlich Girolamo häufig ein Gefühl der Verlegenheit, denn er war sich bewußt, ihnen nicht besonders zu gefallen, weil ihm die Geschmeidigkeit des Umgangs fehlte und er die Gegenstände der Unterhaltung nicht finden konnte, für welche er bei ihnen Interesse voraussetzen durfte. Auch unter seinen männlichen Altersgenossen hatte er nur wenige Freunde, aber diese standen ihm dafür auch sehr nahe und verehrten ihn seiner großen Überlegenheit wegen. Von seinen Brüdern war ihm der heitere Ugnibene, der älter war als er, zwar immer ein angenehmer Gesellschafter gewesen, aber sie hatten sich innerlich nie besonders verstanden.

Mit weit größerer Zärtlichkeit hing Girolamo an den jüngern Geschwistern, von welchen Marco Aurelio, nur ein Jahr jünger als er, sein besonderer Liebling war. Und gerade das Schicksal dieses Bruders war es, was ihm den ersten wahren Kummer bereitete und sein Nachdenken über die Wichtigkeit aller irdischen Herzenswünsche weckte. Marco hatte sich nämlich in ein Mädchen verliebt, das zwar mehrere Jahre älter war als er, aber noch immer in der vollen Blüte der Jugend strahlte. Sie war eine Verwandte seiner Mutter und hieß wie diese Anna Buonacorsi. Als gefeierte Schönheit behandelte sie den jugendlichen Better und Verehrer etwas verächtlich und schien kaum zu bemerken, daß seine Neigung für sie sich zu einer echten, tiefen Leidenschaft steigerte. Marco ertrug ihren Übermut, er war voll Bewunderung ihrer Schönheit und ganz Vertrauen auf ihre Tugend. Niemals würde er ihr einen niedrigen Gedanken zugetraut haben. Zu seiner schmerzlichen Überraschung verlobte sie sich eines Tages mit einem

angesehenen und reichen, aber alten und häßlichen Patrizier, der einen Sohn im Alter Marcos hatte. Bei einer Zusammenkunft gab sie Marco die Erklärung, sie sei viel zu alt für ihn und dürfe nicht so lange warten, bis er an das Heiraten denken könne, da alsdann ihre Jugend völlig verschwunden sei. Er versicherte sie, er würde ihr treu geblieben sein, hätte er sie auch erst als Greisin heimführen können. Sie lachte über diese ernst gemeinte Versicherung und war wenige Wochen darauf des reichen alten Mannes Frau.

Marco zog sich nun gänzlich zurück und verschloß den Gram in seinem Innern. Er suchte Anna bei sich zu rechtfertigen und fand ihre Handlungsweise verständig, umsomehr, da sie ihm nie ein Zeichen gegeben hatte, daß sie seine Liebe erwiderte. Nach und nach beruhigte sich sein Gemüth, und er begann wieder mit seinen früheren Bekannten Verkehr zu pflegen. Er vermied jedoch, das Haus zu betreten, worin seine ehemalige Geliebte jetzt als die Gattin des Vaters eines seiner Freunde waltete. Dieser Freund war ein harmlos gutmüthiger Mensch. Vergeblich versuchte derselbe zu wiederholten Malen den neuen Verwandten in das Haus des Vaters zu geleiten; als es ihm endlich wirklich gelang, den widerstrebenden Marco bei sich einzuführen, empfing ihn die junge Stiefmutter seines Freundes nicht nur als dessen Genossen, sondern auch als ihren eignen Verwandten mit Vorwürfen über seine seitherige Zurückhaltung. Er kam darauf öfter und wurde stets von Anna mit Zuvoorkommenheit behandelt; sie wurde immer freundlicher und zuthunlicher, ja sie suchte in ihrer Kleidung und dem sonstigen Verhalten auf seine Sinne zu wirken, bis er endlich mit Schauern erkannte, welche Rolle ihm das Ideal seiner reinsten Jugendträume zugebacht hatte. Die Wirkung dieser Einsicht zerstörte alle Hoffnungen seines Lebens. Seine Seele wurde so sehr mit Abscheu erfüllt, daß er sich entschloß, die Welt zu fliehen; er erwirkte die Zustimmung seines Vaters und trat in Bologna, am Grabe des heil. Dominicus, in den Orden der Predigermönche, die nicht in öder Geistesabtötung ihr Ziel suchen, sondern durch Schrift und Wort mit dem Volke in Verbindung bleiben.

Als denn bald darauf der älteste Bruder Ognibene die Vaterstadt Ferrara gleichfalls verließ, weil das neue Fürstenhaus Este viele Einschränkungen machte, und daher für den jungen Offizier wenig Aussicht auf Verbesserung seiner Lage blieb, dachte auch Girolamo oft daran, sein Glück in der Fremde zu suchen und wenigstens für einige Zeit die Universität Bologna zu beziehen und den Studien obzuliegen. Obgleich Girolamo in allen Dingen ganz seinen eignen Weg verfolgte, blieb es doch nicht ohne Einfluß auf ihn, daß seine beiden Brüder mit ihm an demselben Orte und zwar in ganz verschiedenen Lebensstellungen weilten. Nach wie vor blieb er mit dem gutmüthigen und leichtlebigen Ognibene auf dem Fuße oberflächlichen Verkehrs, während er für Marco Aurelio die innige Theilnahme bewahrte, die er ihm stets gezollt hatte. Dennoch kam ihm selbst nie der Gedanke, das Klosterleben einer öffentlichen Wirksamkeit in der Welt vorzuziehen.



Aus Dantes „Göttliche Komödie“: Paradies, XXVI. (Dante und Beatrice vor dem Erlöser.)
Nach G. Toré (in dem bei B. Möder erschienenen Bruchwerke).

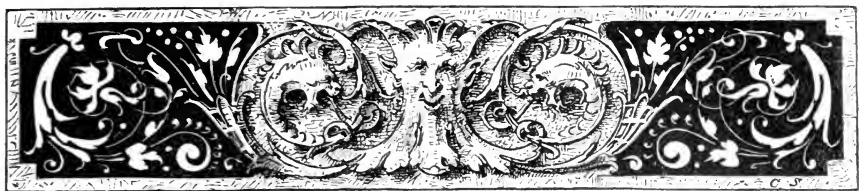
Er erkannte bald, daß das Studium der Rechtswissenschaft, wie es damals betrieben wurde, ihn nicht ausfüllte, und er beschäftigte sich vielfach mit den Geschichtschreibern und Dichtern des klassischen Altertums. Von ihnen kam er dann auf das erhabene Werk Dantes, in welchem dieser Dichter gleichsam den Himmel und die Hölle poetisch erobert hatte. Mit Inbrunst und Begeisterung wurde dieses wegen zahlreicher Allegorien und historischer Seitenblicke heute schwerverständliche Werk, das so recht dem Geiste seiner Zeit entsprach, damals von alt und jung gelesen! Galt doch die poetische Litteratur damals für das bevorzugte Schößkind der gebildeten Kreise! In melodischem Fluß der Verse ergoß sich hier eine ergreifende Tiefe der Gedanken und eine überwältigende Fülle wohlklingender Schilderungen, dazu kam jene mystische Überschwänglichkeit, welche den späteren Geschlechtern das Gedicht schwerfällig erscheinen ließ, in jener Zeit aber dem Hange zu scholastischer Grübelei entsprach, der auch im Zeitalter Savonarolas noch die studierende Jugend beherrschte. Wie machtvoll durchschauerte es die schwärmerische Seele des Lesers, wenn der Dichter das grauenhaft großartige Gemälde vom Mittelpunkte der Hölle entwirft, als sein Vorbild und Führer Vergil ihm die Worte zuraunt:

„Da ist der Herrscher, da die Stelle
Wo's nötig ist, mit Stärke sich zu fassen,“

oder im Paradiese das erhabene, glanzvolle und ergreifende Bild des Erlösers, zu dessen Füßen der Dichter die verklärte Beatrice geleitet, während der Herr ihn mit mildem Worte ermutigt: „Nicht blind, geblendet bist du im Gesichte!“

Seine größte Bedeutung gewann aber Dantes Schöpfung durch die Schicksale des Dichters selbst, der mit kühnem Geiste zwar die Erhabenheit der Kirche pries, die weltliche Macht des Papsttums indessen zu bekämpfen suchte. So stand und litt er als Streiter in den Reihen der Ghibellinen.

Girolamo seinerseits konnte ganze Gefänge aus der „Komödie“ seines Lieblingsdichters auswendig und versenkte sich oft stundenlang in den Geist derselben. Ob ihm dabei auch die reine Gestalt der holden Beatrice im Geiste erschien und er gleich dem Dichter, ihre verklärten Züge, den milden Blick, das schneeweiße Gewand vor seiner Seele schweben sah? Er kannte die irdische Liebe noch nicht, aber er begriff, was Beatrice für Dante war, die Führerin durch die unendlichen Gefilde der Seligkeit, die Botin des Himmels, welche die Größe und unerschöpfliche Güte Gottes ihrem Freunde zu erklären suchte. Er glich in dieser Beziehung allen Idealisten, welche die Vorgänge der Wirklichkeit wie vorüberziehende Bilder anschauen, weil sie in ihrem Innern die erhabenen Urbilder aller Dinge bewahren. Das traurige Schicksal seines Bruders Marco hatte seine Seele erschüttert, aber seine Schwärmerei nicht zerstört, und noch war die Zeit ferne, wo feindliche Dämonen mitleidslos in sein eignes Leben eingriffen. Ahnungslos beteiligte er sich daher auch heute an den heiteren Spielen beim Enziosfeste und blickte ohne Arg in Drifolas schönes Auge, das öfter als vorher dem seinigen begegnete.



Drittes Kapitel.

Die Tochter der Republik Venedig.

Die mißglückte Verschwörung der Pazzi und die furchtbaren Ereignisse, welche darauf folgten, das alles mußte selbstverständlich vom größten Einflusse auf Lorenzos von Medici Charakter sein, denn er wurde plötzlich aus dem Gefühle der Sicherheit, welchem er sich bisher überlassen hatte, gewaltsam aufgerüttelt. Die Umstimmung war insofern eine günstige, als seine ehrgeizige Natur früher nicht ganz frei von kleinlicher Eitelkeit war, während dieselbe nun mehr vertieft wurde, wodurch seine Gesichtspunkte sich erweiterten. Er sah ein, daß er sich nicht dabei beruhigen durfte, seine Rivalen in Florenz an Prachtliebe und künstlerischem Geschmack zu übertreffen und daß der Herrscher eines Volkes noch einen andern Halt haben müsse, als die Geltung, welcher er sich im Inneren seines eignen Staates erwirbt.

Die große Lehre, welche Lorenzo aus seinen schrecklichen Erlebnissen zog, brachte ihn also naturgemäß zu der Einsicht, daß die Regierung von Florenz sich in der Politik nicht länger isolieren dürfe und daß er selbst nur dann festen Halt gewinnen könne, wenn er persönliche Beziehungen zu andern Fürsten suche und danach trachte, deren Freundschaft für sich zu erwerben.

Bisher hatte er sich wenig oder gar nicht um die Verhältnisse im übrigen Italien bekümmert, nun aber blickte er um sich und überlegte, was zu thun sei, um starke Bundesgenossen unter den benachbarten Fürsten zu gewinnen.

Durch seine Vermählung mit Clarissa Orsini war er zwar einem der ältesten und stolzeisten Fürstengeschlechter Roms nahe getreten, denn ein Orsini hatte als Nikolaus der Dritte die päpstliche Tiara getragen, und das Haus gehörte zu den einflußreichsten in Italien, aber im Grunde waren die Orsini doch nur Bandenführer und keine Herrscher, sie hatten nur über einen Teil der Stadt Rom zu gebieten, und der gegenwärtige Papst, der seine eigne Familie in ganz ungehörlicher Weise in den Vordergrund drängte, stand mit den Orsini wie mit den übrigen alten römischen Geschlechtern auf feindseligem Fuße. Das hatte Lorenzo von Medici nicht nur vorher gewußt, sondern es war ihm gerade durch die Verschwörung der Pazzi unzweifelhaft bewiesen worden.

So wurde nun das diplomatische Talent in Lorenzo, welches seither ohne besondere Anspornung und Pflege geblieben war, zur regeren Thätigkeit geweckt, und er machte es zur Hauptaufgabe seines Strebens, Beziehungen zu auswärtigen Mächten zu suchen und heranzubilden.

Es hatte Monate gewährt, bevor die Aufregung in Florenz so weit geschwunden war, daß auch Wilhelm Pazzi wieder wagen durfte, seine Villa außerhalb der Stadt ohne Lebensgefahr zu beziehen und dort seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Inzwischen war Lorenzo mit seiner jungen Frau aus Rom angelangt und hatte in Clarissa eine Bundesgenossin in sein Haus eingeführt, welche seinen Ehrgeiz noch mehr aufstachelte.

Clarissa war eine energische Natur; sie erteilte ihrem Gatten Ratschläge, auf welche Weise er den inneren Feinden Furcht einflößen und sich zugleich gegen den Haß des päpstlichen Stuhles waffnen könne.

Sie lenkte seine Aufmerksamkeit einerseits nach der reichen und machtvollen Republik Venedig, anderseits auf das Königreich Neapel. Dort nahm gegenwärtig das Haus Aragon den Thron ein, dem ebenfalls daran gelegen sein mußte, in Italien starke Bundesgenossen zu besitzen, um nöthigenfalls auf Hilfe zählen zu können, wenn das Haus Anjou, welches die Krone Frankreichs besaß, Rechte auf Neapel geltend machen wollte. Solche Rechte glaubte nämlich der König René von Provence durch Erbschaft erlangt zu haben, da Ferdinand von Aragon, der jetzige König von Neapel, ein Bastard war; aber René war nicht mächtig genug, seine Ansprüche zur Geltung zu bringen. Starb der König René, so erbte die Krone Frankreich seine Ansprüche, weil seine einzige Tochter Solanthe eine unebenbürtige Heirat nach der Neigung ihres Herzens geschlossen hatte. Man behauptete vielfach, daß König René, welcher den Künsten der Poesie und Musik huldigte, allen kriegerischen Unternehmungen abhold sei, aber dies war nicht der Fall, nur sein vorgerücktes Alter zwang ihn zu friedlicher Lebensweise.

Schon nach kurzer Zeit sah Lorenzo von Medici ein, daß die freundschaftlichen Beziehungen zu Venedig und Neapel sehr schwer in Einklang zu bringen waren, denn zwischen diesen beiden Staaten herrschte fortwährend Neid und Eifersucht, weil die stolze Dogenstadt an der Adria durch ihre Flotte das ganze Mittelmeer zu beherrschen und den Handel zwischen Europa und dem Orient allein zu vermitteln suchte, womit sie den übrigen seefahrenden Staaten und namentlich Genua und Neapel vielfach in den Weg trat.

So starkgeistig und stolz Clarissa Orsini auch war, legte sie doch bei ihren Ratschlägen weniger Gewicht auf die Gewalt der Waffen, als auf die Einfädelung schlauer Intrigen. Sie kam damit denjenigen Grundsätzen entgegen, welche im Hause Medici erblich waren, wo gleichfalls mehr Nachdruck auf kluge Berechnung als auf rücksichtslos durchgreifende Maßregeln gelegt wurde.

Schon das Außere des Palastes, den Cosmo von Medici in der Stadt für sich und seine Nachkommen von dem berühmten Meister Michelozzo hatte

erbauen lassen, zeigte den Charakter jener Unnahbarkeit, wie ihn die Wohnungen der großen Familien jener Zeit sämtlich an sich trugen. Wenn man diese gewaltigen Mauern der unteren Stockwerke betrachtete, welche von mächtigen Steinblöcken errichtet waren, als hätten Cyclopen sie zusammengetragen, so erhielt man den Eindruck einer in sich abgeschlossenen Macht, welche sich jedes Zugeständnis in passiver Verstocktheit erst nach langem Widerstande abtroyen läßt.



Palast Medici zu Florenz.

Zu Inneren des imponierenden Gebäudes war allerdings für zahlreiche, helle und prachtvoll ausgestattete Räume gesorgt, welche meist nach dem Hofe und Garten hinauslagen und in denen sich behaglich wohnen ließ.

Zu einem dieser Gemächer saß Clarissa eines Morgens und ihre Gedanken waren mit ehrgeizigen Hoffnungen erfüllt, wie sie dieselben täglich hegte. Der edel geformte Kopf war in die Hand gestützt und während die Majestät ihrer Gestalt sich nicht verleugnete, waren ihre Blicke voll kühnen Selbstbewußtseins

in diesem Augenblicke hinaufgerichtet zum blauen Himmel, aber nicht, um dort den Gott der Liebe und Demut zu suchen, sondern um in der Unendlichkeit des Aethers ein unbegrenztes Feld für ihre schrankenlosen Wünsche zu finden. Clarissa liebte ihren Gatten, aber nicht mit jener sanften, schwärmerischen Hingabe, wie sie sonst dem liebenden Weibe eigen zu sein pflegt, sie fühlte sich vielmehr mit Lorenzo etwa in der Weise verbunden, wie der Waffenbruder seinem Freunde zu gemeinsamen Zwecken in Leben und Tod zur Seite steht.

Eben trat Lorenzo in das Gemach. Seine Züge trugen den Ausdruck freudiger Erregung, und kaum hatte Clarissa einen flüchtigen Blick auf sein Gesicht geworfen, als sie rasch aufstand und mit erwartungsvoller Miene ihm entgegentrat. Lorenzo hielt einen geöffneten Brief in der Hand und sagte rasch:

„Der erwartete Bote des Königs Ferdinand hat sehr erfreuliche Mitteilungen gebracht, daß mein Besuch in Neapel durchaus willkommen sein wird. Nun heißt es, alles aufzubieten und dem Könige einen möglichst günstigen Eindruck zu machen. Daß sein Bote hier fürstlich gehalten wird, ist bereits angeordnet, aber es gilt zu überlegen, womit ich dem Könige selbst einen Dienst erweisen oder eine angenehme Überraschung bereiten kann.“

Clarissa blickte einen Augenblick sinnend vor sich hin. Feindselige Menschen hatten bei ihrer Verlobung und auch später noch spöttelnd gesagt, sie heirate einen Seidenhändler, und man wollte damit den Stolz der Römerin aus fürstlichem Stamme kränken. Nun stand dieser Seidenhändler im Begriffe, einem regierenden Könige als Gast gegenüber zu treten, um mit demselben ein freundschaftliches Bündnis einzugehen. Ihre stolze Brust hob sich bei diesen Gedanken und ihr kluger Sinn durchflog in rascher Überlegung das Reich der Möglichkeiten, durch welche Lorenzo sich dem Könige von Neapel sofort innerlich nahe stellen könne. Gab es ein Geschenk, welches dies zu bewirken vermochte? Ein Kunstwerk? Wer konnte wissen, ob der König Sinn für die Kunst besaß. Länder hatte Lorenzo nicht zu verschenken, aber — wie ein Blitzstrahl durchfuhr ein glücklicher Gedanke den grübelnden Kopf der klugen Römerin. Einen Rat konnte Lorenzo dem Könige geben, einen Rat, der den Wert ganzer Länder besaß. Und dieser Rat konnte nur in dem Kopfe einer klugen Frau seine Entstehung finden. Außer der Beziehung zu Neapel zogen auch die Verhältnisse zu Venedig die Aufmerksamkeit des Hauses Medici auf sich. Wie eine höhere Umgebung erschien Clarissa in diesem Augenblick ein Plan, den sie Lorenzo sofort mittheilte.

Die schöne Königin von Cypern, Katharina Cornaro, war Witwe, und wer ihre Hand gewann, erwarb damit zugleich ein herrliches Besitzthum, dessen Lage demselben die Bedeutung eines mächtigen Landes gab. Die schlauen Venezianer hatten die Heirat zwischen dem kränklichen Könige Jakob von Lusignan, dem Beherrscher der Insel Cypern, und der Tochter des venezianischen Patriziers Cornaro dadurch möglich gemacht, daß Katharina zur Tochter der Republik erklärt und vom Staate Venedig förmlich adoptirt worden war.



Matharina Gornaros Brautfahrt.

H. Vogel

Welch ein Aufsehen damals die Vermählung der Tochter der stolzeſten Republik des Erdbodens mit dem Beherrscher der durch Poesie verherrlichten Insel des Mittelmeeres in ganz Europa machte, war noch in jedermanns Gedächtnis, und unvergessen blieb der märchenhafte Glanz, mit welchem Venedig seine Tochter ausstattete, als sie ihrem Gatten so, wie es ihrer künftigen Würde als angemessen erschien, entgegengesandt wurde. Maler und Dichter hatten ihre Königin schönsten Farben und schwungvollsten Worte aufgewendet, um die Feste zu schildern, welche die Abfahrt Katharinas von Venedig und ihre Ankunft in Cypern begleiteten. Schon damals war König Jakob leidend, und eine auszehrende Krankheit entwickelte sich rasch bei dem jungen, genußsüchtigen Fürsten, der übrigens nicht als der legitime Sohn des vorigen Königs galt. Nun war er gestorben, und Katharina herrschte als Königin in dem Reiche, das er ihr hinterlassen hatte und welches sie für ihren Sohn verwaltete. Die schlauen Väter der Lagunenstadt hatten vorläufig ihren Zweck erreicht.

Die Bewohner von Cypern, welche ihre Unabhängigkeit Venedig gegenüber wahren wollten, hätten gern die legitime Tochter ihres verstorbenen Königs Peter, Charlotte von Lusignan, zu ihrer Herrscherin gemacht, obgleich sie der Königin Katharina sehr zugethan waren. Aber das venezianische Netz war zu gut gesponnen, und Katharina Cornaro war gleichsam das schöne und reichgeschmückte Opfer auf dem Altare ihres Vaterlandes. Niemand glaubte daran, daß ihr Söhnchen das mannbare Alter erreichen würde. Starb das Kind, so war Katharina seine natürliche Erbin und nach Katharinas Tode konnte die Republik Venedig ihre Adoptivtochter beerben.

Aber ein Fall konnte eintreten, der allen diesen schlauen Kombinationen ein Ende bereitere: wenn nämlich die noch junge und schöne Katharina Cornaro ein zweites Ehebündnis einging und dann ihren Gemahl zum Erben ihrer Rechte einsetzte. Darauf gründete Clarissa ihren Plan, um dem Könige Ferdinand von Neapel einen großen, unvergeßlichen Dienst zu erweisen. Ferdinands zweiter Sohn, Prinz Friedrich von Neapel, war ihr persönlich bekannt, da sie ihn einmal in Rom gesehen hatte, und sie wußte sich zu erinnern, daß er damals ein schöner stattlicher Jüngling war, der sich ihren eignen Reizen gegenüber nicht ganz gleichgültig gezeigt hatte. Offen durfte die Werbung um Katharina Cornaro nicht betrieben werden, denn die Venezianer würden sie um jeden Preis vereitelt haben, aber wenn Lorenzo den Prinzen Friedrich für den Plan zu begeistern suchte und dem Könige dann die nötigen Andeutungen gab, war ein Gelingen desselben zu hoffen.

Dies teilte Clarissa nun ihrem Gemahle mit, und Lorenzo fand den Gedanken so außerordentlich einleuchtend, daß er kaum begreifen konnte, wie andre Fürstensöhne nicht längst selbst auf denselben verfallen seien. Aber Clarissa belehrte ihn über die große Schwierigkeit des Unternehmens. Hier war mit diplomatischer Vermittelung nichts auszurichten. Nur, wenn Katharina Cornaro

für den Mann, der sich um sie bewarb, eine große und leidenschaftliche Liebe empfand und dem Zorne der väterlichen Republik zu trotz wagen konnte an einen Erfolg gedacht werden.

Die Vorbereitungen zur Abreise Lorenzos von Medici waren bald getroffen, denn er war nicht der Mann, um in solchem Falle die Mittel zu sparen. Er reiste nicht als Privatmann, sondern in einer politischen Mission, um ein Bündnis zwischen Florenz und Neapel zu schließen. Da er absichtlich die päpstlichen Staaten vermeiden wollte, schiffte er sich in Livorno ein und fuhr in wahrhaft königlicher Ausrüstung nach Neapel. Bei seiner Annäherung sandte der König seinen zweiten Sohn Friedrich dem Gaste entgegen, und da der Prinz ein sehr leutseliger und lebenswürdiger Mann war, entspannen sich zwischen ihm und Lorenzo sofort die freundschaftlichsten Beziehungen. Lorenzo gedachte der geheimen Mission, welche seine Gattin ihm aufgetragen hatte, und er freute sich, in Friedrich einen Mann zu finden, dessen äußere Erscheinung recht geeignet war, ihn selbst bei einer anspruchsvollen Frau empfehlend einzuführen. Friedrich war groß und kräftig von Wuchs, dabei aber voll Anmut in jeder Bewegung; seine Gesichtsfarbe etwas dunkel, Augen und Haare glänzend schwarz. Ein zierlicher Schnurrbart hob die edlen Linien des Mundes; aber auch die Haltung des jungen Mannes war würdevoll genug, um ihn selbst in Neapel, wo schon der gemeine Mann des Volkes in jeder Bewegung angeborne Grazie verrät, vorteilhaft hervorzuragen zu lassen.

Gingedenk seiner Absicht, bot Lorenzo sofort alles auf, um das Zutrauen des jungen Prinzen zu gewinnen, aber er wurde vorläufig durch die Zuborkommenheit des Königs selbst, der ihn im Residenzschlosse erwartet hatte, so sehr geschmeichelt, daß er Zeit gewinnen mußte, sich zu fassen und zur ruhigen Besonnenheit zurückzukehren. Der König und der Kronprinz behandelten ihren Gast wie einen befreundeten Herrscher und ließen ihn keinen Augenblick fühlen, daß er persönlich nichts weiter als der Sohn eines Kaufmanns war. Lorenzo konnte den Hofbeamten zwar nicht wie die fürstlichen Gäste Auszeichnungen erteilen, aber er konnte sie mit reichen Geschenken überschütten, und diese Ausficht bewirkte, daß ihm allenthalben gleich einem souveränen Herrn gehuldigt wurde. Eine Festlichkeit drängte die andre, Wassersfahrten mit Feuerwerk, ein glänzendes Turnier, prächtige Gastmähler und Tanzbelustigungen reihten sich aneinander, und der prachtliebende Mediceer hatte Gelegenheit genug, sich mit so ehrenvoller Aufnahme zufrieden zu erklären.

Im Verlaufe weniger Tage waren denn auch zwischen ihm und dem Könige die Versicherungen gegenseitiger Dienstbereitschaft ausgetauscht worden, und Ferdinand, der in Lorenzo den Vertreter der streitbarsten aller italienischen Republiken und einen Bundesgenossen gegen den päpstlichen Stuhl erblickte, war sehr geneigt, seinem neuen Freunde volles Vertrauen zu schenken. Lorenzo fand den ersten Eindruck, welchen der Prinz Friedrich auf ihn gemacht hatte, während

der ganzen Dauer seines Aufenthalts bewährt, und es war zwischen beiden wirklich zu einem herzlichen Einverständnisse gekommen. So war es ihm leicht gewesen, dem liebenswürdigen Jüngling von Katharina Cornaro zu erzählen und dessen Phantasie eben so sehr für die reizende junge Witwe zu entflammen, wie er dessen Ehrgeiz stachelte, indem er ihm vorhielt, daß es sich bei dieser Liebe zugleich um eine echt ritterliche That handle, da die schöne Tochter der Republik Venedig in tyrannischer Weise den Plänen ihrer herrschsüchtigen Vaterstadt geopfert werden solle.

Friedrich ergriff diesen Plan mit Begeisterung. Ihn lockte die abenteuerliche Aufgabe, welche sich seinem Mute bot, und je gefährlicher das Unternehmen schien, um so mehr reizte es ihn. Die ganze Sache wurde als strengstes Geheimnis zwischen Lorenzo von Medici, dem Könige und Friedrich verhandelt. Der König selbst hielt sich scheinbar ganz im Hintergrunde. Als Lorenzo sich zur Abreise rüstete, gestattete der König seinem Sohne, den befreundeten Gast aus Florenz zu Schiffe eine Strecke weit zu begleiten. Wohl kannte er den Plan, der damit zusammenhing, aber es gelang ihm auf diese Weise, den Anschein zu wahren, als sei er selbst ganz unbeteiligt bei der abenteuerlichen Werbung um Katharina Cornaros Hand.

Es lagen verschiedene Schiffe im Hafen, als Lorenzo von Medici endlich unter den schmeichelhaftesten Beweisen der königlichen Huld und den herzlichsten Abschiedsrufen der Bevölkerung sich zur Heimfahrt einschiffte. Das war ein Flattern von bunten Wimpeln, ein Schwanken von Mützen und Tüchern, ein Spenden von Kränzen und Blumen! Fast die ganze Wasserfläche war davon bedeckt, ein Anblick, wie er nur in dem farbentrunkenen Süden denkbar ist. Zahllose größere und kleinere Barken begleiteten die Schiffe bis weit ins Meer hinaus, Ritter, Damen und Edelknaben in den glänzendsten Gewändern wetteiferten, dem Gaste und seiner Begleitung die letzten Augenblicke, die sie in der Nähe von Neapel verbrachten, recht freundlich in das Gedächtnis zu prägen; wußte doch jedermann, daß Prinz Friedrich den neuen Freund begleiten und vielleicht längere Zeit bei demselben verweilen werde! Sah man doch die für die Rückkehr des jungen Fürsten bestimmte königliche Segelbarke im Gefolge des Florentiner Fahrzeuges und bemerkte man doch auf letzterem den allgemein beliebten Prinzen selbst mit einigen seiner Begleiter, wie er Abschiedsgrüße nach dem Ufer hin winkte und sich dicht an der Seite des scheidenden Lorenzo hielt.

Nach und nach wendeten die kleineren Barken um, die absegelnden Schiffe entschwanden dem Blicke der Menge und das laute Gewühl im Hafen kehrte wieder zu dem alltäglichen Verlaufe zurück.

Aber während dies am Ufer geschah, vollführte sich auf dem Meere das unerwartete Ereignis, daß Prinz Friedrich von dem Gaste seines Vaters herzlich Abschied nahm, sich dann in seiner eignen Barke einrichtete und dem Führer derselben den Befehl erteilte, in entgegengesetzter Richtung, um die Küste von

Sizilien herum, nach der Insel Cypern zu steuern. Nun erst konnte sich die verwunderte Mannschaft erklären, was eigentlich die Ausrüstung für mehrere Tage bedeutete. Schweigend gehorchte man dem Befehle. Der Prinz Friedrich stieg selbst in die Kajüte hinab und bewirkte dort mit Hilfe eines vertrauten Dieners eine äußere Verwandlung seiner eignen Erscheinung.



Lorenzo von Medici.

Er legte seine prinzlichen Gewänder ab und warf sich in die Kleider eines einfachen griechischen Matrosen, eine Umänderung, die ihm vielleicht in den Augen seiner Untergebenen nicht zum Vorteil gereichte, aber jedenfalls seine Gestalt und den südlich schönen Ausdruck seiner Züge derart hervorhob, daß in ihm jedes weibliche Auge wenn auch keinen Prinzen, so doch das Bild eines vollendet schönen, das Herz zu leidenschaftlicher Liebe entflammenden Mannes sehen mußte.

Die Lage der Insel Cypern war eine derartige, daß sie als wichtiger Stapelplatz für alle jene Schiffe, welche die kostbaren Schätze Indiens, Persiens und anderer Länder des Orients einbrachten, dienen konnte, bevor sie in Venedig, Genua, Neapel oder einem andern Hafen landeten, wo die Waren dann in den großartigen Lagerräumen aufgespeichert wurden, um von dort nach den innern Handelsplätzen Europas weiter geschafft zu werden. Außerdem war die Insel in allen Türkenkriegen ein Punkt von unberechenbarer Wichtigkeit und gleicherweise zum Schutze gegen Seeräuber das beste Asyl. Die Bewohner Cyperns wußten, was es heißt, wenn ein von der Natur in verschwenderischer Fülle ausgestattetes Eiland von Handelsleuten besucht wird, die nach glücklich vollbrachten Einkäufen voller Hoffnung in die Heimat zurückkehren und die kurze Rast benutzen, um sich von der beschwerlichen Seereise zu erholen und sich einige Tage fröhlichen Genießens zu gönnen. In ihren Kisten und Ballen führten die Seefahrer nicht nur die köstlichen Spezereien Indiens, sondern auch die bewunderten Gewebe und golddurchwirkten Stoffe Persiens, die leuchtenden Edelsteine aus den heißen Zonen und was es an märchenhaften Wunderlichkeiten sonst dort noch gab. Auf Cypern selbst reiften die herrlichsten Früchte, und der weltberühmte Wein, den die Sonne dort am felsigen Gestade kochte, vereinte süßen Wohlgeschmack mit berauschender Glut. War es ein Wunder, wenn die Welt von Götterfesten redete, die auf dieser Zauberinsel gefeiert wurden, oder wenn das liebliche Eiland als der eigentliche Sitz aller höchsten Lebensfreuden galt! Und die Beherrscherin dieses zauberhaften Reiches war ein junges schönes Weib, eine zweite Kleopatra, wenn auch nicht an Machtfülle der ägyptischen Königin gleich, so doch an poetischem Reiz, an jenem Schimmer idealer Wesenheit, der die höchste und begehrtestwerteste Macht ausübt.

Diesem zauberhaften Lande segelte Friedrich von Neapel nun entgegen, und seine Phantasie beschäftigte sich bereits mit dem göttergleichen Weibe, das zu sehen, zu lieben, zu besitzen er verlangte. — Was konnte ihr dagegen der Werber bieten?

Als der Sohn eines mächtigen Fürstenhauses hätte er ihr wie der Befreier von den fesselnden Banden, welche Venedig um sie wand, erscheinen können!

Würde sie aber zugestehen, daß sie jene Bande für drückend hielt und davon befreit sein wollte?

Nichts auf der Welt konnte für Katharina Cornaro Anziehung besitzen, wenn es nicht die Persönlichkeit eines Mannes war, der ihr gefiel, der ihre Liebe entflammte, und sie dadurch nur den einen Wunsch kennen lehrte, mit ihm vereint sich des Besizes ihres unvergleichlichen Reiches zu erfreuen. Wohl stieg zuweilen in Friedrichs Geiste die Frage auf, ob denn auch ihr Wesen der Vorstellung entsprechen werde, die er sich von ihr machte, aber das Abenteuer an sich war schon verlockend genug, und in jedem Fall mußte abgewartet werden, ob der Preis dem Wagnis entsprach oder nicht.

Die Fahrt ging bei lauem Winde und sanft bewegter Flut rasch von statten, und endlich eines Abends zeigte sich in der Ferne den Blicken das ersehnte Ziel.

Allmählich aufsteigend ragten die Wipfel der Palmen, der Oliven und die Spitzen der Cypressenbäume aus dichterem Gebüsch von tief dunkler Färbung hervor. Alles was der Süden an reichem Pflanzenwuchs zu bieten hat, diese glückliche Insel war damit reich gesegnet, und die Bewohner hatten wenig Mühe, um den Boden ergiebig zu machen. Der üppige Blumenflor und die Drangenhaine sandten ihre berauschenden Düste weithin über die blauen Wellen. Als verwandle die Sehnsucht das Segel zum Flügel, so tanzte die Barke des Prinzen Friedrich in leichtem Schwunge über das Meer dahin.

Nach und nach gewannen die Umrisse der Insel festere Gestalt. Man erkannte die Thäler und Höhen, die Flüsse und Wälder, und da sich mehrere Seeleute an Bord befanden, welche Cypern öfter gesehen hatten, wurde nach deren Angabe das Fahrzeug in diejenige Gegend gesteuert, wo die Stadt Famagosta mit ihrem berühmten Hafen lag. Das Auge entdeckte bald den sich am Ufer ausbreitenden, reizend gelegenen Ort mit seinen Lagerhäusern, Bazaren und gewölbten Hallengängen. Weiter hinauf lag Villa bei Villa, alle umgeben von den schönsten Gärten, die mit Mauern von weißem Marmor oder mit lebenden Hecken von riesengroßen blaugrünen Agaven eingefast waren. Mitten zwischen diesen anmutigen Behausungen, in der Nähe der Kathedrale, erblickte man das königliche Schloß, ein Gebäude, dessen Stil die Zierlichkeit der maurischen Architektur mit der Strenge des italienischen Baustils verband.

Von dem Hauptgebäude gingen nach beiden Seiten von Säulen getragene Bogengänge, die in einer sanften Rundung einen Teil des Gartens umschlossen, offenbar den schönsten und wahrscheinlich nur für die Königin bestimmten Teil der weitausgedehnten Anlagen. Ob sie wohl in diesem Augenblicke dort weilen mochte? Friedrichs Phantasie malte sich das jugendblühende, siebzehnjährige Weib, wie es zwischen den schönsten Rosen und köstlichsten Pflanzen umherwandelte. Von den Gärten der andern Villen erstreckten sich manche bis tief an das Ufer des Meeres.

Die Barke war nun so nahe gekommen, daß die Frage entstand, wo man landen sollte.

„In keinem Falle im Hafen der Stadt“, rief Friedrich aus, „denn das Gewühl und Gedränge, das Aus- und Einladen der Kaufmannsgüter paßt schlecht zu meiner Stimmung!“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Auge zufällig nach der zierlichen Terrasse eines hübschen Hauses blickte, das von einem großen Garten umgeben, fast dicht am Ufer des Meeres lag.

Die Terrasse breitete sich vor dem Hause aus, von einer fein gearbeiteten Marmorfassung umgeben. Nach dem Meere zu führte eine breite Treppe herab, deren letzte Stufe von den Wellen bespült wurde.

Näher kommend, gewahrte man eine Anzahl von Damen, die sämtlich griechisch gekleidet waren und sich auf der Terrasse mit irgend einem Spiel unterhielten, welches zugleich eine Art Tanz war. Sie schwebten bald einzeln, bald paarweise, bald in Gruppen auf und ab, und als die Barke näher kam, konnte man ihr silberhelles Lachen über das Wasser schallen hören, was die Aufmerksamkeit der Ankömmlinge um so lebhafter erregen mußte.

Prinz Friedrich wollte zwar unerkannt bleiben, aber der kühne Plan, den er nun aussprach, konnte eben doch nur im Kopfe eines jungen Mannes von sehr vornehmer Abkunft entstehen. Er befahl, bis dicht an die große Treppe der Villa zu fahren, wo mehrere kleinere Barken an große Pfähle festgebunden waren, und als der Steuermann seiner Angabe folgte, stellte er sich selbst auf das Verdeck, um gleichsam darzuthun, daß er gesonnen sei, eine Verhandlung mit den Bewohnern oder Bewohnerinnen anzuknüpfen.

Die hohe Gestalt des Prinzen zog die Augen der Damen auf sich, und die griechische Kleidung, die er trug, weckte deren Vertrauen, obgleich jede fremde Männererscheinung in solchem Falle verdächtig schien, da gerade zu damaliger Zeit in jenen Gewässern überall Korsaren kreuzten.

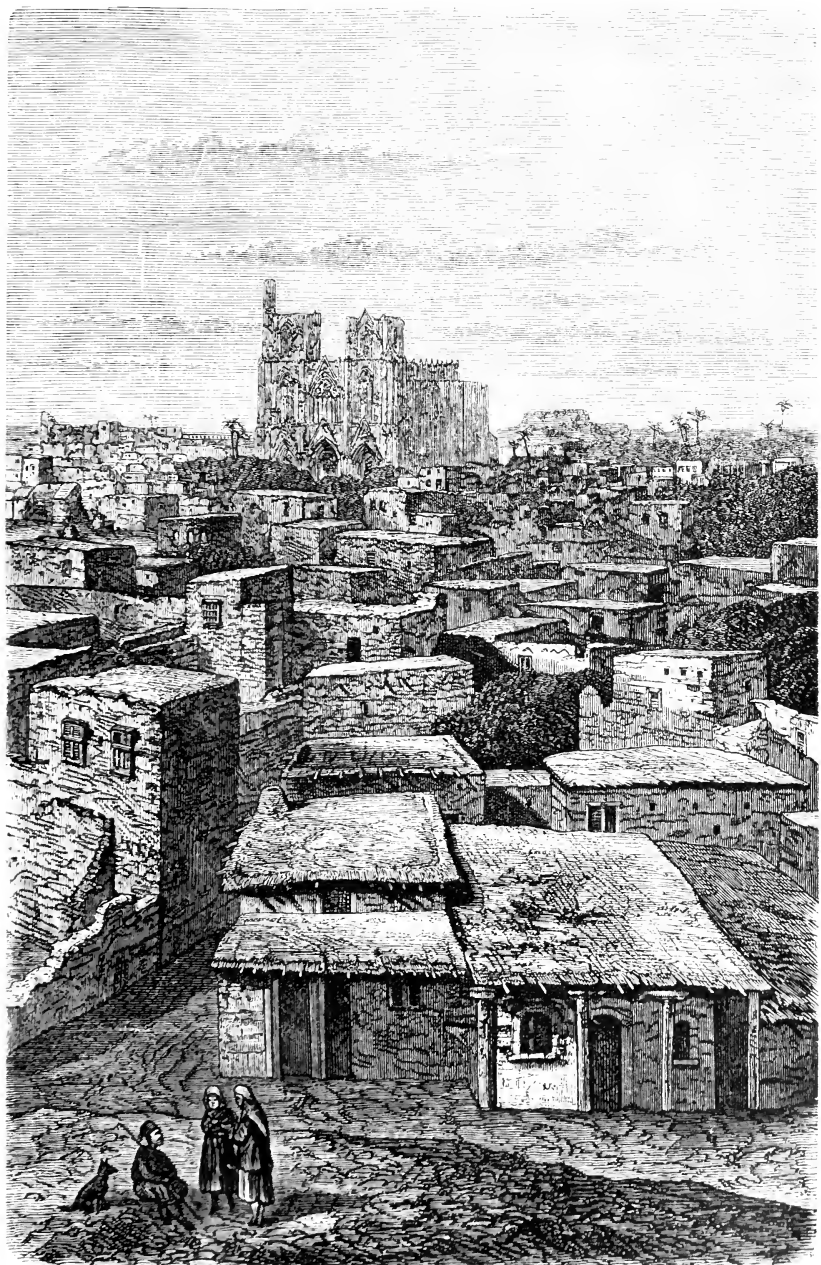
Während sich oben auf der Terrasse eine neugierige Gruppe bildete, stiegen zwei der kühnsten Damen herab, um mit den fremden Ankömmlingen sich in Verhandlung zu setzen. Dies war ein Wagniß, ja sogar eine Unbesonnenheit, aber der edle Anstand des Prinzen mochte dazu ermutigen.

Friedrich verstand so viel von der griechischen Sprache, um sich verständlich machen zu können. Er erfuhr, daß er an der Villa einer Fürstin Candoras angelangt sei, und daß die Besitzerin zu wissen begehre, wer er sei und mit welchem Rechte er bei ihr zu landen versuche. Prinz Friedrich entgegnete, er sei ein fremder Liedersänger und Lautenspieler, der die Absicht habe, der Königin Katharina seine Künste anzubieten. Vorläufig wolle er die Gastfreundschaft der Fürstin Candoras und vielleicht auch ihre Fürsprache erbitten, wenn sie gestatten werde, daß er sich ihr vorstelle.

Die beiden Damen waren über dieses seltsame Begehren überrascht und versprachen, mit der Fürstin zu reden. Sie erstiegen langsam die Treppe wieder, und es gab dann oben auf der Terrasse ein lebhaftes Geplauder, welches zuweilen von nutzwillichem Lachen unterbrochen wurde und zuletzt damit endigte, daß die Damen wieder herabstiegen und dem Prinzen die Nachricht brachten, die Fürstin habe eingewilligt, ihn zu empfangen, wenn er sich bestimmten Vorichtsmaßregeln, welche unumgänglich nötig seien, unterwerfen werde.

Friedrich erklärte sich mit allem einverstanden, was die Besitzerin der Villa begehren werde, und es wurde ihm darauf gestattet, das Land zu betreten.

Von den beiden Damen geleitet erstieg er die Treppe und befand sich bald auf der Terrasse, wo sich die übrigen Damen inzwischen zu seinem Empfange aufgestellt hatten.



Ansicht von Famagosta auf Cypren.

Es waren etwa zehn bis zwölf weibliche Erscheinungen von der ersten Blüte des Jugendalters bis zur reiferen Schönheit, aber es wurde nicht schwer, diejenige herauszufinden, welche die andern alle an Goldseligkeit übertraf. Wohl befanden sich Schönheiten der verschiedensten Art darunter, und anfangs schien es, als ob — jene erste und eine andre, eine ältliche und verwachsene Person, ausgenommen, die mit ihren stehenden Augen den Ankömmling aufmerksam musterte — keine einzige geringere Bewunderung verdiente als die andern. Wie diese letztgenannte durch Höflichkeit, so ragte jene erste, eine strahlende Schönheit mit goldblonden Haaren, welche überhaupt gar keinen Vergleich mit den übrigen aufkommen ließ, zwischen allen hervor. Merkwürdigerweise hielt sich die unschöne Mißgestalt stets dicht an der Seite jener schönen Erscheinung, welche den Mittelpunkt der ganzen Gruppe bildete und von Friedrich sofort als die Herrin des Hauses begrüßt wurde. Sie nahm seine ritterliche Huldigung lächelnd entgegen, blickte ihn mit ihren herrlichen dunkelblauen Augen auffällig prüfend und forschend an und stellte dann nochmals dieselben Fragen nach seinem Herkommen und der Absicht der Reise nach Cypern.

Getreu der Rolle, die er sich ausgedacht hatte, entgegnete Friedrich, er komme von einer griechischen Insel und habe die Absicht, der Königin von Cypern seine Kunst zu zeigen und Lieder auf der Laute vorzutragen. Er würde dann seine Reise nach verschiedenen andern Höfen fortsetzen, und wenn es ihm gelungen sei, den Beifall der schönen Katharina Cornaro zu finden, sei sein Glück in der Welt gemacht.

Die Dame lächelte wiederum sehr freundlich und bat ihn, ihr selbst und ihren Freundinnen, die heute auf der Villa zu Gäste seien, eine Probe seiner Gesangskunst zu geben.

Friedrich winkte und ließ eine Laute aus seiner Barke bringen. Er spielte dieses Instrument wirklich vortrefflich und seine Stimme war von jeher gerühmt worden. Er trug ein provenzalisches Minnelied vor, welches der poesie-reiche König René kürzlich gedichtet hatte und das eben die Kunde an allen Höfen machte. Inzwischen hatten schwarze Dienerinnen Polsterfüße zurecht gestellt, und die Damen hatten sich darauf niedergelassen. Sie spielten nachlässig mit ihren Fächern und blickten dem Sänger unbefangen in das Gesicht. Nur die Dame mit den dunkelblauen Augen und dem reich herabfallenden goldblonden Haar, in welchem einige Blüten befestigt waren, als hätte sie der Wind darauf gestreut, senkte den reizenden Kopf, als dünne sie über etwas nach. Zweimal an bestimmten Stellen des Liedes flammte ihr Auge auf und sie warf einen prüfenden Blick auf den Sänger, aber sofort senkten sich die Wimpern wieder, und ein leichtes Erröten überflog ihre zarten Wangen.

Als Friedrich geendigt hatte, klatschten sämtliche Damen mit ihren zarten Händen Beifall, und bald entstand ein lebhaftes Hin- und Herreden über das gehörte Lied, über König René und über andre seiner Gefänge.

Die goldhaarige Dame nahm an dem Gespräche keinen Anteil, aber nach einer Pause erhob sie sich und sagte:

„Die Gastfreundschaft, die Ihr wünschet, soll Euch gewährt werden, aber nur Euch allein und keinem Eurer Gefährten, die wohl in Eurer stattlichen Barke bequem bleiben können. Ihr müßt mir jedoch Euer Ehrenwort geben, daß Ihr nichts Feindseliges gegen irgend jemand auf dieser Insel im Schilde führt und Euch auch nicht entfernen werdet, ohne Euch von mir verabschiedet zu haben. Es sind uns Warnungen zugekommen, welche diese Vorsichtsmaßregel nötig machen. Die Zeit wird kommen, wo wir Euch Aufklärung geben können.“

Prinz Friedrich war mit allem einverstanden. Er bemerkte dabei nicht, daß die Freude, welche sein Herz durchströmte, keineswegs mit der Absicht seiner Reise im Einklang stand, denn es war weniger der Gedanke an die Königin Katharina, der ihn mit Hoffnung beseligte, als vielmehr die Aussicht, in der Nähe jener bezaubernden Frau bleiben zu können, die ihm Gastfreundschaft gewähren wollte. Einige der andern Damen gingen in die Villa, und bald erschienen mehrere Diener, welche sich dem Fremden zur Verfügung stellten, ihn in das Haus geleiteten und ihm dort ein Gemach anwiesen, in welchem er alles fand, was zu seiner Behaglichkeit dienen konnte. Daß zugleich auch dieses Gemach so gewählt war, um ihn fortwährend genau überwachen zu können, bemerkte er nicht, ebensowenig fiel es ihm auf, daß seine Barke, die ganz in der Nähe Anker geworfen hatte, Tag und Nacht beobachtet wurde.

Scheinbar bewegte sich Prinz Friedrich ganz unbefangen, aber es verdroß ihn bereits am folgenden Tage, daß sich weder die Herrin des Hauses, noch sonst eine der Damen vor ihm sehen ließ. Auf seine Erkundigung erfuhr er von den Dienern, die Fürstin Candoras sei eine reiche junge Witwe, welche die Villa mit ihrer Dienerschaft allein bewohne. Sie sei an diesem Tage unwohl, hieß es, aber sie lasse ihn bitten, sich ganz als heimisch in ihrem Hause zu betrachten und seine Zwecke auf der Insel nicht außer acht zu lassen.

Friedrich verstand, was letzteres sagen wollte, aber ihm war vorläufig die Lust vergangen, sich um die Gunst der Königin zu bemühen, bevor er seine schöne Wirtin wieder gesehen und ihre strahlenden Augen, ihren lächelnden Mund noch einmal bewundert hatte.

So verging ihm der Tag, und obgleich er viele Stunden auf der Terrasse verbracht, das Meer angestaunt, seine Gefährten aufgesucht und sie noch einmal zur Verschwiegenheit ermahnt hatte, waren ihm doch die Stunden träge verstrichen. Er hatte nur wenig von den trefflich bereiteten Speisen und dem köstlichen Weine genossen, die man ihm vorsezte, denn sein ganzes Denken galt den unvergleichlichen Reizen, die gestern seine Sinne umstrickt hatten.

Er war endlich froh, als der Abend hereingebrochen war und er sich zur Ruhe begeben konnte, denn er hoffte am andern Tage die schöne Dame endlich wiederzusehen. Dies geschah jedoch nicht, und es schien fast, als habe sich alles

im Hause verschworen, ihn durch höfliche Zurückhaltung zur Verzweiflung zu bringen. Er durfte gehen und kommen, wie er wollte; auch die Mannschaft seiner Barke wurde in nichts gehindert, aber überall folgten ihnen die Blicke von Spähern, und jeder einzelne sah sich genau beobachtet. Die Fürstin Candoras ließ sich auch heute nicht sehen, und so ging es mehrere Tage fort. Der Prinz ahnte nicht, daß man darauf wartete, ihn zur Königin gehen zu sehen, ja er dachte kaum mehr an diesen eigentlichen Zweck seiner Reise, da die geheimnisvolle Zurückhaltung der schönen Fürstin sein Herz immer mehr für diese entflammte. Verdrossen schlich er umher und an mehreren Abenden saß er auf der Terrasse, blickte der untergehenden Sonne nach, wie sie die blaue Meeresflut vergoldete, und sang schwärmerische Lieder der Sehnsucht zur Laute. Dann bemerkte er wohl, daß die Fenster sich öffneten und weibliche Gestalten seinem Gesange versthohlen lauschten, aber vergeblich hoffte er auf eine Annäherung von seiten der Herrin des Hauses. Schon verwünschte er den Plan, der ihn nötigte, die Rolle eines armen Sängers aus Griechenland durchzuführen, als ein unerwarteter Vorfall die ganze Sachlage änderte.

Eines Abends hatte sich der Prinz zur Ruhe begeben, als ihn plötzlich ein Lärm aufweckte, der wie ängstliches Rufen und Hin- und Herlaufen klang, und ihn endlich veranlaßte, vom Lager aufzuspringen, sich rasch in die Kleider zu werfen und hinauszueilen, um die Ursache des Getöses zu entdecken. Diener liefen hin und her und man sagte, es sei ein Bote vom Palaste der Königin gekommen, der die Nachricht gebracht habe, Katharina sei von tunesischen Seeräubern überfallen worden, welche sie gewaltsam auf ihrem Schiffe davonzuführen wollten.

Friedrich hörte diese Nachricht zwar mit Überraschung, aber doch nicht mit jener Bestürzung, die sie eigentlich bei ihm hätte bewirken sollen. Er empfand sofort das Gebot der Ritterpflicht, welche ihn aufforderte, der bedrohten Königin zu Hilfe zu eilen, aber es würde ihn nicht zur Verzweiflung gebracht haben, wäre der Fang den Seeräubern gelungen. Überdies hatte die Königin ihre Wächter, ihre Offiziere und Diener, die sie verteidigen konnten.

Aus diesen Gedanken wurde er durch die angsterfüllte Anrede einer Dame gerissen, die er sofort als eine derjenigen erkannte, welche bei seiner Ankunft in der Gesellschaft der schönen Fürstin Candoras gewesen waren.

„Zögert nicht“, rief sie ihm entgegen, „der Königin Eure Hilfe zu erweisen; ich sende soeben sämtliche Bewohner der Villa zu ihr, während in der Stadt alle waffenfähigen Männer ausgerufen werden, denn die Palastwache ist nicht stark genug, sie zu schützen. Schon seit mehreren Tagen fürchteten wir diesen Überfall; die Königin war gewarnt worden, da der Bei von Tunis einen hohen Preis darauf gesetzt hatte, sie in seine Gewalt zu bringen. Wir glaubten schon, Ihr wäret in der Absicht gekommen, sie in die Hände des Bei zu liefern. Daher wurdet Ihr so vorsichtig überwacht. Zeigt denn nun, daß wir uns in Euch geirrt haben, und helft die schöne Königin verteidigen.“

„Ich eile sofort zu ihrem Palaste“, entgegnete Friedrich, „aber ich beschwöre Euch, dieses Haus und seine Herrin nicht allen Schutzes zu berauben, indem Ihr die ganze Dienerschaft fortsetzt; denn sonst müßte ich es für meine erste Pflicht halten, derjenigen Dame meinen Beistand zu widmen, der ich vorläufig allein auf dieser Insel verpflichtet bin.“

„Ich bin Euch dankbar“, erwiderte die Dame, „aber kümmert Euch nicht um mich, die in keiner Weise bedroht ist, sondern eilt zu ihr, der Ihr selbst bereits Treue und Gehorsam gelobt habt.“

„Wie soll ich das verstehen?“ versetzte Friedrich; „ich habe der Fürstin Candoras meine Dienste geweiht und ich werde sie nicht schutzlos lassen, um so weniger, da sie leidend ist.“

„Ihr seid in einer Täuschung befangen“, entgegnete rasch die Dame; „die Fürstin Candoras bin ich, und jene schöne Frau, die sich damals mit Euch unterhielt, war die Königin selbst, die mit andern Damen ein kleines ländliches Fest in meinem Hause beging. Eilt und schließt Euch ihren Verteidigern an, wenn Euch an ihrer Gunst gelegen ist!“

Friedrich hatte die letzten Worte kaum mehr gehört. Wie ein Rasender stürmte er fort und eilte nach seiner Barke, wo er seine Leute aufrief, ihm bewaffnet zu folgen. Sie kamen nach dem königlichen Schlosse, als dort eben die Palastwache und die Dienerschaft von den türkischen Seeräubern überwältigt wurde. Der Überfall war mit berechneter Schlaueit ins Werk gesetzt und der günstigste Augenblick gewählt worden; denn wenn auch in jedem Momente militärische Hilfe aus der Stadt zu erwarten war, so blieb doch den Türken Zeit genug, bis dahin die Königin, die sich mit ihren Frauen in die innersten Gemächer des Schlosses geflüchtet hatte, gewaltsam auf die Schiffe zu bringen, und ihre Rettung war alsdann in der nächtlichen Dunkelheit fast unmöglich.

Aber die Seeräuber hatten nicht ahnen können, daß andre Hilfe nahe war, und daß ein tapftrer und durch die Liebe begeisterter Held dieselbe brachte.

Wie ein Racheengel, in der Raserei seines Zornes alles um sich her niederschmetternd, warf sich Friedrich dem Anführer der Seeräuber entgegen. Die überwältigten, aber noch kampffähigen Diener und Wachen des Palastes wurden ihrer Fesseln entledigt und schlossen sich mit verdoppelter Wut den neapolitanischen Streitern an. Die Seeräuber konnten nicht lange widerstehen, und als bald darauf laute Männerstimmen und das Geklirr von Waffen die Ankunft der bewaffneten Macht aus der Stadt verkündeten, waren die Türken bereits in die Flucht getrieben und in sinnloser Hast auf ihre Schiffe zurückgewichen, wobei sie ihre Toten und Verwundeten mitnahmen, wie es ihr Glaube befahl.

Friedrich verfolgte die Räuber noch eine Weile und konnte seine Wut kaum zügeln. Als er mit seinen Leuten zurückkehrte, hatte Katharina Cornaro bereits erfahren, daß sie ihre Rettung hauptsächlich dem fremden Manne verdanke, den sie mehrere Tage vorher in der Villa der Fürstin Candoras gesehen

hatte. Sie wollte ihm sofort ihren Dank aussprechen, aber als er nun in dem schwach erleuchteten Gemach vor sie trat, an Gestalt und Blick vom edelsten Anstande, wurde ihre Vermutung, daß er kein einfacher, wandernder Minnesänger sein könne, zur Gewißheit; sie dankte ihm mit innigem Händedrucke für die geleistete Hilfe und setzte dann leise die Bitte hinzu, ihr zu gestehen, wer er sei.

In der Erregung des Augenblicks nannte Friedrich flüsternd seinen Stand und Namen und gab der Königin die Versicherung, der Ruf ihrer Schönheit habe ihn nach Cypern gelockt, wo dann der Anblick der vermeintlichen Fürstin Candoras jeden Gedanken an die Königin dieser Insel verdrängt habe, bis er nun in Erfahrung gebracht, daß diese und jene eine und dieselbe Person sei.

Dieses rasche Geständnis entzückte die Königin und ließ sie für einen Augenblick die überstandenen Gefahren und alle obwaltenden Umstände vergessen. Sie neigte erröthend ihr schönes Haupt und ließ es geschehen, daß Friedrich im Taumel der Leidenschaft einen feurigen Kuß auf ihre reine Stirn drückte. Kaum war dies geschehen, so fuhr Katharina erschreckt zurück, denn ein Geräusch in ihrer Nähe belehrte sie, daß sie nicht allein waren. Mit Verdruß erblickte Friedrich jene ältliche, verwachsene Person, welche ihm bei der ersten Begegnung mit der Königin als Gegensatz zu den andern, durch Schönheit ausgezeichneten Frauen aufgefallen war. Das mißgestaltete Geschöpf machte vor der Königin eine tiefe Verbeugung und bat um Entschuldigung, daß sie einen kleinen Anfall von Husten nicht habe unterdrücken können. Rasch flüsterte Katharina ihrem Retter die Worte zu:

„Ich bin überall von Spionen und Aufpassern umgeben; seid daher auf Eurer Hut und folgt in allen Stücken genau meinen Worten; zugleich aber bitte ich: verzeiht, wenn die Gefahr, die mich und Euch umgibt, mich zu Schritten nötigt, die ein Weib nicht wagen sollte. Ihr seid ein Königssohn, und ich darf Eurer Versicherung Glauben schenken, aber ich will es auch, weil mein Herz mich dazu drängt.

„Verlaßt diese Insel so schnell als möglich“, fuhr sie nach einer Pause fort, „und kehrt in kurzer Zeit mit einem Gefolge zurück, welches Eurem hohen Range entspricht. Die Fürstin Candoras ist mir treu, und an ihrer Villa findet Ihr den sichersten Landungsplatz. Bereitet alles vor, damit unsre Verbindung sofort unauflöslich geschlossen werden kann; alles weitere wird sich dann finden. Ich hätte Euch noch vieles zu sagen, aber überall lauert hier Verrat. Klugheit und Mut müssen uns zum Ziele verhelfen. Und nun lebt wohl und bewahrt unser Geheimnis, damit der Plan gelingt.“

Ganz beseligt von diesen Worten, aber auch durch dieselben gewarnt, machte Friedrich eine tiefe und ehrfurchtsvolle Verbeugung, als habe die Königin ihn wegen seiner Tapferkeit belobt. Dann zog er sich mit seinen Leuten zurück. Er gab sofort den Befehl zur Rückreise, und wenige Stunden darauf segelte seine Barke bereits von dem blühenden und duftenden Eilande fort. Aber wie

der laue Wind die Segel blähte, so schwellte die süßeste aller Hoffnungen das Herz des liebenden Mannes, dessen Blicke lange noch an dem Palaste hingen, der nach und nach am Horizonte verschwand.

Katharina blieb voll banger Erwartungen in diesem Palaste zurück. Der Schrecken, welchen der Überfall der Seeräuber bewirkt hatte, war verdrängt durch stille Hoffnung. Soviel sie auch versuchte, wie sonst durch Geselligkeit und die Pflege der schönen Künste sich zu zerstreuen, ihr Herz pochte doch mit Ungestim dem Tage ihrer Befreiung entgegen. Es handelte sich nicht nur um ihre Vermählung mit einem fürstlichen, schönen und tapfern Manne, dem ihr Herz entgegenschlug, sondern wirklich um die Befreiung von einer Fessel, die zwar mit allem Schönen und Nützlichen, was die Erde zu bieten vermag, durchwoben, aber trotzdem nach und nach für sie unerträglich geworden war.

Als Katharina zu dem glänzenden Lose der cypriischen Königin ausersehen wurde, war sie ein halbes Kind; der Gedanke, zur Tochter ihrer mächtigen und reichen Vaterstadt ernannt und mit einem Könige vermählt zu werden, regte ihren Ehrgeiz an, denn ein solches Schicksal weckte den Neid der edelsten Fürstentöchter. Aber sie hatte inzwischen einsehen gelernt, daß sie nur das Werkzeug für die politischen Pläne Venedigs war.

Die Eifersucht zwischen Genua und Venedig bestimmte einen großen Teil der Unternehmungen dieser beiden großen Handelsrepubliken, denn es handelte sich fortwährend um den Vorrang auf dem Mittelländischen Meere und zugleich um die Niederhaltung der orientalischen Mächthaber, die ihrerseits ebenfalls gern den reichsten Anteil am Gewinne des immer mächtiger aufblühenden Handels von Asien nach Europa gehabt hätten. Noch war ja der Seeweg nach Ostindien nicht entdeckt.

Von Jugend auf wußte Katharina Cornaro, daß sie das Kind aus einem der reichsten Patrizierhäuser Venedigs war. Was kümmerte es sie, woher das Geld kam, womit nicht nur alle äußeren Bedürfnisse in der kostbarsten und glänzendsten Weise befriedigt, sondern auch die edelsten Werke der Kunst hervorgezaubert wurden. In dem prächtigen Palaste ihres Vaters verkehrten Künstler und Gelehrte aller Art. Der gefeierte Maler Jakob Bellini, der gleichfalls ein Freund ihres väterlichen Hauses war, hatte kurz vor ihrer Vermählung ihr eignes und das Bildnis ihres Bruders Georg für den väterlichen Palast gemalt. Der wunderbare Aufschwung, den die Baukunst hauptsächlich durch Meister Lombardos Einfluß zu Venedig gewann, hatte auch Katharinas von früher Jugend auf gepflegten Schönheitsfinn erfreut, und sie hatte später auf der Insel Cypern jenen eigentümlichen Stil eingeführt, der als Verschmelzung maurischer und italienischer Elemente gelten durfte.

So sehr sie auch den Stolz empfand, der die Bewohner ihrer Vaterstadt erfüllte, erwachte doch nach und nach an der Seite ihres kränklichen und kraftlosen Gatten ein Gefühl innern Elendes, und es gab Stunden, in denen sie

allen Stolz und alle Würde der Tochter der Republik verwünschte und sich als das unglückliche Opfer handelspolitischer Pläne beklagte. Dies steigerte sich noch, seitdem sie Witwe geworden war. Sie war das unbefangene Kind nicht mehr und wußte sehr wohl, daß Venedig ihr jeden Wunsch erfüllen würde, unter der einzigen Bedingung, daß sie keine neue Vermählung einging. Der Besitz der Insel Cypern war für die Republik an der Adria so wichtig, daß kein Verbrechen gescheut worden wäre, um sie völlig in die Gewalt zu bekommen, seitdem einmal dort Fuß gefaßt war. Ihren Knaben hatte man nach Venedig gebracht, wo er erzogen werden sollte.

Darum umgab man Katharina mit Spionen, welche jeden ihrer Schritte nach der Vaterstadt berichteten. Wie sehr sehnte sie sich nach endlicher Befreiung! Und nun durch einen Mann befreit zu werden, für welchen ihr Herz sich sofort entschieden hatte! Der Gedanke bereitete ihr soviel glückliche Empfindungen, daß sie mit fast fieberhaft ängstlichem Bangen der Erfüllung ihrer schönsten Hoffnung entgegenharrte.

Sie konnte natürlich nicht verhindern, daß der Überfall der tunesischen Seeräuber, in welchen man Kreaturen des Bei vermuten durfte, nach Venedig berichtet wurde. Dort sah man in diesem Vorfall einen willkommenen Vorwand, um endlich die Fesseln, welche die arme Katharina an jeder freien Bewegung hinderten, so zu verstärken, daß für sie alle Hoffnung auf Befreiung schwinden sollte. Die Bewohner der Insel Cypern hätten gern alles aufgeboten, um die alte Unabhängigkeit ihres Vaterlandes wiederzugewinnen, und dieser Umstand beschleunigte nur die Maßregeln Venedigs.

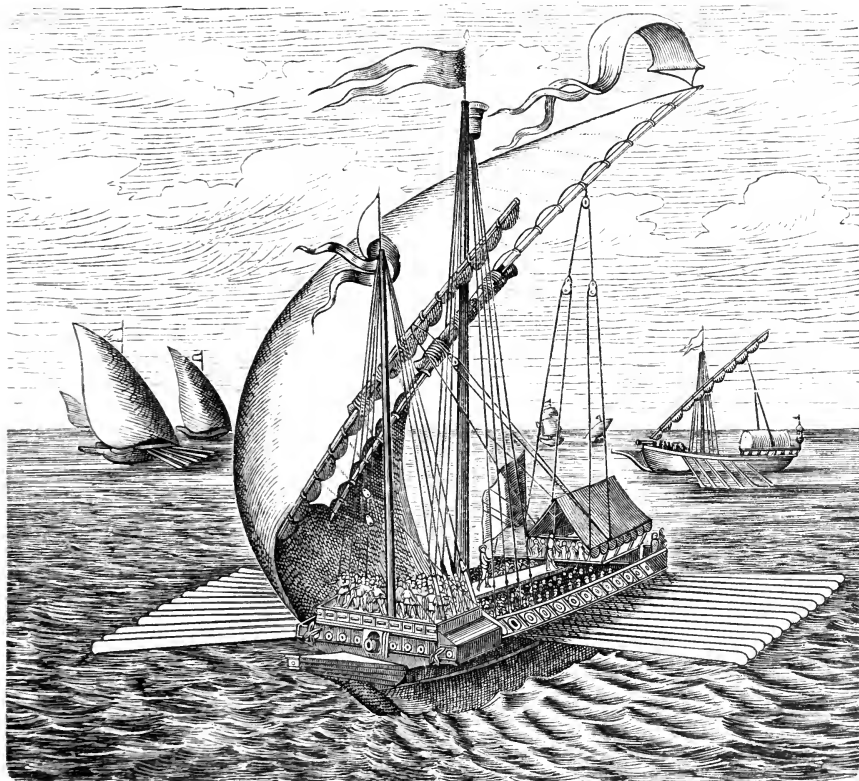
Dort, in der mächtigen Lagunenstadt, galt kein höheres Gesetz, als der Vortheil des Staates, und jede Rücksicht auf das Glück einzelner Unterthanen oder ganzer Familien mußte dem ehernen Willen des Rates der Zehn weichen. Man wußte dort längst, daß die Tochter der Republik in ihrem Königreiche sich die Zeit mit harmlosen Beschäftigungen vertrieb, selbst ein wenig malte und sich in litterarischen Spielereien übte, wie es die Mode der Zeit mit sich brachte. Aber die Anwesenheit der im Herzen gutmütigen Königin hinderte die Republik in vieler Hinsicht. Die Cyprioten hingen am Hause Lusignan und warteten auf den Sohn Jakobs und Katharinas. Das mußte geändert werden, und nun war der Vorwand zum energischen Eingreifen gefunden.

Georg Cornaro, der Bruder der Königin, wurde mit einer kleinen Flotte nach Cypern geschickt. Er hatte den strengen Befehl, seine Schwester zurückzubringen. Mit seinem Kopfe hastete er für die Ausführung dieser Aufgabe.

Als der Bruder bei Katharina anlangte, theilte er ihr den Befehl mit, den er überbrachte. Er erinnerte sie an die Unmöglichkeit des Widerstandes, an die Nothwendigkeit des Opfers, er versuchte den Ausbruch ihres Schmerzes zu lindern und ihre Vorwürfe dadurch zu entkräften. Katharina erbot sich jedoch, ihr Betragen vor dem Rate der Zehn zu rechtfertigen, denn sie glaubte,

daß sie durch die Spione, die sie nicht aus ihrer Nähe hatte verbannen können, verleumdete worden sei.

Allerdings, so versicherte ihr Bruder, war durch jene mißgestaltete Person, die man ihr als stete Begleiterin aufgenötigt hatte, von einem jungen Manne berichtet worden, der, als Grieche verkleidet, sich der Königin zu nähern gesucht und ihre Verteidigung gegen die Seeräuber übernommen hatte.



Venezianische Galeere.

Aber der Rat der Zehn legte darauf kein Gewicht; denn man würde der Königin kein Verbrechen aus einer Neigung gemacht haben, solange nicht erwiesen war, daß der Gegenstand derselben ehrgeizige Absichten auf die Herrschaft der Insel hatte. Nicht deshalb war ihre Entfernung von Cypern vom Räte der Zehn beschlossen worden, sondern weil die Republik freie Hand auf der Insel haben wollte.

In ihrer Angst und Verzweiflung entdeckte Katharina ihrem Bruder, daß es sich um den Prinzen Friedrich von Neapel handle. Sie wagte dieses kühne

Geständnis, weil sie ihre Hoffnung auf den Familienstolz gründete, und sie setzte daher alles auf einen Wurf.

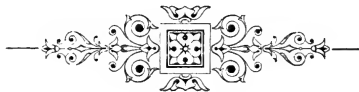
„Unselige“, erwiderte der Bruder, „begreifst du denn nicht, daß du für Neapel ebensowohl nur der Gegenstand einer staatspolitischen Berechnung bist, wie du es für Venedig zu sein bedauerst?“

„Was kümmert mich“, entgegnete die Königin, „wie ihr Männer über das Königreich Cypern verfügen! Habe ich mich um die Krone beworben, die ich seither trug? Venedig hat mich seinetwegen elend gemacht, und an Friedrichs Seite, das weiß ich, würde ich das glücklichste Weib der Welt werden. Gelüstet es ihn, der Beherrscher dieser schönen Insel zu sein, so preise ich mein Geschick glücklich, denn ich wünsche nichts sehnlicher, als ihm mit allem, was ich bin und habe, anzugehören.“

„Arme Schwester!“ seufzte Georg, und er setzte hinzu: „wie konnte das Schicksal so grausam sein, ein solches Weib zum Opfer der kalten Politik zu machen! Ich kann dich bedauern, aber ich muß dem Räte der Zehn folgen und das Opfer deiner Liebe von dir verlangen. Willst du unser ganzes Haus verderben? Tausende haben ihr Leben auf den Schlachtfeldern für die Größe der Republik dahingegeben, Tausende haben es unter unsäglichen Qualen in den Folterkammern verhaucht, wie könnte das Herz eines einzigen Weibes geschont werden? Weigere dich nicht länger, hier gilt nur blinder Gehorsam, ohne Widerstand.“

Es folgten Stunden schmerzlicher innerer Kämpfe für die arme Katharina, und ihre Zähren flossen in der stillen Nacht, ohne ihr Herz zu erleichtern.

Wenige Tage darauf nahm sie Abschied von ihren Unterthanen. Es wurden nicht nur von ihr heiße Thränen dabei vergossen, denn ihre Abreise raubte den Bewohnern den letzten Rest von Hoffnung auf Unabhängigkeit. Von ihrem Bruder, einem der venezianischen Räte und dem Statthalter der Insel begleitet, umgeben von dem ganzen Adel Cyperns und unter militärischem Gefolge verfügte sich die Königin nach dem Hafen von Famagosta. Auf dem venezianischen Schiffe wurde sie daselbst mit königlichen Ehren begrüßt und sie benutzte diese Gelegenheit, um dem Vertreter der heimathlichen Regierung das Wohl ihrer seitherigen Unterthanen ans Herz zu legen. Kaum aber war diese Zeremonie vorüber und das Schiff unter Segel gegangen, so eilte sie in das für sie bestimmte Gemach in der Kajüte. Sie bat ihre Frauen, sie allein zu lassen, damit niemand sehen konnte, wie sie sich verzweiflungsvoll auf den Boden warf und mit einem Strom von leidenschaftlichen Thränen alle Hoffnungen ihres Lebens begrub.





Viertes Kapitel.

Savonarolas Eintritt in das Kloster.

Wenn in einer erblichen Monarchie der Sohn auf den Vater folgt, ist selten der Umschwung in den politischen Verhältnissen so auffallend, wie dies bei Wahlreichen der Fall ist. Auch unter den Päpsten des Mittelalters bedeutete sehr häufig die Wahl der Person einen vollständigen Umschwung aller inneren und äußeren Zustände. Die Hierarchie hatte damals ihre höchste Machtentfaltung erreicht, und wer auch nur kurze Zeit auf dem Stuhle Petri saß, konnte für seine Partei außerordentlich viel erreichen. Es war zugleich die Zeit, als man durch alle erdenklichen Mittel Pilger jeder Art nach Rom lockte und der Ablasshandel im weitesten Umfang betrieben wurde. Durch den großartigen Zufluß von Geld entwickelte sich ein gesteigertes Bedürfnis nach materiellem und geistigem Luxus in der ewigen Stadt, so daß Rom zum zweitenmal der Mittelpunkt aller hohen Interessen wurde. Florenz wagte den edlen Wettstreit um die Palme des künstlerischen Ruhmes, aber schon unter Sixtus IV. übte Rom doch die größere Anziehungskraft auf hervorragende Talente aus. Der Baukünstler Baccio wirkte unter dessen Pontifikat und erbaute nicht nur die Brücke, sondern auch die Kapelle im Vatikan, die für alle Zeiten den Namen der Sixtinischen erhielt und als päpstliche Hauskapelle dient. Mehrere andre Kirchen brachten dem Meister Baccio unsterbliche Ehren.

Francesco Albescola della Rovere, Sohn eines armen Fischers an der Bucht von Genua, nahm das Gewand der Franziskaner, begann in Padua sich emporzuschwingen, stieg von Stufe zu Stufe, bis er endlich, hauptsächlich durch den allmächtigen Einfluß des Kardinals Borgia, dazu erwählt wurde, dem Papste Paul II. unter dem Namen Sixtus IV. auf dem päpstlichen Stuhl zu folgen.

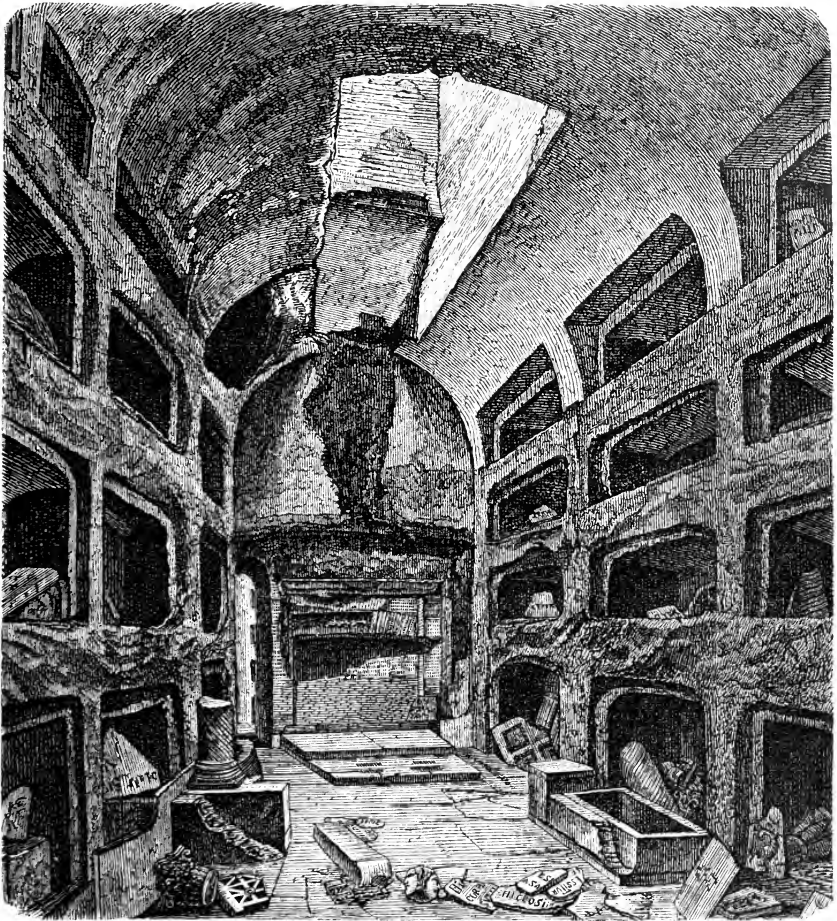
Rom war damals durch Feuer und Raub, durch die dauernden Kriege zwischen den Orsini und Colonna verheert, und die Freigebigkeit der Päpste für ihre Söhne und Nissen, denen sie Würden und Ämter verliehen, schädigte die Kirche und beraubte den Schatz des apostolischen Stuhles. Um das Volk über seine geringe Herkunft zu täuschen, erhob Sixtus seine beiden Nissen, Peter Riario und Julius della Rovere, zu Kardinalen und verlieh ihnen großen Besitz

und reiche Einkünfte. Sofort zeigte sich der Unterschied zwischen Peter Riario und Julius; ersterer entfaltete eine übertriebene Pracht in Festen und Gelagen, während letzterer den Künsten, namentlich dem Bauwesen, seine Aufmerksamkeit schenkte. Die bildenden Künste näherten sich bereits ihrer höchsten Blüte, und von den Malern, die unter Sixtus IV. in Rom Kunstwerke schufen, waren namentlich Luca Signorelli und Sandro Botticelli aus Florenz von großer Bedeutung.

Wie einst dem Florentiner Cosmus von Medici in Rom der Papst Nikolaus V. in Bezug auf die Wiedererweckung der klassischen Litteratur an die Seite getreten war, so standen nun die Bestrebungen des Papstes Sixtus' IV. mit denjenigen Lorenzos von Medici fast auf gleicher Stufe. Die Wiederbelebung der klassischen Bildung bedurfte eben eines Zusammenwirkens von hervorragenden Geistern und günstigen Umständen, wie es damals vorhanden war. Wenn einst Cosmus von Medici den Grund zu der Bibliothek von San Marco legte, so schuf Nikolaus V. die Anfänge der Vatikanischen Bibliothek; er ließ nicht nur durch griechische Gelehrte nach alten Manuskripten forschen, sondern auf seine Veranlassung versuchte man auch den Homer, den Aristophanes und die griechischen Tragiker zu übersetzen. Man sprach damals ebenfogut von einem römischen wie von einem florentinischen Musenhof, und die aus Deutschland auftauchende Buchdruckerkunst gab diesen Bestrebungen einen neuen, in seiner Tragweite gar noch nicht begriffenen Aufschwung.

Nach Nikolaus' V. Tode trat ein Stillstand ein, weil andre Interessen überwogen. Sein Nachfolger, Calixtus III. aus dem Hause Borgia, soll beim Eintritt in das Büchergemach ausgerufen haben: „Seht doch, wofür dieser den Schatz der Kirche Gottes geleert hat.“ Auf Calixtus III. folgte wieder ein Bücherfreund. Der Cardinal Eneo Silvio Piccolomini, der als Papst den Namen Pius II. annahm, ist selbst einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit gewesen, und ein griechischer Gelehrter, Johannes Argypulos, der Lehrer Lorenzos und Julius' von Medici, der in späteren Jahren nach Mailand an den Hof Ludwig Sforzas (il Moro) kam, erfreute sich seiner besondern Gunst. Auf Pius II. folgte Paul II., unter dessen Regierung die geistigen Bestrebungen in große Gefahr geriethen, weil das Durchforschen der alten Dichterwerke, das Durchsuchen der Katakomben nach Inschriften und Gegenständen des altrömischen Lebens als eine Hinneigung zum Heidentume aufgefaßt wurde. Wie in Florenz unter Lorenzos von Medici Führung sich ein Gelehrtenverein gebildet hatte, der die griechische Philosophie des Plato studierte und dessen Mitglieder sich selbst in poetischen Schöpfungen versuchten, so hatte sich auch in Rom eine Art von Akademie hervorgethan, welche ganz dieselben Zwecke verfolgte. Aber dieses Streben gab Anlaß zu Verdächtigungen. Die Mitglieder der litterarischen Gesellschaft legten sich bei ihren Zusammenkünften griechische und lateinische Namen bei, und diese unschuldige Spielerei brachte sie in den Verdacht heidnischer Gesinnungen, worauf der Papst eine Verfolgung ihrer Bestrebungen anordnete.

Unter Papst Sixtus IV. nahm das Studium der antiken Welt einen neuen Aufschwung, aber auch zu seiner Zeit traten zuweilen Befürchtungen auf, weil man in diesen Liebhabereien eine Gefahr für die Kirche erkennen wollte.



Papstkrypta in den Katakomben des Callixtus.

Lange Zeit waren die Katakomben, jene altchristlichen Gräberstätten, die ursprünglich Steinbrüche gewesen, labyrinthisch ausgehöhlte Gänge, in denen dann die ersten Bekenner des Evangeliums ihre Toten durch Einschiebung der Särge in entsprechend große Wandnischen beigesetzt hatten, weil sie dieselben nicht verbrennen mochten und nicht in die Erde begraben durften, völlig vergessen geblieben, aber nun begann man in den Katakomben von S. Sebastiano und Callixtus zu forschen. Kurze Zeit darauf untersuchte man auch die heidnischen Grabmäler an der

Via Appia, theils in päpstlichem Auftrage, theils auf Veranlassung der Florentiner. Florentinische Wanderer entdeckten eines Tages ein antikes Grab und darin einen verzierten Sarkophag mit der vollständig erhaltenen Leiche eines jungen Mädchens. Ihr goldnes Haar war mit einem grünen Seidenbande zusammengehalten und mit vielen eine Krone bildenden Edelsteinen geschmückt. Der Körper zeigte sich so gut erhalten, daß der Tod erst tags zuvor eingetreten zu sein schien. Der Inschrift nach war es die Leiche einer römischen Kaisertochter. Ganz Rom geriet in Aufregung über diesen Fund, denn die Kirche wußte bisher nur von Beispielen zu erzählen, daß die Leichname von Heiligen sich durch Unverweslichkeit kenntlich gemacht hatten. Der Papst fürchtete, das Volk könne auf mancherlei heidnische Gedanken kommen, und es wurde den Ausgrabungen und Studien der Antike wieder einmal Einhalt gethan. War doch inzwischen das Lesen der alten Philosophen auch von Ausländern in Italien betrieben worden! So studierte Konrad Peutinger in Padua, Bologna und Rom die Rechtsgelehrsamkeit und beschäftigte sich zugleich mit dem neu erwachten Studium der schönen Wissenschaften, so daß er bei seiner Heimkehr nach Augsburg die Vorliebe für das klassische Altertum mitnahm. Von ungleich größerer Bedeutung war der Aufenthalt von Johann Neuchlin in Rom, der sogar vor Sixtus IV. eine lateinische Rede hielt.

Die Basilika St. Peter, ein ungeheures Werk aus den ältesten Zeiten des Christentums, woran viele Jahrhunderte hindurch gebaut wurde, bildete damals mit all ihren Nebengebäuden, Klöstern und Kapellen, den Wohnungen der Geistlichkeit und dem Vatikanischen Palaste, der dicht an sie stieß, eine Art geistlicher Festung, die verteidigt werden konnte und früher mehrmals erobert worden war. In ihr wurden die Kaiser gekrönt, die Bannflüche ausgesprochen oder aufgehoben. Zwei lange Reihen antiker Säulen trugen das Gebälke des Dachstuhls. In dem von Säulengängen umschlossenen Hofe vor der Kirche stand der ungeheure Pinienapfel von Bronze, der einst die Spitze von Hadrians Mausoleum gebildet hatte und jetzt zu einem Brunnen diente. Die Fassade der Kirche mit ihren sechs Eingängen war mit Fresken geschmückt.

Nikolaus V. faßte zuerst den Gedanken ihrer Umgestaltung; Vatikan und Kirche sollten von Grund aus erneuert werden. Als er starb, war kaum der Anfang gemacht, und das begonnene Werk blieb liegen.

Hatte man Sixtus den Vorwurf machen können, daß er unermessliche Summen und ganze Länderstrecken an seine Verwandten verschwendete, so traf seinen Nachfolger Innocenz VIII. nach seiner Erwählung sofort die schwere Anklage, daß er die Tiara einer langen Reihe von Bestechungen verdankte, durch welche er sich die Mehrzahl der Stimmen der Kardinäle gesichert hatte, und es war bezeichnend genug, daß der kriegerisch gesinnte Kardinal della Rovere, welcher später unter dem Namen Julius II. den Thron der Kirche bestieg, als Belohnung für seine Stimme keine reichen Kirchengüter, sondern eine Anzahl starker Festungen sich verleihen ließ. Innocenz VIII. glich seinem Vorgänger

in keiner Beziehung. Auch er sorgte für seine Angehörigen, aber er verfolgte eine ganz andre Politik als Sixtus IV. Der Umstand, daß er ein Genuese war, erweckte das Mißtrauen der Venezianer gegen ihn; dagegen suchte er von Anfang an eine Annäherung an Lorenzo von Medici und zugleich an den König von Neapel. Gehörte die Familie Orsini zu den Gegnern des vorigen Papstes, so zog der gegenwärtige Kirchenfürst dieselbe überall in den Vordergrund und verfolgte dabei seine besonderen Pläne, deren Verwirklichung zum Teil in den Händen von Clariffa Orsini, der Gemahlin Lorenzos von Medici, lag.

Hatte Lorenzos Ehrgeiz nicht geringen Anteil daran gehabt, daß er die Tochter einer der angesehensten römischen Fürstenhäuser zur Gemahlin wählte, so wirkte nun der ungemessene Stolz Clariffas wieder zurück auf Lorenzo und bildete einen guten Teil der Ursachen, die ihn auf vielen Gebieten zu maßlosen Schritten trieben. Das Geld hatte für ihn nur als Mittel zur Befriedigung seiner politischen und künstlerischen Zwecke Wert. Ohne Clariffas Einfluß würde Lorenzo weniger dem politischen Ehrgeize gehuldigt haben, denn seine eigentliche Vorliebe wendete sich der Poesie und Kunst zu. Schon seine verstorbene Mutter, Lucrezia Tornabuoni, glänzte durch ihre dichterischen Fähigkeiten, und Lorenzo durfte sich von Jugend an mit talentvollen Gefährten umgeben. Gleich vielen seiner hochstehenden Zeitgenossen befand er sich unter dem Banne einer leidenschaftlichen Liebe für die Kunst, welche durch die Wiederauffindung zahlreicher antiker Bildwerke genährt wurde; so erhielten seine Unternehmungen nach dieser Richtung hin einen mächtigen Aufschwung, und Florenz verdankte ihm bald einen großen Teil seiner künstlerischen Bedeutung, da er den Grund legte zur spätern Entwicklung der dortigen Kunstblüte.

Inzwischen dachte Clariffa unaufhörlich an die Erhöhung ihrer Familie. Leider sind solche energische und rücksichtslos ihren Zielen nachstrebende Naturen nicht immer geeignet, das Glück ihrer nächsten Umgebung zu fördern. Die zarten Reime verwandtschaftlicher Neigung und des Glückes der Familie werden alsdann häufig von denselben zu Boden getreten. Wenn die Nachwelt stauend vor den gewaltigen Bauwerken und unvergänglichen Schätzen der Kunst steht und deren Urheber preist, erfährt sie selten etwas von den Thränen, welche damals in der Nähe der Urheber solcher großen Unternehmungen geweint wurden, und von den vielen schönen Hoffnungen, die vernichtet werden mußten, um diese ehrgeizigen Ziele zu erreichen.

Lorenzos Schwester Blanca lebte mit ihrem Gatten Wilhelm Pazzi in stillem Frieden in ihrer Villa bei Florenz. Nachdem die Folgen der mißglückten Verschwörung gänzlich verschwunden waren, störte nichts weiter das Glück dieses gleichgearteten Paares. Wilhelm erfreute sich nach wie vor der Pflege seines ausgedehnten Besitztums, während Blanca das große Hauswesen überwachte und die Erziehung der Kinder leitete. Selbstverständlich waren die Verhältnisse eines Pazzi, der eine Medici zur Frau hatte, großartig genug, um ihm ein

fast fürstliches Hauswesen zu gestatten, und wenn sie auch nicht gleich Lorenzo von Medici ungeheure Summen für die Ausschmückung ihrer Wohnräume verausgaben durften, so fehlte es doch nicht an gar manchem wertvollen Kunstgegenstande. Die Erziehung der beiden Kinder wurde in einer Weise geleitet, daß sie dereinst befähigt sein sollten, den gebildetsten Menschen ihrer Zeit vollkommen ebenbürtig zu erscheinen.

Der Verkehr zwischen der Familie Lorenzos und derjenigen seines Schwagers Wilhelm war zwar kein sehr lebhafter aber immer ein freundschaftlicher geblieben. Obgleich die Eltern sehr verschiedenen Charakters waren, verstanden sich die Kinder doch in der herzlichsten Weise, was durch den Umstand gefördert wurde, daß der Altersunterschied zwischen ihnen nicht sehr groß war.

Der älteste von allen war Peter Pazzi; seine älteste Schwester Renata war kurz nach der Verschwörung als liebliches Kind gestorben und ihr Tod hatte die Eltern lange Zeit in tiefe Trauer versenkt, bis die Geburt eines andern Mädchens sie über den Verlust tröstete. So kam es, daß Maria Pazzi jünger war, als die drei Geschwister Medici, von denen Peter ein frischer und mutiger Knabe war, während Johann still und verschlossen, ein sinniges, träumerisches Kind blieb. Magdalena von Medici hatte das Naturell ihrer Mutter und zeigte schon frühzeitig einen entschiedenen eignen Willen.

Dieser selbständige Wille sollte früh genug zur Unterwerfung unter das Gebot der Eltern gezwungen werden! Die Sitte der Zeit und des Landes, die heranwachsenden Mädchen streng vom Verkehr mit jungen Männern zurückzuhalten, wurde im mediceischen Hause doppelt vorsichtig durchgeführt, weil es den Eltern Magdalena selbstverständlich schien, daß sie über die Hand der Tochter verfügen würden und diese unweigerlich zu gehorchen habe. Mit ihren nächsten Verwandten durfte Magdalena allerdings unbefangener verkehren, als es mit andern jungen Leuten geschah, die sie fast nur bei großen Festlichkeiten zu sehen bekam, wo alsdann die strenge Etikette und fast noch mehr die steife Tracht jeden ungezwungenen Verkehr unmöglich machte. Beim Tanzen durfte man sich kaum mit den Fingerspitzen berühren, und das Zeremoniell hatte fast jedes einzelne Wort vorgeschrieben, welches bei derartigen Gelegenheiten gesprochen werden durfte.

Wie anders war es gewesen, solange die Kinder sich im Garten der Villa Pazzi fröhlich und unbeachtet umhertummeln konnten! Da gab es keine kostbaren Roben mit steifer Würde zu tragen, und je wilder das Haar um den Kopf flog, um so köstlicher war das Vergnügen. Kein Wunder, daß die früh entwickelte Magdalena für ihren Vetter Peter eine Art von kindlicher Neigung empfand, die sich meistens in mutwilligen Neckereien, bei ernstern Gesprächen aber in ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit zu erkennen gab. Peter seinerseits ließ sich die Neckereien seiner jungen Verwandten gern gefallen, da er nicht nur ein kräftiger und in allen ritterlichen Übungen wohlbewandeter Jüngling war,

sondern auch sehr wohl das Gefühl seiner geistigen Überlegenheit hatte und daher nicht zu befürchten brauchte, daß die übermüthige Magdalena ihm jemals über den Kopf wachsen könne. An eine ernste Folge ihrer gegenseitigen herzlichen Zuneigung dachte keines von beiden, bis Magdalena eines Tages durch eine Mittheilung der gestrengen Mutter daran erinnert wurde, daß ihr Herz überhaupt gar keine Stimme haben dürfe. Diese Mittheilung lautete nämlich ebenso kurz wie bestimmt und beschränkte sich auf folgende wenige Worte:

„Dein Vater hat über deine Hand verfügt und dem Papst die Zusage gegeben, daß du den Prinzen Cybo heiraten wirst.“

„Den Prinzen Franceschetto?“ rief Magdalena ganz entsetzt aus.

„Den Prinzen Francesco Cybo, den sein Oheim, der Papst, zum Herzog von Massa und Carrara erhoben hat“, entgegnete Frau Clarissa, indem sie einen ihrer jeden Widerspruch abschneidenden Blicke auf die Tochter warf. Aber Magdalena war mehr als andre Menschen an diese Blicke gewöhnt, und es ist bekannt, daß derartige Mittel durch die Häufigkeit ihres Gebrauches die Wirkung verlieren.

„Franceschetto!“ rief die ungehorsame Tochter noch einmal, und Spott und Zorn sprachen aus dem Tone ihrer Stimme; „ein Mensch, über den alle Welt lacht, weil er so klein ist, daß er mir lange nicht bis an die Schultern reicht; und dazu der Sohn des Papstes!“

„Magdalena!“ rief Frau Clarissa warnend aus, und ihre Lippen bebten vor Entrüstung. Aber das junge Mädchen ließ sich nicht abschrecken. „Ja“, sagte sie, „er ist der Sohn des Papstes, sogar öffentlich von diesem anerkannt, glaubst du, daß ich das nicht weiß? Hätte die Sache nicht soviel Aufsehen gemacht, so wüßte ich überhaupt nicht, daß der heilige Vater der Christenheit seine eigne Familie hat. Früher war mir dies unbekannt, aber Papst Innocenz hat selbst dafür gesorgt, daß die Kinder auf der Straße von seinem Sohne reden. Und ich soll nun also die Schwiegertochter des Papstes werden? In der That, eine ganz neue und unerhörte Würde. Aber ich will es nicht, will überhaupt nicht heiraten, oder doch“ — setzte sie aufatmend hinzu — „ich will Peter Pazzi heiraten und keinen andern Mann, am wenigsten aber den lächerlichen Franceschetto Cybo.“

Es gehörte Mut dazu, in dieser Weise sich dem Willen der Mutter zu widersetzen, denn es war nichts Seltenes, daß damals auch in den ersten Familien die erwachsenen Kinder noch durch harte Züchtigungen zum Nachgeben genötigt wurden; aber einmal kannte Magdalena ihre Mutter genau, und dann empörte sich auch ihr ganzes Innere gegen die beschlossene Verbindung, und keine Macht der Erde hätte in diesem Augenblicke ihre Zustimmung entlockt.

Es gab jedoch noch andre Mittel als die rasche Gewalt. Die erzürnte Mutter verließ das Gemach und verschloß die Thür hinter sich. Dann suchte sie Lorenzo auf und berathschlagte mit ihm, was zu thun sei. Nach kurzer Zeit

kam sie wieder, um der Tochter anzukündigen, daß sie ihres Ungehorsams wegen auf unbestimmte Zeit zu den Nonnen des Klosters S. Annunziata gebracht werden sollte. Die lebenslustige Magdalena vernahm dies nur mit innerem Grauen, mit trotzigem Stillschweigen. Die Vorbereitungen waren bald getroffen und das junge Mädchen wurde alsdann in einer verschlossenen Sänfte nach dem bezeichneten Kloster gebracht, dessen Äbtissin bereits von dem Zwecke dieser Maßregel unterrichtet war.

Die Familie von Medici hatte sich den meisten Klöstern in Florenz wohlthätig gezeigt, und auch St. Annunziata erfreute sich reicher, regelmäßiger Spenden. Außerdem hatte die Kirche des Klosters erst kürzlich ein Meisterwerk von Perugino durch Lorenzos Güte zum Geschenk erhalten. Die Äbtissin hielt es daher für ihre ganz besondere Pflicht, dem Wunsche ihres Gönners nachzukommen, und da die Demütigung starrer Seelen zu ihren Hauptaufgaben gehörte, so war sie in der Durchführung solcher Zwecke nicht unbewandert.

Es geschah zunächst nichts weiter, als daß Magdalena streng nach der Ordnung des Klosters leben mußte.

Raum hatte das lebhafteste junge Mädchen des Nachts die Augen zum ersten festen Schlafe geschlossen, so wurde sie durch die schrillen Töne der Glocke zur Frühmesse wieder geweckt, und als nach wenigen Tagen die ruhebedürftigen Nerven so ermattet waren, daß sie sich durch das Läuten nicht mehr aufrütteln ließen, wandte man andre Mittel an, um den Gast zu seinen heiligen Pflichten zu zwingen. Mit der strengsten Regelmäßigkeit und starrem Gleichmuth führten die Nonnen alle Anordnungen der Äbtissin durch, und letztere hatte dafür gesorgt, daß die Umgebung Magdalenas weder durch Bitten, noch durch die mitleiderregende Hilflosigkeit des Mädchens erweicht wurde. Es war aufs strengste verboten, mehr als die notwendigsten Worte mit der armen Magdalena zu reden. Alle zwei Stunden wurde sie zu einer langdauernden, in ihrer Eintönigkeit geisttötenden Andacht in die Kirche genötigt. Die übrigen Nonnen waren abgestumpft oder durch ihren Glaubenseifer beschränkt, zudem hatten sie zuweilen die Abwechslung irgend einer andern Verrichtung in oder außerhalb des Klosters; im übrigen waren sie an blinden Gehorsam gewöhnt; aber die unglückliche Magdalena erlag fast unter der Eintönigkeit dieses Lebens.

Anfangs hatte sie den Entschluß gefaßt, sich unter keinen Umständen zu fügen und müsse sie auch ihr ganzes Leben im Kloster verbringen; da aber die Äbtissin wußte, daß letzteres nicht der Absicht der Ältern entsprach, so verschärfte sie die Übungen und verbot streng jede Erleichterung, ja sogar jede Freundlichkeit von seiten der übrigen Nonnen, weshalb Magdalena tagelang kein Wort mit ihrer Umgebung sprechen konnte.

Es war eine langsame Folter, und sie bewirkte nach mehreren Wochen dasselbe, was körperliche Qualen in wenigen Minuten erzielt hätten: Magdalena war in ihrem Fühlen und Denken so sehr herabgekommen, daß die Äbtissin den

Eltern die Mitteilung machen konnte, der Widerstand sei gebrochen, und die Tochter würde nun wohl in allen Stücken gehorsam sein.

Ein feierlicher Akt wurde darauf in Scene gesetzt. Lorenzo und Clariffa kamen in das Kloster, um ihre gebesserte Tochter abzuholen. Die Nonnen versammelten sich im Refektorium, und die Äbtissin führte Magdalena den harrenden Eltern entgegen. Der Vater fragte sie, ob sie andern Sinnes geworden sei und seinem Willen in Bezug auf ihre Verbindung mit Francesco Cybo gehorsam sein wolle. Es entstand eine Pause. Noch einmal bäumte sich Magdalenas Widerstand gegen diese verhaßte Heirat auf, und sie blickte wie verzweifelnd und hilfeseuchend umher; aber da streiften ihre thränenumflorten Blicke die ausdruckslosen Züge der versammelten Nonnen, und nachdem ihre Augen auch in das starre Gesicht der Äbtissin gesehen hatten, schauderte sie und wandte den Blick wieder auf ihre Eltern. Hier begegnete sie einem seltsamen Gemisch von bittender Erwartung und erbarmungsloser Härte. Das junge Mädchen hatte keine Ader von Sentimentalität; wie wäre dies auch bei dem Kinde aus einer großen Familie in so rauher Zeit möglich gewesen! aber sie hatte doch bisher in dem Glauben gelebt, ihre Eltern liebten sie und wollten ihr Glück — nun mußte sie erfahren, wie thöricht sie gehofft hatte, als sie wähnte, sie dürfe das Glück ihres Lebens auf ihre eigne Weise suchen und man werde Rücksicht auf die Stimme ihres Herzens nehmen. Die Tochter aus dem beneideten Hause der Mediceer hätte in diesem Augenblicke gern mit dem ärmsten Mädchen in Florenz getauscht, aber es kam gar nicht darauf an, was sie gern wollte, sondern nur, was sie unweigerlich sollte.

Wohin konnte sie flüchten? Ein Strom von Thränen entstürzte endlich ihren Augen, und krampfhaft schluchzend warf sie sich ihrer Mutter an die Brust. Sie hatte entschieden, aber indem sie sich der Notwendigkeit fügte, fielen die frischen Blüten ihres jugendlichen Herzens wie vom rauhen Hauche eifigen Nordwindes ertötet, ab. Der Himmel wußte, ob sie in Zukunft leichtsinnig oder böshaft werden, ob sie sich an der Seite des ungeliebten Gatten durch unerlaubte Ausschreitungen betäuben oder durch bössartige Launen rächen und erschädigen werde.

Obgleich auf diese Weise der Widerstand des jungen Mädchens überwunden war, fand die beabsichtigte Heirat doch ein unerwartetes Hinderniß. Die arme Magdalena schöpfte neue Hoffnung. Zwar war der Verkehr zwischen den Geschwistern Medici und Pazzi in schroffer Weise abgebrochen worden und Magdalena hatte auf die Neigung zu Peter verzichten müssen, aber sie hatte nur den einen Wunsch, von der Heirat mit Franceschetto befreit zu werden. Es schien in der That, als sollte dieselbe doch noch rückgängig gemacht werden.

Die freundschaftlichen Beziehungen, welche Lorenzo von Medici mit dem neapolitanischen Königshause angeknüpft hatte, waren im Laufe des Jahres nur noch fester geworden. Nichts schmeichelte Lorenzo mehr, als wenn man in ihm

nicht den Vertreter der Republik Florenz, sondern seine eigne Persönlichkeit ehrte, und der König von Neapel hatte ihn bei mancher Gelegenheit ganz wie einen souveränen Fürsten behandelt. König Ferdinand wußte sehr gut, was er that, denn die Bundesgenossenschaft Lorenzos war für ihn von großem Werte. Das sollte sich denn auch bald zeigen.

Im eignen Lande herrschte der König Ferdinand als grausamer Tyrann.

Die großen Barone seines Reiches empörten sich endlich und hätten gern seinen zweiten Sohn Friedrich zum König erhoben, da auch der Kronprinz Alfons allgemein verhaßt war. Friedrich mißbilligte zwar die Härte seines Vaters, aber er würde sich nie dazu verstanden haben, an die Spitze der Rebellen zu treten. Diese suchten überall Bundesgenossen. Venedig erklärte sich aus Haß gegen das Königshaus für den Aufstand, und der Papst trat gleichfalls gegen den König auf.

Lorenzo von Medici dagegen nahm entschieden Partei für seinen königlichen Freund, und da auch die mächtigen Bandenführer Orsini auf der Seite Neapels waren, kam es fast zum Bruche zwischen dem Hause Medici und dem päpstlichen Stuhle, was dann selbstverständlich auch eine Auflösung des Heiratsplanes zwischen Magdalena und Francesco Cybo zur Folge gehabt haben würde. Aber plötzlich lenkte der König Ferdinand ein. Er versprach, nicht nur alle Forderungen seiner Barone zu erfüllen, sondern er verzieh denselben und verlangte nicht einmal, daß sie sich bei ihm entschuldigten. Damit war ganz unerwartet der Friede wiederhergestellt.

Der König ließ darauf alle aufrührerischen Barone der Reihe nach hinterlistigerweise in eine Falle locken, sie gefangen nehmen und grausam hinrichten, worauf er ihre Güter einzog. Nun konnte er dem Papste durch einen Botschafter die Versicherung senden, daß sich kein unzufriedener Großer mehr in seinem Lande befände.

Die Heirat zwischen Franceschetto Cybo mit Magdalena von Medici fand nach diesen Zwischenfällen in Rom statt. Clarissa wurde bei dieser Gelegenheit nebst ihrer Tochter mit großem Pompe in ihrer Vaterstadt empfangen. Zugleich zog ihr Vater, Virginio Orsini, dort ein und mit ihm alle Mitglieder der Familie Orsini, welche während des neapolitanischen Streites verbannt gewesen waren und nun wieder der Gunst des heiligen Stuhles würdig befunden wurden. Bald waren sie wieder im Besitz ihrer früheren Macht. Zugleich versprach der Papst dem Bruder seiner Schwiegertochter, dem zweiten Sohne Lorenzos von Medici, den Kardinalshut. Obgleich Johann von Medici noch drei Jahre auf den Purpur warten mußte, war doch diese hohe Würde der Kirche niemals einem Menschen von so jugendlichem Alter erteilt worden, denn er war erst achtzehn Jahre alt, als er dieselbe erhielt.

Von der unerhörten Pracht, welche bei den Hochzeitsfeierlichkeiten der Tochter Lorenzos von Medici mit dem Prinzen Franceschetto Cybo zu Rom

entfaltet wurde, kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß jenes Zeitalter die größten Gegensätze vereinigte und neben roher Genußsucht und rücksichtsloser Grausamkeit das vollste Verständniß für die Werke der Kunst und zugleich eine Prachtliebe entfaltete, die sich in glänzenden Ritterspielen und malerischen Aufzügen zu erkennen gab. Der Reichthum des Hauses Medici war fast sprichwörtlich geworden, und da die Macht des päpstlichen Stuhles kaum eine Grenze hatte, war es wohl selbstverständlich, daß diese Hochzeit die Aufmerksamkeit der ganzen zivilisierten Welt auf sich zog. Aber nicht mit frohen Hoffnungen erfüllte das Bündniß des reichen Emporkömmlings aus Florenz mit dem mächtigen römischen Hofe die Herzen, mancher edeldenkende Mann in Italien und viele Patrioten blickten besorgt in die Zukunft.

Während dieser Vorgänge war Girolamo Savonarola gegen den Willen und ohne das Wissen seiner Eltern bei den Dominikanern in Bologna Mönch geworden. Sein ernster Sinn und seine Neigung zu gelehrten Studien machten ihn von jeher einem beschaulichen Leben geneigt, aber trotzdem würde er kaum auf den Gedanken gekommen sein, allen Lebensfreuden zu entsagen, hätte nicht der unverantwortliche Übermut Orsola Cantarellis ihm das Herz gewendet und seinem harmlosen Gemüthe eine herbe Erfahrung geschaffen, die seinem ganzen Leben plötzlich eine andre Richtung gab. Selbst die bedeutendsten Männer bedürfen eines Anstoßes, der ihr eignes Innere betrifft, um sich ganz und ungeteilt einem Berufe hinzugeben, der sie von der übrigen Welt scheidet; denn wenn Girolamo auch schon in früher Jugend einen Widerwillen gegen das Treiben hatte, welches zu seiner Zeit das ganze öffentliche Leben bewegte, so hatte er doch vorher nie daran gedacht, sich dem Klosterleben zu widmen. Gewohnt, sich für die großen Bewegungen in Kirche und Staat zu interessieren, sah er mit Unmut, wie sich überall die zügellosesten Leidenschaften breit machten und der derbste Egoismus alle edleren Keime wahren Christentums erstickte. Oft war ihm der Gedanke gekommen, sich durch Wort und Schrift der leidenden Menschheit anzunehmen und den Großen der Erde, die nichts weiter im Auge hatten als ihre eignen Gelüste, mit lauter Stimme in das Gewissen zu reden; aber es fehlte ihm stets der letzte, persönliche Impuls; er war noch immer gewohnt, auf seine Eltern und Geschwister Rücksicht zu nehmen, und obgleich es ihm nicht an der nötigen Energie gebrach, fühlte er sich doch durch tausend Bande zurückgehalten. Der Beruf, für den die Vorsehung sein ganzes Wesen geschaffen hatte, verlangte eben ein Losreißen von allen liebgewordenen Beziehungen, ein gänzliches Entsagen auf alle persönlichen Wünsche und Hoffnungen, er verlangte gleichsam ein Absterben für alle irdischen Gedanken, so daß das Leben ganz ausschließlich nur noch dem einen Zwecke gewidmet wurde, und zwar ohne Furcht vor Verfolgung, Martern und Tod.

Ein großer Bußprediger, ein Apostel für die Wiederherstellung der wahren christlichen Lehre, das war es, wozu Girolamo Savonarola den Beruf von jeher

in sich fühlte, aber es hatte der Anstoß gefehlt, den das Schicksal, oder mit andern Worten die Stimme Gottes, erteilt.

Und wie die Wege der Vorsehung oft unerforschlich sind, und ihre Winke plötzlich kommen, so geschah es auch hier. Die übermüthige Laune eines eitlen Mädchens bot die Veranlassung zu dem großartigen Entschlusse, der in Girolamo's Brust schlummerte. Jene leichtfertige Wette, welche Orsola Cantarelli mit dem jungen Bentivoglio eingegangen und von deren Ausgang für sie gewissermaßen die Entwicklung ihres Verhältnisses zu letzterem abhing, führte diesmal nicht, wie es in solchen Fällen öfter geschieht, die Verzweiflung oder den Selbstmord des betrogenen jungen Mannes herbei, sondern sie wurde das Mittel, um seinen Charakter zu stählen und ihm die Eitelkeit und Wichtigkeit des gewöhnlichen Lebens recht eindringlich vor die Seele zu führen. Bei den meisten jungen Männern bewirkt eine derartige Erfahrung eine kürzere oder längere Verstimmung des Gemüthes, bei schwächeren Naturen kann sie alle Energie und Lebensfreude für immer zerstören und zu Wahnsinn oder Tod führen, eine Feuerseele, wie Savonarola, wird durch sie gestählt und geläutert und einem ungewöhnlichen Berufe entgegengeführt.

Orsola hatte ihr Spiel mit wahrhaft satanischer Schlaueit begonnen und durchgeführt. Hätte sie ein Herz besessen, sie wäre vielleicht das einzige Weib gewesen, welches Savonarola für immer hätte fesseln können; aber so wurde sie der Dämon seines Lebens, denn alle ihre glänzenden Eigenschaften, ihre bewundernde Schönheit, ihr aufgewecktes Wesen, die Elastizität und Fügsamkeit ihres Geistes dienten nur dazu, den jungen Gelehrten zum Opfer für ihre erbarmungslose Koketterie zu machen. Wenn ein junges Mädchen mit so vielen Vorzügen ausgestattet ist wie Orsola, wird es ihr nicht schwer, selbst den klügsten jungen Mann zu bethören, denn er sieht sie ja eben nur in Augenblicken, wo sie ihm vorbereitet entgegentritt und sich ihm im besten Lichte zeigt.

Wie es kam, wußte Girolamo selbst nicht, aber es währte nicht lange, so traf er mit Orsola fast täglich zusammen. Bald begegnete er ihr auf der Straße, bald sah er sie in der Kirche und bald kam er mit ihr in einem befreundeten Hause zusammen. Anfänglich mochte sie allein die Veranlassung dieser scheinbar zufälligen Begegnungen sein, aber schon nach kurzer Zeit befand er sich selbst so sehr unter dem Banne ihrer Reize, daß es ihm keine Ruhe ließ und er selbst das ernsteste Studium unterbrach, wenn er das schöne Mädchen zu irgend einer Stunde und an einem bestimmten Orte zu sehen hoffen durfte. Da sie seine Grüße stets freundlich erwiderte und mit Freuden jede Gelegenheit ergriff, längere oder kürzere Unterredungen mit ihm zu pflegen, so entwickelte sich bald eine holde Vertraulichkeit, welche die reine und harmlose Seele des jungen Mannes mit immer stärkeren Banden umflocht. Es bedurfte von Orsolas Seite nur eines sonnigen Lächelns, eines huldvollen Blickes, um ihn immer mehr zu umgarnen, und endlich eines Tages wurde es Girolamo

klar, daß eine Leidenschaft ihn erfaßt hatte, die bereits sein ganzes Wesen beherrschte. Es kam über ihn wie ein süßer Schauer, und das unaussprechliche Glück der seligsten Empfindung ließ den Gedanken an eine Bekämpfung derselben gar nicht bei ihm aufkommen.

Wie eine wunderbare neue Entdeckung erfüllte ihn das Bewußtsein, daß er Orsola liebe, und die unmittelbare Folge davon war der lebhafteste Wunsch, ihr diese Entdeckung mitzuteilen, um von ihr zu vernehmen, ob sie seine glühende Empfindung theile und wie sie über seine Hoffnungen und Wünsche denke.

Stillerlich durch tausend Beweise überzeugt, daß seine Liebe in vollem Maße erwidert werde, war dies Schwanken zwischen der lieblichen Hoffnung und der beseligenden Gewißheit ein so wonnevoller Zustand, daß der junge Gelehrte von Tag zu Tag zögerte, demselben ein Ende zu machen. Er bemerkte dabei nicht, daß Orsola nach wie vor jede Gelegenheit ergriff, um auch mit andern jungen Männern zusammen zu kommen, und daß namentlich ihr Verkehr mit Hippolyt Bentivoglio sich schon zu großer Vertraulichkeit entwickelt hatte.

Der strengen Sitte gemäß, konnte Orsola zwar auch mit Hippolyt nur in der Kirche oder auf Spaziergängen verstohlene Blicke wechseln, aber da dies der Ungeduld des feurigen Liebhabers schon lange nicht mehr genügte, und da auch Orsola danach verlangte, öfter mit ihm eingehend zu plaudern, hatten sie zu bestimmten Zeiten und an gewissen Orten regelmäßige Begegnungen verabredet, bei welchen das übermütige Mädchen häufig genug über Savonarolas innige Neigung scherzte. Allerdings war diese Neigung eine so tiefe und aufrichtige, daß Orsola eine ganz verdorbene Natur hätte sein müssen, wäre ihr nicht zuweilen ein Gefühl der Reue gekommen. Sie hatte sich vorgenommen, den jungen Mann nur bis zum Geständnisse kommen zu lassen, dann aber ihn durch entschiedene, wenn auch nicht unfreundliche Zurückweisung von sich zu entfernen, und sie wähnte, es werde ihm nicht allzu großen Kummer bereiten, jede Hoffnung auf ihren Besitz aufzugeben.

Gerade in dieser Zeit kam Savonarolas Bruder Ognibene von seiner militärischen Expedition zurück, denn die Zerwürfnisse zwischen Venedig und Padua waren vorläufig beigelegt und die Hilfstruppen überflüssig geworden. Ognibene hielt sich wieder in Bologna einige Tage auf und würde kaum mehr jenes Gesprächs mit Hippolyt und Orsola gedacht haben, wäre er nicht durch seines Bruders Verhalten sofort daran erinnert worden. Girolamo war so glückstrahlend, so heiter und lebensfroh wie nie zuvor, und der Bruder kannte ihn viel zu genau, um nicht sofort zu ahnen, welchen Grund diese Umstimmung hatte. Das tiefste Mitleid mit dem Getäuschten erfaßte ihn, und er sah ein, wie gefährlich es sein werde, ihn sofort mit der ganzen Wahrheit zu überraschen. Er machte ihn daher mittheilbar, und als Girolamo endlich in überströmendem Glücksgeföhle dem Bruder das Geheimniß seines Herzens anvertraute, warf dieser Zweifel auf und schüttelte bedenklich den Kopf. Mit Schrecken

bemerkte er, wie fest und unwandelbar Girolamos Neigung war, denn des Bruders vorsichtige Andeutungen weckten bei diesem auch nicht den geringsten Argwohn, nur bekräftigte ihn das Gespräch in der Absicht, sich der Geliebten endlich zu entdecken.

„Du hast die muntere Freundlichkeit des lebhaften Mädchens für mehr genommen, als sie bedeutet“, sagte Dgnibene, „denn soviel ich mich erinnere, lacht und scherzt sie mit jedem jungen Manne, der ihr gefällt, ohne daß ihr Herz dabei im Spiele ist.“

„Wärest du nicht mein Bruder“, entgegnete Girolamo, „so würde mich das leichtfertige Urtheil über Orsola beleidigen, so aber kränkt es mich, daß du mir nicht die Fähigkeit zutraust, einem Mädchen ernste Neigung einzulösen und wahre Empfindung von übermütiger Neckerei zu unterscheiden.“

Dgnibene wußte nicht, was er in dieser Sache thun sollte. „Mir schien es damals“, sagte er noch, „als bestehe zwischen Hippolyt Ventivoglio und Orsola eine Art von Einverständnis, aber es thut mir leid, daß gerade ich derjenige sein soll, der deine heitere Stimmung stört. Sprich selbst mit Orsola, verschaffe dir Klarheit in dieser Sache und sei versichert, daß außer dir niemand froher sein wird als ich, wenn meine Zweifel und Bedenlichkeiten sich als unbegründet erweisen.“

Girolamo fühlte in der That zum erstenmal eine ernsthafte Mißstimmung gegen seinen Bruder, denn es stieg auch nicht der Schatten einer Befürchtung in ihm auf, daß dieser Recht haben könne.

In fieberhafter Erregung erwartete Girolamo an diesem Tage die Gelegenheit, sich mit Orsola zu besprechen, und seine Stimmung trieb ihn so lebhaft, daß er nicht gerade den günstigsten Moment zu seiner Erklärung wählte. Er wußte, daß das junge Mädchen heute im Dome die Messe hören werde, und er kannte den Platz, wo sie gewöhnlich zu knien pflegte. Meistens kam sie mit ihrer Mutter, und in diesen Fällen mußte Girolamo sich begnügen, sie mit schüchternen Blicken aus der Entfernung zu beobachten. Er hielt es für einen besonders glücklichen Zufall, daß sie heute allein kam und ihren Platz am Ende einer Bank einnahm, nahe bei einem Pfeiler, an welchen er sich lehnen konnte. Da die Kirche nicht sehr mit Andächtigen gefüllt war, durfte Girolamo wagen, ihr beim Ausgange einige Worte zuzuflüstern. Er that dies mit zitternder Stimme, denn für ihn hing von dieser Unterredung alle Glückseligkeit ab.

Nachdem er ihr das geweihte Wasser gereicht hatte, drückte er sein Bedauern darüber aus, sie längere Zeit nicht gesehen zu haben, und begann dann, ihr zum erstenmal von seiner Liebe zu reden. Er versicherte ihr mit bebender Stimme, daß ihr Bild ihn Tag und Nacht, im Wachen und Träumen verfolgte, und daß er nicht Ruhe finden könne, bis er ihr sein Herz ausgeschüttet und von ihr vernommen habe, wie sie gegen ihn gesonnen sei.

Orsola jubelte innerlich auf, denn ihr eitles Gemüt feierte nun endlich den Triumph, welchen sie lange vorher gesehen hatte. Anstatt durch des jungen Mannes stürmische Liebeswerbung gerührt zu werden, erfaßte ihr berechnender Verstand sofort den Vorteil, welchen die augenblickliche Lage ihr gewährte. Sie stellte sich daher sehr entrüstet und sagte:

„Ihr wählt den Augenblick und den Ort zu solcher Mitteilung schlecht, Signor Girolamo, und ich bitte Euch, nicht weiter mit solchen Worten in mich zu dringen. Ich bin hierher gekommen, mich im Gebete zu Gott zu erheben, und halte es nicht für schicklich, auf ein Gespräch einzugehen, wie Ihr es zu beginnen beliebt.“

Durch diese Worte wurde Girolamo aus allen seinen Himmeln gestürzt. „Wenn Ihr“, so entgegnete er mit schmerzlich bewegter Stimme, „auch nur eine Ahnung von dem Gefühle hättet, das mich zu Euch zieht, würdet Ihr so nicht antworten können. Nie ist ein reineres Gebet zum Himmel empor gestiegen, als indem ich zu Euch hier vor Gottes Altar und im Angesichte der gebenedeiten Jungfrau von meiner reinen und heiligen Liebe spreche; kein unlauterer Gedanke ist in meiner Seele, und ich fühle mich frei von Sünde, indem ich an diesem Orte, in Gegenwart des heiligsten Sakramentes, Euch mein Herz öffnete.“

„Ihr möget darüber anders denken als ich“, entgegnete Orsola ziemlich spitz, „und aus der Verschiedenheit unsrer Ansichten über diesen Gegenstand möget Ihr erkennen, daß unsre Herzen nicht so miteinander harmonieren wie Ihr dies vorausgesetzt habt. Setzt aber bitte ich Euch, meine Andacht nicht weiter zu stören, denn ich kehre noch einmal zurück, um meine Seele wieder von der unfreiwilligen Schuld, Euch angehört zu haben, rein zu beten.“

Damit kehrte sie ihm den Rücken, ging in den Dom zurück und kniete vor einem nahen Altar nieder, um sich in das Beten ihres Rosenkranzes zu vertiefen. Sie achtete nicht weiter auf die Seelenqualen des jungen Mannes, dessen Lebenshoffnungen sie mit wenigen Worten zerstört hatte.

Savonarola befand sich in einer unbeschreiblichen Stimmung. Die tiefste Niedergeschlagenheit wechselte mit heftigster Entrüstung. Nach kurzer Zeit jedoch drängte die Liebe diese Stimmung zurück und erfüllte ihn mit Reue über sein eignes Verhalten. Weshalb hatte er auch nicht warten können, bis sich eine schicklichere Gelegenheit zur Erklärung bot? Frauen nehmen es in bezug auf die Religion strenger als Männer, das hätte er bedenken sollen. Er hatte sie gereizt und ihren Unwillen erregt. Ohne Zweifel ließ sie sich versöhnen und gab ihm mit der Verzeihung zugleich auch die süßeste Gewißheit ihrer Gegenliebe.

Die Minuten wurden ihm nun zu Ewigkeiten. Auch er hatte die Kirche nicht verlassen und war an seinen Platz zurückgekehrt. Er stand mit verschränkten Armen an die Säule gelehnt und vergaß alles um sich her, nur auf den Augenblick harrend, wo Orsola sich erheben und die Kirche verlassen werde. Dann

wollte er ihr folgen, ihre Verzeihung erflehen und sie um Erhörung seiner Liebe bitten.

Endlich erhob sich das junge Mädchen und verließ die Kirche. Sie hatte ihren Rosenkranz mechanisch hergeseigt und inzwischen an den eben erlebten Vorfall gedacht. Sie bereute keineswegs, den jungen Mann kurz abgefertigt zu haben. Als sie sich erhob und zum Ausgang wendete, erblickte sie den Harrenden und ein Blitz durchzuckte ihre Züge. Da es nicht anging, zu dieser Stunde mit Girolamo die Straße zu durchschreiten, blieb sie vor der Kirche stehen. Das Herz klopfte ihr doch ein wenig, denn sie wollte dem frevelhaften Spiele mit einem Schlage ein Ende machen. Niemand von ihren Bekannten zweifelte mehr an ihrem Siege über Savonarolas Gleichgültigkeit, und Hippolyt hatte ihr bereits gesagt, er sei von der Allmacht ihrer Reize längst überzeugt und erkenne ihren Triumph in bezug auf den jungen Gelehrten vollständig an.

Sie wartete also Girolamos Auredie diesmal gar nicht ab, sondern sagte zu ihm: „Ihr gebt mir eine heilsame Lehre, Signor Girolamo, denn Ihr zeigt mir, daß ein junges Mädchen sehr behutsam sein muß, und niemals verraten darf, wenn ihr ein Mann Wohlwollen oder Teilnahme einflößt. Ich möchte Euch nicht wehe thun, denn das Gefühl, von dem Ihr mir gesprochen habt, verlangt meine Schonung, aber soviel ist gewiß, die Männer sind viel eitler als wir Frauen, denn wäre dies nicht der Fall, so würdet Ihr gewiß nicht geglaubt haben, daß die harmlosen Zeichen freundschaftlicher Gesinnung, die ich mit Euch ausgetauscht habe, eine so ernste Bedeutung hätten und aus dem Gefühle der Liebe für Euch entspringen könnten.“

Girolamo wurde blaß wie der Tod, es kostete ihn die größte Anstrengung, sich aufrecht zu erhalten.

„So war also alles nur eine Täuschung?“ brachte er mühsam hervor.

„Ihr habt es Euch selbst zuzuschreiben, wenn Ihr Euch über meine Gefühle getäuscht habt“, erwiderte Orsola. „Es thut mir herzlich leid“, fügte sie lächelnd hinzu, „und ich hoffe, daß Ihr Euch die Sache nicht zu sehr zu Herzen nehmt.“

Mit diesen Worten entfernte sie sich, anmutig lächelnd und rechts und links die Vorübergehenden musternd, als ob gar nichts Erhebliches vorgefallen sei.

Wie ein Trunkener, der nur mühsam seinen Weg findet, eilte Girolamo nach seiner Wohnung, nur von dem einen Gedanken beherrscht, daß er alle seine Sinne zusammennehmen müsse, um nicht zum Gespötte der Menschen zu werden. Er fühlte sich so elend, so thöricht, so verworfen, daß er vorläufig gar nicht im klaren darüber war, ob er Orsola wirklich eine Schuld beimessen dürfe. Er war sehr geneigt, ihr recht zu geben und sich selbst für einen eitlen Thoren zu halten, denn sein argloses Herz fühlte zwar den Schmerz der herben Täuschung, aber es ahnte doch noch nicht, welches leichtfertige Spiel mit ihm getrieben worden war.

In Gedanken versunken, finstern vor sich hinstarrend fand ihn Ugnibene, der soeben eine Erfahrung gemacht hatte, bei welcher er nicht recht wußte, ob er sie zur Heilung des Bruders anwenden, oder ihm verheimlichen solle. Ihm war nämlich Hippolyt Ventivoglio begegnet, der in übermüthiger Laune, wie sie dem Sohne aus vornehmen Hause eigen war, ihm von Girolamos Leidenschaft für Orsola erzählt und des neckischen Mädchens verführerische Gewalt über alle junge Männer dabei gerühmt hatte. Zugleich theilte er ihm mit, daß Orsola ihm selbst ein zierliches Briefchen gesendet und ihm darin mitgeteilt habe, sie werde heute von der strengen Aufsicht der Mutter befreit sein, und wenn er sich nach der Messe an einem reizenden Aussichtspunkte in den öffentlichen Gärten einfänden wolle, würden sie ein Stündchen traulich verplaudern können.

Die Verstörung, in welcher Ugnibene seinen Bruder traf, verriet ihm sofort, daß irgend etwas in bezug auf Orsola vorgefallen sein mußte. Girolamo war nicht im Stande, seine schmerzlichen Gefühle in Worte zu kleiden, und der Bruder geriet über seinen Zustand in ernstliche Besorgnis. Nach wenigen Augenblicken gab ihm Girolamo eine kurze Erklärung des Vorgefallenen, wobei er aber sich selbst mehr anklagte als die Geliebte, deren Wesen ihm von Minute zu Minute wieder in besserem Lichte erschien. Dies brachte den guten Ugnibene in immer größeren Anmut und zuletzt ergriff ihn ein solcher Zorn gegen das gefallsüchtige und herzlose Geschöpf, daß er rasch entschlossen war, dem Bruder die volle Wahrheit zu enthüllen und ihm über Orsolas Charakter keinen Zweifel zu lassen.

Mit wenig abgerissenen Worten forderte er ihn auf, ihm sofort zu folgen, aber er beschwor ihn zugleich, seine ganze Selbstbeherrschung zusammen zu nehmen und ihm die feste Versicherung zu geben, daß er weder gegen sich selbst, noch gegen einen andern etwas Gewaltthames unternehmen wolle.

Ugnibene führte seinen Bruder darauf nach jenen Anlagen, die eigentlich zu den Besitzümern des Hauses Ventivoglio gehörten, aber seit vielen Jahren als öffentliche Spaziergänge galten. Vorsichtig schlichen die beiden Brüder die von hochragenden Pinien, mächtigen Platanen, zierlichen Akazien und hohen Lorbeerwänden eingeschlossenen Wege entlang, und Ugnibene spähte überall umher, ob das gesuchte Paar sich daselbst aufhalte.

Ziemlich tief im Garten befand sich ein kleiner See, der gleichfalls von Baumgruppen und Blumenanlagen umschlossen war. Dort bemerkte Ugnibene an einer geschützten Stelle, wo sich Rosenhecken mit dunklem Lorbeer vereinigten, auf einer Bank in eifrigem Gespräche den jungen Ventivoglio mit Orsola Cantarelli. Leise schlich er mit dem Bruder näher, und sie kamen so dicht an das Versteck heran, daß sie, ohne selbst bemerkt zu werden, das Gespräch der Liebenden verstehen konnten.

Daß das junge Paar einig war, bewies schon der vertrauliche Flüster-ton, in welchem sie sich unterhielten; Orsola strahlte vor übermüthiger Laune und

Hippolyt war nicht minder heiter gestimmt. Der Gegenstand ihres Gesprächs mußte sie ungemein interessiren, denn sie achteten in der That gar nicht darauf, daß man jedes ihrer Worte vernehmen konnte.

„Er dauert mich ein wenig“, sagte Orsola, „denn er würde nicht so heftig gewesen sein, wäre seine Leidenschaft weniger blind. Aber meine ganze Geltung stand dabei auf dem Spiele. Wäre es mir nicht gelungen, ihn bis zu einer offenen Erklärung zu bringen, so hätte ich mich einer leeren Prahlerei schuldig gemacht, und wir Frauen dürfen uns ebenso wenig eine derartige Blöße geben, wie ein tapferer Ritter, der sich vermißt, irgend eine Heldenthat zu vollführen.“

„Mache dir um seinetwillen keine Sorgen, mein Liebchen“, versetzte Hippolyt, „und bemitleide ihn nicht, wenn er ein wenig Herzweh und viel Beschämung davon trägt. Wie konnte der thörichte Mensch wähen, du werdest ihn lieben können, da er doch keine von allen den Eigenschaften besitzt, welche einen jungen Mann berechtigen, auf die Liebe eines schönen Mädchens zu hoffen. Und hat er denn keine Augen oder Ohren, daß er nicht bemerkt, wen er zum Rivalen hat? Ein Ventivoglio weicht vor keinem andern Manne zurück, am wenigstens aber vor einem Schulfuchs, der in den Büchern, aber nicht mit den Waffen Bescheid weiß!“

Raum hatte Hippolyt diese Worte gesprochen, als ein Schrei höchster Wut in seiner Nähe erkante. Erschreckt sprangen die beiden Liebenden von der Bank empor, und mit klopfendem Herzen klammerte sich Orsola an den Arm ihres Ritters. Girolamo hatte die Gebüsche auseinandergebogen und war mit einem Satz herausgesprungen, so daß er mit blassen und von Zorn verzerrten Zügen vor jenen stand. Er hatte keine Waffen bei sich. Sein Bruder Ognibene war ihm gefolgt und suchte ihn mit Gewalt zurückzuhalten. Hippolyt hatte sofort seinen Degen gezogen und stellte sich dem Rasenden gegenüber.

„Das nenne ich ein männliches Betragen“, sagte er zornentflammt und voll Hohn; „von einem Hinterhalte aus den Gegner zu belauschen und ihn dann plötzlich zu überfallen. Wahrhaftig, Ihr beweist einen ritterlichen Sinn. Ihr hättet eine derbe Züchtigung verdient, wie man sie feigen Memmen erteilt.“

Girolamo war völlig außer sich. Mit seinen Fäusten wollte er sich auf Hippolyt stürzen, aber sein Bruder Ognibene riß ihn gewaltsam zurück und sagte dann zu Hippolyt:

„Spart Eure Worte, Signor, und vergeßt nicht, daß zwar mein Bruder ohne Waffen ist, aber mein Degen so gut wie der Eurer Beleidigungen zu rächen weiß. Ich selbst habe Girolamo hierher geführt, weil ich ihn endlich überzeugen wollte, daß man ein frevelhaftes Spiel mit ihm getrieben hat. Laßt die Sache nun gut sein; jedermann weiß, daß ein Ventivoglio in Bologna vieles ungestraft thun kann, was anderwärts bald einen Rächer finden würde. Erfreut Euch der Liebe Eurer schönen Freundin und wenn Ihr es könnt, so vergeßt in ihren Armen, daß Ihr mit dem Lebensglücke eines braven und ehrlichen



Glaser, Savonarola.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Savonarola's Begegnung mit Hippolit und Orsola.



Burschen gespielt habt. Komm Girolamo!" rief er dann seinem Bruder zu, der wie versteinert an derselben Stelle stand und mit funkelnden Blicken auf Orsola und Hippolyt schaute.

Der letztere machte noch eine Bewegung, als wolle er sich mit dem Schwerte auf Dgnibene und Girolamo stürzen, aber Orsola stellte sich, von einem Anfall der Reue ergriffen, ihm entgegen und beschwor ihn, die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Rasch verließen die beiden Brüder Savonarola den Garten und eilten nach Girolamos Wohnung. Dieser war wie geistig gelähmt und ließ willenlos alles geschehen, was sein Bruder anordnete. Da Dgnibene ohnehin sobald als möglich nach Ferrara abreisen wollte, bestimmte er den Bruder, alle seine Habseligkeiten zusammenzupacken und mit ihm in die Vaterstadt zurückzukehren.

In der That schien dieser Vorschlag das einzige zu sein, was Girolamo aus seinem dumpfen Brüten ein wenig aufrüttelte. Es war ihm, als könne er die Luft in Bologna nicht mehr atmen und keinen Augenblick länger an dem Orte so bitterer und demütigender Erfahrungen verweilen.

In Ferrara waren die Eltern zuerst hocherfreut, als sie die beiden Söhne bei sich einkehren sahen, denn sie wußten bereits, daß Dgnibene zurückkommen werde, und dachten nun, dieser habe den Bruder endlich zu einem bestimmten Lebensberufe beredet und bringe ihn nun in das väterliche Haus, um dort die nötigen Schritte einzuleiten.

Es konnte jedoch den Eltern nicht entgehen, daß Girolamo, der stets träumerisch und in sich gekehrt umhergewandelt war, neuerdings völlig für alles, was um ihn vorging, wie abgestorben schien. Die beiden Schwestern, welche noch Kinder waren, hatten sonst immer vermocht, den ernststen Bruder etwas aufzuheitern, aber alle Versuche, ihn für ihre Scherze und Neckereien zu interessieren, blieben jetzt vergeblich. Dgnibene hielt es für besser, den wahren Grund von Girolamos Trübsinn zu verschweigen, denn er hoffte mit Sicherheit, die Zeit werde die Wunden des armen Bruders heilen. Da Girolamo des Nachts häufig das Lager verließ und nicht nur in seinem Zimmer umherging, sondern auch stundenlang ruhelos auf freiem Felde und in den Wäldern sich aufhielt, kamen die Eltern und Geschwister auf den Gedanken, er sei somnambul geworden; sie beobachteten ihn genauer und da sie nun die Entdeckung machten, daß er zuweilen laut sprach, ganze Reden hielt und sich immerfort mit feindseligen Gewalten im Streite zu befinden schien, kamen sie zu der Annahme, er habe nächtliche Erscheinungen, die niemand außer ihm sehen könne, vielleicht Besuche von höllischen Dämonen, die ihn auf Irwege leiten wollten und deren Bekämpfung ihm viel Not und Sorgen bereite.

So kam es, daß selbst die nächsten Angehörigen an Girolamos Wesen irre wurden, und daß bald auch andre Leute die Ansicht aussprachen, er leide an Somnambulismus und habe merkwürdige Visionen. Es bildete sich eine

förmliche Scheu vor ihm unter den Menschen seiner Umgebung, und sie mieden ihn, was ihm ganz recht war, da er nun nicht nötig hatte, selbst ihre Gesellschaft zu fliehen.

Was im Innern des unglücklichen jungen Mannes vorging, wußte außer ihm nur Gott allein. Er stritt einen gewaltigen Kampf, denn je mehr er das Gefühl hatte, daß er stets das Gute gewollt und einer durchaus edlen Empfindung nachgegeben hatte, um so stärker rüttelte sein Gram an seinem Gottvertrauen. Aber endlich siegte seine bessere Natur. Was ihn betroffen hatte, hing in seiner Ursache eng mit den Schäden der Zeit zusammen. Hippolyt Bentivoglio war der erste Sprößling aus einem jener mächtigen Häuser, die sich die Herrschaft über ihre Mitbürger willkürlich angemast hatten und sich alles erlaubt glaubten; ebenso war Orsola Cantarelli das herzlose, egoistische Weib ohne Gewissen, dem es nur darauf ankam, seinen hochmütigen Launen zu frönen, ohne sich darum zu bekümmern, ob damit ein edles Herz zu Grunde gerichtet werde. Diesem Übermuth wurden fortwährend Opfer gebracht; aus Herrschsucht und Eitelkeit wurden Verschwörungen angezettelt, Familienglück ward zerstört, der Wohlstand von Tausenden vernichtet, Unschuldige wurden gefoltert und getödet.

Was Girolamo gebeugt hatte, war gleichsam nur ein vereinzelttes Bild des Elendes, das überall in der Welt herrschte. Er glaubte endlich, Gott habe ihm diese Prüfung gesandt, um ihn zu seinem Werkzeug zu machen und ihm den rechten Weg zu zeigen, den er zu gehen hatte, wenn er seiner Zeit und der Menschheit nützlich werden wollte. Nun erst begriff er im vollen Umfange, was zu bekämpfen war. Sein Entschluß war gefaßt und nichts sollte ihn davon abhalten, sich ganz dem Berufe hinzugeben, für den Gott ihn ausersehen hatte!

Aber er bedurfte der Einkehr und Vorbereitung, denn riesengroß sah er die Aufgabe vor sich, welcher er alle seine Kräfte widmen wollte. Mit der ganzen Energie fanatischer Selbstaufopferung beschloß er, in das Kloster zu treten. Um sofort zu beweisen, daß er mit der Vergangenheit vollständig abgeschlossen hatte und sich einem ganz neuen Leben hingab, wollte er gerade an demjenigen Orte, wo sein Schicksal sich umgewandelt hatte, auch die Zeit der stillen Selbstschau verleben und die Frucht der Ereignisse in sich reifen lassen.

Eines Nachts verließ er still sein Lager, wie er häufig zu thun pflegte; aber er hatte es diesmal für immer verlassen, denn er kehrte nicht wieder in das Elternhaus zurück. Er wußte, daß der Schritt, den er unwiderrücklich zu thun beschloßen hatte, von seinem Vater nicht gebilligt wurde, und darum that er ihn ohne vorherige Anfrage, denn von nun an wollte er nur auf eine einzige Stimme hören: auf diejenige seiner Pflicht gegen Gott und die Menschheit.

Girolamo wendete sich nach Bologna. Er wanderte unaufhörlich, bis er vor dem Dominikanerkloster dortselbst anlangte. Er beehrte, den Prior zu sprechen. Dieser blickte den fremden jungen Mann verwundert an. Girolamo sprach seinen Wunsch aus. Sein Beruf war so offenbar und leuchtete so

unverkennbar aus seinem ganzen Wesen, daß der Prior keinen Anstand fand, ihn als Novizen aufzunehmen.

Als die Zeit seines Noviziates vorüber war, hatte er sich durch strenge Erfüllung aller Pflichten, durch größte Selbstbeherrschung und unweigerlichen Gehorsam derart ausgezeichnet, daß seine Aufnahme in den Orden erfolgte und ihm sofort der Beruf als Prediger und öffentlicher Volkslehrer erteilt wurde.

Die Feierlichkeiten bei der Aufnahme waren sehr geeignet, eine tiefe Erschütterung im Gemüte hervorzurufen. Der Novize mußte sich gleich einer Leiche in den Sarg legen; er sah alsdann die Mönche ihre Umzüge halten, hörte sie die Gefänge anstimmen, welche ihm galten, als wäre er ein Verstorbener; er fühlte das geweihte Wasser, womit sie sein Gesicht besprengten, welches darauf mit dem Leichentuche bedeckt wurde.

Er war auf immer für die Welt abgestorben. Während der Vorbereitungszeit hatte er durch langes Fasten seine Nerven unnatürlich aufgereggt, und das seltsame, düster phantastische Ceremoniell bewirkte nun eine Überreizung, welche tausend merkwürdige Bilder vor seinen Geist führte.

Wenn er dann später in der tiefen Stille seiner Zelle damit zubrachte, die wertvollen Handschriften zu durchstöbern, welche in der Bibliothek zu finden waren, trat die Entwicklungsgeschichte der Kirche vor seine forschende Seele.

Schon in den ersten Zeiten versuchte die römische Kirche, indem sie das Christentum mit den Resten der antiken Bildung verband, alle einzelnen Sekten zu einem Glauben zu vereinigen, und indem sie alle Nationen verbrüdete, erstrebte sie einen ruhmvollen Zweck, denn sie befreite zugleich die menschliche Gesellschaft von der innern Roheit der heidnischen Weltanschauung, welche sich um die beiden Achsen drehte: Genußsucht und Gewalt. Erstere vernichtete alle sittlichen Triebe der Seele, während die zweite jede persönliche Würde auflöschte und die Sklaverei rechtfertigte.

Der junge Mönch folgte der streitenden Kirche Schritt für Schritt in die dunklen Katakomben, wo eine traurige Frömmigkeit die ersten Christen in die Tiefe der Totenkammern führte. Dort sah er die Kirche auf den Gräbern der Märtyrer sitzen, erleuchtet durch den Strahl des Glaubens, als Führerin auf dem Wege der Wahrheit, als Fahnenträgerin der Menschlichkeit und Brüderlichkeit. In diesem Geiste konnte dann das Kreuz auch nach solchen Gegenden getragen werden, wohin der römische Adler seinen Flug noch nicht genommen hatte. Aber von dem Tage an, als Konstantin dem Papste Silvester Rom mit seiner Umgegend zum Geschenke machte, vergiftete er die Kirche, deren Wirksamkeit sich hinfort nicht mehr allein auf die Gesittung und geistige Erhebung erstreckte, sondern auch auf politischem Gebiete Einfluß zu gewinnen suchte und dadurch zur Herrschaft geführt wurde.

Raum verbreitete sich dieses Gift in den Adern der Kirche, so begannen ihre Diener das demütige Kleid, das harte und bußfertige Leben zu verachten,

indem sie von Macht und Triumph träumten. Der Knecht der Knechte Gottes schmückte sein Haupt mit der Krone und zwang die Menschen vor ihm niederzuknieen. Trunken vom Weihrauch der Schmeichelei beehrten sie Waffen gleich den Königen der Erde, um mit der Gewalt des Schwertes diejenigen zu bekämpfen, welche sie mit sanften Worten hätten überwinden sollen. Ihre Vorgänger waren Märtyrer, sie selbst wurden zu Henkern; die Bischöfe, welche im Staub der Kirche für ihre Herde knieen und beten sollten, wurden in Fürsten der Erde verwandelt; sie ließen sich Throne errichten und Weihrauch streuen gleich Göttern; Rom war nicht mehr die heilige Stadt, es wurde so heidnisch wie in den Zeiten von Caligula und Nero.

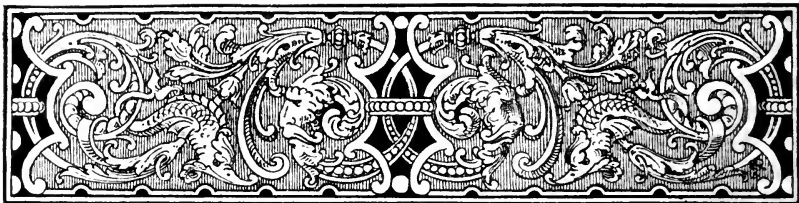
Eine Wolke von Traurigkeit senkte sich auf die Stirn des jugendlichen Mönches, als er diesen Teil der Kirchengeschichte erforschte und er fühlte sich zuweilen versucht, die Pergamente hinwegzuschleudern. Aber um die Heilmittel richtig anwenden zu können, mußte er das Übel kennen lernen. Er vertiefte sich daher in die Geschichte der weltlichen Herrschaft der Päpste. Unabhängig wie die Apostel waren die ersten Bischöfe gewesen, dann verwandelte sich die Benennung in Metropolit, dann hießen sie Patriarchen, endlich nannten sie sich Päpste; anfänglich gab es mehrere erste Bischöfe, bis Gregor VII. in einem Konzil, welches 1075 in Rom abgehalten wurde, festsetzte, daß nur er und seine Nachfolger die Berechtigung haben sollten, sich Päpste zu nennen. Der Sturz des römischen Reiches, die Aufstände der Heruler und Rugier unter Odoaker, der Ostgoten unter Theodorich, der Griechen unter Narses und der Langobarden unter Alboin, die Vernichtungskriege, welche Italien in jammervolle Lage versetzten, Millionen von Menschen durch das Schwert ausrotteten und Städte und Länder verwüsteten: alles trug dazu bei, daß die römischen Patriarchen sich über die andern erhoben, obgleich diese versuchten, ihnen zu widerstehen. Die Macht des römischen Patriarchen siegte zuletzt, weil der Patriarch in Konstantinopel durch die Gegenwart des Kaisers in Schach gehalten wurde, und weil die Kirchenfürsten von Alexandria, Antiochia und Jerusalem, fortwährend von den Persern und Mohammedanern bekriegt, endlich ganz unter deren Herrschaft geraten waren.

Noch hatte die weltliche Macht mit den Trägern des Hirtenstabes nicht gemeinsame Sache gemacht, aber die Geschichte des achten Jahrhunderts entrollte dem forschenden Auge Girolamos denjenigen Vorgang, welcher diese traurige Übereinkunft brachte. Papst Stephanus III. erteilte Bertrada, der Gemahlin Pipins, und ihren Söhnen Karl und Karlmann die feierliche Weihe und erhielt dafür von Pipin die Besitzungen, welche dieser den Langobarden abgenommen hatte; Hadrian I. verriet den Desiderius und war Karl dem Großen wohlgesinnt, Innocenz III. sicherte die Oberhoheit Roms dem heiligen Stuhle, Bonifaz VIII. und Klemens VI. erweiterten den Besitz, und Gregor VII. bereicherte die Kirche durch die Erbschaft der Tochter des Herzogs von Toscana.

Bei dem Namen Gregor VII. erinnerte sich Girolamo an den 23. Januar 1077, und es war ihm, als erblicke er auf den Bergen von Reggio den Felsen von Canossa mit seinem finstern und einsamen Mauerwerk, von tiefem Schnee umgeben, welcher die Hügel rings bedeckte. Er sah einen jungen Mann mühsam heraufsteigen, mit unbedecktem Haupte, langen Haaren, die ihm auf die Schultern fielen, einem rauhen Sack als Kleidung, der mit einem groben Hanfstrick gegürtet war; so schritt derselbe barfuß einher. Es war der deutsche Kaiser Heinrich IV., den Papst Nikolaus II. zum römischen Könige gesalbt hatte, der Schwager Adelheids von Susa, der Vetter der Gräfin Mathilde, der Herrin des Schlosses Canossa, wo Papst Gregor VII. damals wohnte; es war Heinrich, welcher Buße that, um vom Papste wieder in Gnaden aufgenommen zu werden; er war nach Italien gepilgert, hatte die Alpen überschritten und stand jetzt zitternd vor Kälte, mit Schmutz bedeckt wie ein verworfener Bettler, von tiefer Stille umgeben, die nur vom Geheule des Sturmes zuweilen unterbrochen wurde. Und wenn ein bleiches Gesicht zwischen den Vorhängen der Burgfenster neugierig hervorblickte, so rief Heinrich um Gnade, aber die Thüren blieben lange verschlossen, bis endlich die Gräfin Mathilde für den Büsser um Erbarmen bat.

Girolamo Savonarola erhob die Augen zum Kreuzigten und zog einen Vergleich zwischen ihm und seinen Vertretern. Rasch wendete er dann die Blätter um, bis sein Auge endlich bei den Namen Bologna und Ferrara verweilte. Bei dem ersten las er von den blutigen Kämpfen der Gheremei und Lambertazzi. Papst Nikolaus III. hatte sich ihnen als Friedensstifter angeboten, und sie öffneten ihm die Thore, worauf er selbst die Stadt in Besitz nahm. Erst 1401 ward dieselbe frei von der päpstlichen Despotie: das Volk erhob sich und machte die Bentivoglios zu seinen Führern. Von Ferrara las er, daß Paul II. diesen Teil des Geschenkes, welches Pipin der Kirche machte, zu einem Herzogtume umschuf und dasselbe 1471 dem Borso von Este, dem zweiten Sohne Nikolaus' III. von Este, verkaufte. Alle diese Vorgänge wurzelten zum großen Teile in der Unkenntnis des Volkes, welches die Wissenschaften und sogar die Kunst des Schreibens den Geistlichen überließ. Die Fürsten waren schwach und abergläubisch; sich vor Gewalt zu sichern, traten sie ihre Länder an den heiligen Stuhl ab, um sie als Lehen von ihm wieder zu erhalten; so kam das kanonische Recht in die Hand dessen, welcher nur die Bibel hätte halten sollen.

Girolamo Savonarola neigte seine Stirn gedankenvoll über diese Blätter und überlegte. Er selbst war Mönch, aber er verabscheute diejenigen seiner Genossen, welche das Volk durch die Geißel der Buße zu Knechten suchten. Er wollte das Netz zerreißen, welches durch die Qualen der Folter und grausame Hinrichtungen die Nation umstrickte und ihre Augen abwendete von den Rabalen der Geistlichkeit, dem abscheulichen Schacher mit den Würden und Besitztümern der Kirche und der maßlosen Genußsucht, die immer mehr um sich griff.



Fünftes Kapitel.

Die ewige Stadt im Mittelalter.

Die Leidenschaft, welche Friedrich von Neapel für die schöne Katharina Cornaro gefaßt hatte, war keine vorübergehende Laune, sondern eine ernsthafteste Liebe, und er war keineswegs gesonnen, seine Hoffnungen sofort aufzugeben. Als er damals nach Neapel zurückgekehrt war, hatte er sich von den Teilnehmern seiner abenteuerlichen Fahrt bei Todesstrafe das unerblichste Stillschweigen geloben lassen und war dann mit seinem Vater zu Rate gegangen, wie er seinen Plan am sichersten zur Ausführung bringen könnte. So große Vorzüge die Stellung eines königlichen Prinzen auch hat, ist ein solcher doch auf der andern Seite von Hindernissen und Schwierigkeiten umgeben, welche für Menschen in andern Lebensstellungen nicht vorhanden sind. An eine offene Werbung von seiten Friedrichs konnte nicht gedacht werden, denn es lag zu sehr auf der Hand, daß eine solche Verbindung den Plänen der Republik Venedig durchaus entgegen war. Es blieb also nur übrig, den einmal vorgeschlagenen Weg weiter zu verfolgen. Die ganze Angelegenheit mußte lediglich den beiden Beteiligten überlassen bleiben. Lag die Thatsache der Vermählung erst vor, so konnte Venedig sie nicht mehr ungeschehen machen, und dem Könige Ferdinand wurde es leicht, den Überraschten zu spielen und sich den Anschein zu geben, als habe er gar nichts von den Plänen seines Sohnes gewußt. Des Königs ältester Sohn, Alfons, hatte selbst wieder einen Sohn, und es war daher sehr unwahrscheinlich, daß Friedrich jemals auf den neapolitanischen Thron kommen werde; um so weniger hatten die Venezianer Ursache zu ernsthaften Befürchtungen. Friedrich war ein tapferer und edelmütiger Mann, der die schöne Katharina Cornaro wahrhaft liebte; wäre ihm ihre Hand mit Venedigs Einwilligung zu teil geworden, er würde der treueste Bundesgenosse der Republik geblieben sein. Aber freilich, wer glaubte damals an Edelmut oder wahre Liebe, solange Egoismus und Habsucht die Welt regierten.

Friedrich war im Begriffe, sich mit einem entsprechenden Gefolge einzuschiffen, um möglichst vorsichtig zur Insel Cypern zu gelangen. Wiederum

wählte er mit seinen Begleitern die griechische Tracht, aber nur um dieselbe bis zur Ankunft bei der Villa Candoras beizubehalten. Dann sollte der Prinz seinem Range gemäß erscheinen und die Trauung in der Kapelle des Schlosses sofort vollzogen werden. Für Friedrich bedurfte es nur der Zusicherung des Vaters, daß derselbe unter keinen Umständen sich von Venedig bewegen lasse, die Ehe als ungültig zu erklären. Daß auch der Papst dies nicht thun werde, war sicher vorauszusehen, denn alle italienischen Staaten gönnten der hochmüthigen Lagunenstadt eine solche Demütigung.

Aber alle diese Vorbereitungen wurden im Keime erstickt, denn noch bevor Friedrich seine Brautfahrt antreten konnte, erfuhr die Welt die überraschende Neuigkeit, daß Georg Cornaro, im Auftrage des Rates der Zehn, seine Schwester gezwungen habe, Cypern zu verlassen, und die venezianische Regierung gleich darauf die schöne Insel für ihr Eigentum erklärt habe.

Die Vernichtung seiner Hoffnungen traf den Prinzen Friedrich für den Augenblick gleich einem schweren Schicksalsschlage, aber seine heißen Herzenswünsche betrafen weder die Insel Cypern, noch die gewesene Königin, die adoptierte Tochter der venezianischen Republik, sondern nur das schöne geliebte Weib, dessen körperliche und geistige Vorzüge seine Seele mit unzerreißbaren Banden umstrickt hatten. Mußte er vorläufig auf das geplante Unternehmen verzichten, so gab er damit keineswegs die Hoffnung auf eine endliche Vereinigung mit Katharina auf. Er sann Tag und Nacht, auf welche Weise er Nachricht von ihr erhalten, vielleicht sich ihr nähern und mit ihr verabreden könne, was zu thun sei, um das fern gerückte Ziel doch noch zu erreichen.

Da er von vornherein einsah, daß Katharinas Eigenschaft als Königin von Cypern das größte Hindernis für seine Wünsche bildete, entschloß er sich, ihre königliche Würde ganz außer acht zu lassen und sich im Gegentheil Bundesgenossen zu suchen, die ein Interesse daran hatten, Katharina von der Anwartschaft auf den Thron Cyperns zu entfernen. Zu diesem Zwecke war die Schwägerin Katharinas, die Halbschwester des verstorbenen illegitimen Königs, Carlotta von Lusignan, die sich selbst gleichfalls den Titel einer Königin von Cypern beilegte, besonders geeignet.

Diese Fürstin lebte in Rom, wo sie sich in der Nähe des Vatikan einen Palast gekauft hatte und einen Hof um sich versammelte, der zum großen Teil aus Schönggeistern, teils Flüchtlingen aus Griechenland, teils Griechen, die sich ihrer Studien wegen in Rom aufhielten, bestand. Denn es war damals in Rom und ganz Italien Mode geworden, sich mit dem klassischen Griechenland zu beschäftigen, und aus diesem Grunde galten die Nachkommen der alten Hellenen in der vornehmen italienischen Gesellschaft als besonders gern gesehene Erscheinungen. Mit einem Eifer, der fast übertrieben genannt werden konnte, wurden die Reste der klassischen Kunstwerke gesammelt und ergänzt. Herrlich, in andrer Art wie das antike, war auch das mittelalterliche Rom mit der Pracht seiner

Vasiliken, dem Dienst seiner Grotten und Katakomben, den Patriarchien, jenen reichgeschmückten Hauptkirchen, in denen die Denkmäler des frühesten Christentums aufbewahrt sind, dem noch immer prächtigen Palast, der den deutschen Königen gehörte, den festen Burgen, welche sich die inmitten so vieler Gewalten unabhängigen Geschlechter der Orsini, Colonna u. a. trotzig eingerichtet hatten.

Während der Abwesenheit der Päpste in Avignon war dann aber das mittelalterliche Rom so gut verfallen, wie das antike längst in Trümmern lag.

Als Eugenius IV. im Jahre 1443 nach Rom zurückkehrte, war es eine Stadt der Rinderhirten geworden; die Einwohner unterschieden sich nicht von den Bauern und Hirten der Landschaft. Man hatte längst die Hügel verlassen, in der Ebene, an den Windungen der Tiber wohnte man; auf den engen Straßen gab es kein Pflaster, durch Balkone und Bogen, welche Haus an Haus stützten, waren sie noch mehr verdunkelt, man sah das Vieh wie auf dem Dorfe herumlaufen. An das Altertum war beinahe auch die Erinnerung verschwunden. Das Kapitol war der Berg der Ziegen, das Forum Romanum das Feld der Kühe geworden; an einige Monumente, die noch übrig waren, knüpfte man die seltsamsten Sagen. Die Peterskirche war in Gefahr zusammenzustürzen. Als endlich Nikolaus V. die Obedienz der gesamten Christenheit wiedergewonnen hatte, faßte er, reich geworden durch die Beiträge der zum Jubiläum strömenden, den Ablass begehrenden Pilger, den Gedanken, Rom dergestalt mit Gebäuden zu schmücken, daß jedermann erkennen sollte, es sei die Hauptstadt der Welt.

In den vorhergehenden Jahrhunderten waren die Bauwerke der alten Welt teils von Barbarenhorden absichtlich zerstört, teils vom christlichen Fanatismus dem Zerfall überlassen worden. Man benutzte die Säulen zu christlichen Kirchenbauten, verbrannte den Marmor zu Kalk, verwandelte heidnische Tempel in Basiliken und Kapellen und vergrub die herrlichsten Meisterwerke griechischer Bildhauerkunst, weil man damit den Zauber bannen wollte, den der politische Unverstand einer dämonischen Macht zuschrieb, und der doch nur die Wirkung der reinsten Schönheit war. Alles was heidnischen Ursprungs schien, sollte umgewandelt oder der Vergessenheit anheim gegeben werden, und so vereinte sich die Indolenz der Menschen mit den Wirkungen der Zeit, um die unermesslichen Schätze des Altertums allmählich den bewundernden Blicken zu entziehen, sie in Vergessenheit geraten und nach und nach ganz von der Welt verschwinden zu lassen. Das Volk sah selbstverständlich diesem Werke der Zerstörung gleichgültig zu, ja es trug in seiner frommen Einfalt das Seinige dazu bei. Aber die Zeit war nun gekommen, wo der gebildete Teil der gebildetsten Nation andern Sinnes wurde, und wie es häufig zu geschehen pflegt, geriet man aus einem Extrem in das andre, und ein wahrer Kultus der antiken Welt, namentlich der griechischen Kunstschätze, wurde in den gebildeten Kreisen von Italien Modesache.

Schon unter dem Papste Calixtus III., dem ersten Borgia, der die Tiara

trug, hatte die höchste geistliche Würde einen sehr weltlichen Charakter angenommen. Das Nepotentum, die Sucht, die direkten Nachkommen oder nächsten Verwandten möglichst zu bereichern und zu hohen Machtstellungen zu befördern, lenkte das Interesse der Päpste von den kirchlichen Angelegenheiten ab und entwickelte ihren weltlichen Sinn, der, entsprechend ihrer imponierenden Machtfülle und großartigen Stellung, einen ungewöhnlichen Charakter annahm. Was die Welt an Kostbarkeiten besaß, wurde ihnen zu Füßen niedergelegt.



Katharina Cornaro.

So entwickelte sich inmitten des Überflusses die Prachtliebe und zugleich der Sinn für den schönen Schmuck der Künste, und sie zogen talentvolle Männer jeder Art in ihre Nähe, um sie teils zu eignen Schöpfungen aufzufordern, teils auch ihnen die Mittel zu gewähren, die Kunstwerke der großen Vergangenheit wieder an das Licht zu ziehen. Unter Sixtus IV. hatte die Prachtliebe und das Interesse für die Kunst den größten Aufschwung genommen; er und seine Nachfolger waren aber doch noch in kirchlichen Ansichten befangen, und die Künstler durften noch nicht wagen, sich ganz einer weltlichen Richtung zu überlassen. Sieht man die Werke von Luca Signorelli, von Mantegna, von Ghirlandajo, von Sandro Botticelli, denen sich in Florenz Filippo Lippi und Pietro

Perugino, in Bologna Francesco Francia, in Venedig die Brüder Bellini, Giorgione da Castelfranca und Vittore Carpaccio anschlossen, so erkennt man jenen frommen Sinn christlicher Einfachheit und Demut, der nach und nach einer kühneren und weltlicheren Auffassung wich.

Selbstverständlich bildete das Studium der griechischen Sprache eine Modebeschäftigung im damaligen Rom, und das Haus der Königin Carlotta von Cypern war schon darum von der höchsten Gesellschaft sehr besucht, weil man dort stets gelehrte Männer aus Griechenland traf, welche Gelegenheit zur Übung in ihrer Sprache gaben. Der Palast Carlottas war eingerichtet, wie es damals Sitte war. Massige Treppen von Marmor führten zu den eigentlichen Wohngemächern, welche etwas schwerfällig und düster waren. Sowohl der Hauptsaal wie die Nebenzimmer hatten Fußböden aus Fliesen und Plafonds aus Balken und Holzgetäfel, welche kunstvoll bemalt und vergoldet waren. Die weiß getünchten Wände waren mit gewirkten Tapeten behängt, hohe hölzerne Stühle mit Schnitzwerk, auf deren Sitz man Polster legte, massive Tische mit marmornen, teilweise auch mit eingelegten Platten, welche antike Mosaiken nachahmten, standen umher, und an den Wänden sah man mächtige Truhen aus bemaltem oder geschnitztem Holze. Carlotta hatte den großen Saal mit den Bildern ihrer Verwandten geschmückt und was sie an antiken Statuen, Vasen und Büsten hatte sammeln können, war überall aufgestellt; im Speisezimmer war der Kredenzschrank mit vielen Kostbarkeiten der Kunstindustrie besetzt, mit Schüsseln, Schalen und Trinkgeschirren von Gold und Silber und namentlich mit schönen Majoliken, welche hier wie überall nicht nur als Gefäßgeschirre dienten, sondern auch förmlich zur Schau gestellt waren.

Wenn Friedrich von Neapel mit der geistvollen Carlotta von Lusignan in Verbindung treten wollte, war dies am besten dadurch zu erreichen, daß er sich unter angenommenem Namen nach Rom begab. Als Graf von Spoleto führte er sich daselbst ein, und obgleich man bald am päpstlichen Hofe und in der vornehmen Gesellschaft seinen wahren Rang erkannte, ließ man ihn gewähren und behandelte ihn, seinem Wunsche nachgebend, nicht als Mitglied eines königlichen Hauses. Er konnte sich ungestörter bewegen, seinen eigentlichen Zweck verfolgen und den Vorwand gebrauchen, daß er sich einen Einblick in die römischen Verhältnisse verschaffen wolle.

Der junge Prinz hatte bald durchschaut, daß Carlotta ein förmliches Netz von Intrigen gegen Venedig spann. Sie trug sich mit der allerdings auf schwachen Füßen ruhenden Hoffnung, die in ihrem Hause erbliche Krone Cyperns doch noch zu erlangen. Für ihre Schwägerin Katharina hatte sie natürlich nur geringe Sympathien, aber sie ließ derselben persönliche Gerechtigkeit widerfahren, und Friedrich bemerkte gar bald, daß Carlotta nichts lieber sehen würde, als eine Vermählung Katharinas, weil dann ihre eignen Ansprüche wieder in den Vordergrund treten konnten. Friedrich erfuhr, daß

Katharina Cornaro als souveräne Fürstin das Schloß Molo in Treviso bewohnte und sich dort im Kreise gelehrter Freunde mit Litteratur und Kunst beschäftigte. Sie sei still und in sich gekehrt, wurde hinzugesetzt. Carlotta von Lusignan schrieb diese Stimmung der Trauer über den Verlust ihrer Königswürde zu, während Friedrich im stillen hoffte, die geliebte Frau habe ihm ein treues Andenken bewahrt und aus Kummer über die Trennung von ihm ihre Heiterkeit eingebüßt.

Nach einiger Zeit war Friedrich mit Carlotta von Lusignan auf den Fuß wohlwollender Freundschaft gekommen. Daß ein geheimer Kummer ihren neuen Freund drückte, hatte sie bald entdeckt. Er zögerte auch nicht lange, ihr sein Geheimnis mitzuteilen und sie um ihren Beistand zu bitten. Mit lebhaftem Eifer ergriff Carlotta diese Angelegenheit und machte sie sofort zum Gegenstande ihrer sorgsamsten Überlegung.

Zwar waren die Trostgründe, welche Carlotta dem Prinzen zu geben hatte, nicht allzu erfreulicher Art, denn seine Ungeduld verlangte eine möglichst rasche Entscheidung, und sie konnte ihm nur eine Hoffnung zeigen, die an ungewisse Ereignisse geknüpft war. Papst Innocenz VIII. war seit längerer Zeit kränklich, und es war natürlich, daß nicht nur Rom, sondern die ganze Welt bereits im voraus die wichtige Frage über seinen Nachfolger in der höchsten Würde der Christenheit besprach. Ging doch von der Persönlichkeit des Papstes die Entscheidung in den wichtigsten politischen Fragen ab! Es war vorauszu sehen, daß viele Zustände eine ganz andere Wendung nahmen, sobald der neue Papst dies wollte.

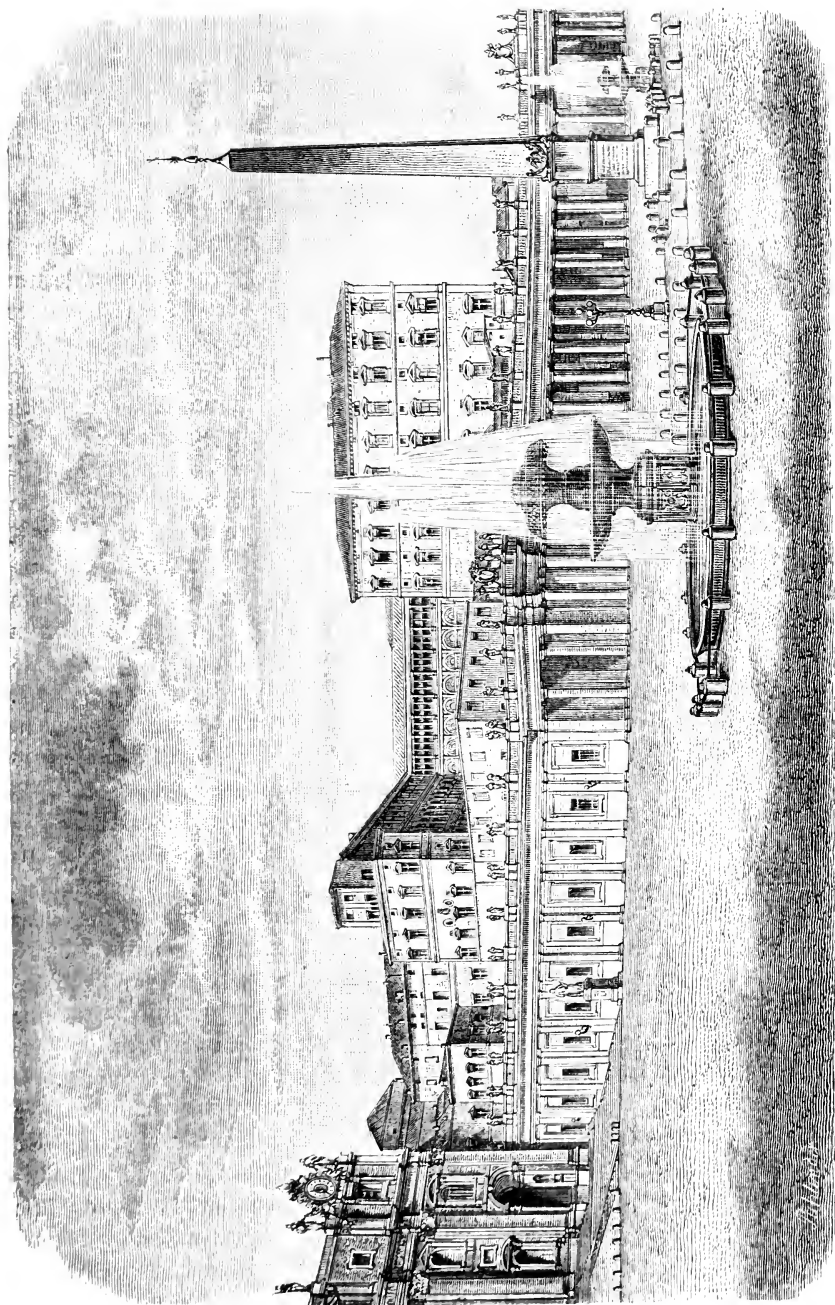
Im Hause der Königin Carlotta verkehrte der Cardinal Rodrigo Borgia, ein Lebemann, der unermessliche Reichthümer besaß und den man bereits ziemlich sicher als den Nachfolger des jetzigen Papstes bezeichnete. Als gewandter und zugleich schlauer Mann ließ er bei allen einflußreichen Persönlichkeiten durchblicken, daß er ihre Wünsche billige und dieselben realisieren werde, sobald es auf ihn ankomme. Auch Carlotta hatte diese Versicherung oft erhalten und war daher fest überzeugt, daß der nächste Papst Venedig zwingen werde, ihre angestammten Rechte auf Cypern anzuerkennen und die schöne Insel, den Wünschen der Bewohner entsprechend, dem Hause Lusignan zurückzugeben. War dies der Fall, so fielen alle Hindernisse, welche einer Verbindung zwischen Friedrich und Katharina Cornaro entgegenstanden, in nichts zusammen.

Dies leuchtete dem Prinzen allerdings ein, aber es fiel ihm schwer, seine Ungeduld zu bemeistern und seine Sehnsucht auf diese ungewisse Hoffnung zurückzudrängen. Carlotta hatte den Cardinal Borgia im Vertrauen über Friedrichs Angelegenheit gesprochen und den jungen Königssohn dann mit dem schlauen Spanier bekannt gemacht. Der Cardinal befolgte auch hier wieder den Grundsatz, bei Friedrich eine günstige Stimmung für sich zu erwirken, indem er zwar vorsichtig vermied, die eigne Angelegenheit des Prinzen zu

berühren, aber dafür nachdrücklich die Meinung erkennen ließ, daß Carlotta von Lusignan ohne Zweifel noch einmal den cyprischen Thron besteigen werde. Damit war für Friedrich alles gesagt, und von diesem Augenblicke an hatte der Cardinal Borgia einen eifrigen Parteigänger mehr, der überdies von königlichem Geblüte war.

Das Schicksal drängte die Liebe des Prinzen zurück, als die ausgebrochene Empörung der Barone im Königreich Neapel seine Rückkehr sofort nötig machte. Er hoffte die Hauptstadt noch zu erreichen, aber er wurde unterwegs von den Rebellen aufgehalten und diese stellten an ihn die Forderung, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, da sie weder seinen Vater, den König, noch seinen Bruder Alfons, sondern ihn als Herrscher anerkennen wollten. Aber Friedrich erklärte, er werde lieber in lebenslänglicher Gefangenschaft bleiben, oder den Tod erleiden, als das Schwert gegen seinen eignen Vater ziehen. Die Verschwörer hielten ihn darauf noch eine Zeit lang zurück und ließen ihn dann seines Weges ziehen.

Die ewigen Unruhen, welche bald hier bald dort in Italien aufflammten, hatten in dieser Zeit auch das Geschlecht Ventivoglio in Bologna betroffen, zwar nicht in der eignen Stadt, wohl aber in Faenza, wo Hippolyts Schwester, Francesca, mit Galeotto Manfredi, dem Gebieter der Stadt, vermählt war. Wohl mochte Galeotto seinem Weibe nicht völlig getreu sein und Francesca hatte ihrerseits vielleicht Ursache zur Eifersucht, aber sie ging doch zu weit, als sie sich von ihm, einer Geliebten wegen, vernachlässigt glaubte und den finstersten Nachgedanken Raum gab. Ihr heftiger Charakter hatte die Eintracht ihrer Ehe gestört. Es wäre ihr nicht schwer geworden, den Gemahl durch sanfte Nachgiebigkeit wieder an sich zu fesseln. Statt dessen mietete sie drei Mörder, welche sich unter ihrem Bett versteckt hielten, während sie sich selbst gefährlich krank stellte und ihren Gatten auffordern ließ, zu ihr zu kommen. Ein vierter Mörder war hinter den Vorhängen des Gemaches verborgen. Dieser stürzte sofort auf Manfredi los, als er in das Zimmer trat und sich dem Bett seines vermeintlich kranken Weibes näherte. Da Manfredi ein ungewöhnlich kräftiger und gewandter Mann war, überwältigte er seinen Gegner, noch bevor die drei andern Mörder unter dem Bett hervor kommen konnten. Aber Francesca geriet in ihrer Wut derart außer sich, daß sie vom Bett aufsprang, einen Degen ergrieff und ihn in die Brust ihres Gatten stieß. Die Mörderin entfloß darauf mit ihren Kindern und suchte Sicherheit in der Festung von Faenza. Die Bewohner dieser Stadt verehrten jedoch Galeotto und die Familie Manfredi und vernahmen die Kunde von dem Tode ihres Fürsten mit Abscheu und Wut. Johann Ventivoglio erkannte die Gefahr, welche seiner Tochter drohte, und eilte mit militärischer Hilfe herbei, um sie zu retten. Aber die Einwohner stellten sich ihm entgegen, und das Volk der Umgegend eilte in Massen herbei. Sie kämpften mit Glück gegen den alten Ventivoglio und nahmen ihn gefangen.



Der Vatikan zu Rom.

Zugleich wendeten sie sich an Lorenzo von Medici und baten um seinen Beistand. Lorenzo begrüßte diese Gelegenheit mit Freuden, denn er wußte, daß die Venezianer längst den Besitz von Faenza anstrebten, und er schlichtete den Streit dahin, daß Johann Bentivoglio mit seiner Tochter nach Bologna zurückkehrte, während die florentinische Republik die Vormundschaft über die Erben Galeottos übernahm.

Kurze Zeit darauf starb Johann Bentivoglio, und sein Sohn Hippolyt folgte ihm in der Herrschaft über Bologna. Er war bereits längere Zeit mit Orsola Cantarelli verheiratet und strebte gleich den andern kleinen Regenten Italiens, seine Herrschaft immer weiter auszudehnen, wobei ihm die Wahl der Mittel zu seinen Zwecken wenig Gewissenskrupel machte.

Franceschetto Cybo, der vom heiligen Vater zum Fürsten von Massa und Carrara ernannt worden, war nun gleichfalls bereits mit Magdalena von Medici verheiratet, und das junge Paar verlebte die erste Zeit seiner Ehe in Florenz, wo Franceschetto sich einen Palast hatte bauen lassen und in der Freigebigkeit gegen Künstler nicht hinter seinem Schwiegervater zurückblieb. Magdalena hatte sich dem Willen ihrer Eltern gefügt, aber sie blieb verdrossenen Sinnes, und ihr Gatte versuchte vergeblich, durch die größten Aufmerksamkeiten ihr zuweilen ein freundliches Wort zu entlocken. Schon fing die Ungebuld an, sich seines Wesens zu bemächtigen und er suchte sich durch die früher gewohnten Zerstreuungen für die Kälte seiner Gattin zu entschädigen, als ihn eines Tages die Kunde vom bevorstehenden Tode des Papstes nach Rom rief. Innocenz VIII. war schon seit einiger Zeit schwer erkrankt, und man befürchtete täglich sein Hinscheiden. Franceschetto eilte rechtzeitig nach Rom, um sich des päpstlichen Schatzes zu bemächtigen und da er bei seiner Ankunft von dem erfolgten Tode des Papstes hörte, machte er sofort Anstalten, diese Absicht auszuführen. Aber die Kardinäle befanden sich bereits im Vatikan, um das Inventarium des Schatzes aufzunehmen. Franceschetto wurde beschuldigt, seit langer Zeit bereits einen Teil der Kirchensätze nach Florenz gebracht zu haben, und es entstand ein höchst ärgerlicher Streit um die päpstliche Hinterlassenschaft. Und inmitten dieses Lärms kam der Papst, der zwanzig Stunden im Starrkrampf gelegen und alles gehört hatte, was um ihn vorging, wieder zu sich und kaum fühlte er seine Kräfte zurückkehren, so schickte er die Kardinäle fort, indem er ihnen die Versicherung gab, daß er sie noch alle zu überleben hoffe.

Selbstverständlich blieb dieser Vorfall nicht ohne großen Einfluß auf die Gemütsstimmung des Papstes. Fast wäre er lebendig begraben worden. Er wurde namentlich auch gegen seine Ärzte mit Mißtrauen erfüllt. Die medizinische Wissenschaft lag damals sehr im argen und bestand mehr als zur Hälfte aus Charlatanerie. Die unglaublichsten Heilmittel wurden aus allen Naturreichen zusammengebraut, und wenn es sich um die Gesundheit eines Hochstehenden handelte, wendeten die Ärzte oft die kostspieligsten und seltensten

Dinge als Arzneimittel an. Da wurden Perlen zerstoßen, Edelsteine aufgelöst und lebende Tiere martervoll zerstückelt, um Heilkräfte zu gewinnen. Papst Innocenz hatte wiederholt von einem Arzte reden gehört, der zwar ein Hebräer war und im Ghetto wohnte, dessen Ruf aber durch einige staunenerregende Kuren, welche fast an das Wunderbare grenzten, schon bis zum Vatikan drang. Der Papst wünschte diesen Mann zu Rom zu ziehen, und obgleich die meisten Kardinäle und der ganze päpstliche Hof dieses Verlangen mit Entsetzen vernahmen und alles aufboten, den heiligen Vater von seinem Plane abzubringen, blieb er dennoch dabei und brachte endlich durch seinen energischen Befehl alle widersprechenden Meinungen zum Schweigen.

Das Ghetto, oder die Judenstadt, bestand damals aus einer Hauptstraße, die sehr enge war, und mehreren noch engeren Seitengäßchen. Der ganze Komplex war abgeschlossen. An beiden Enden der Hauptstraße befanden sich eiserne Gitterthore, die seit der Zeit des Papstes Pius IV. des Abends geschlossen und des Morgens geöffnet wurden. Diese, nahe der Tiber gelegenen Straßen, gehörten an und für sich zu den ungesundesten Theilen der Stadt. Der Umstand, daß die engen Wohnungen überfüllt waren, trug natürlich nicht wenig dazu bei, dort zuweilen Krankheiten ausbrechen zu lassen, die dann auch benachbarte Gegenden ergriffen und das von Vorurteilen geängstigte Volk auf den Gedanken brachten, die Juden vergifteten absichtlich Wasser und Luft. Dazu kam, daß in jener finstern Zeit überall in Europa die jüdischen Ärzte, welche die maurische Gelehrsamkeit studierten, alle einheimischen Quacksalber an Einsicht und Kenntnissen bedeutend überragten, was dann dem kleinlichen Meide zu gehässigen Verleumdungen Veranlassung gab. Hatte hier und da ein jüdischer Arzt seinen Landsleuten den Rat gegeben, das schlechte Trinkwasser durch irgend einen Zusatz zu verbessern, so gab dieser Umstand die Handhabe zu thörichten und abscheulichen Gerüchten.

In der Hauptstraße des Ghettos befanden sich große und schöne Häuser, von denen einige nach der Straße hin so gebaut waren, daß sie unansehnlich aussahen, während sie nach den Höfen schön verzierte Außenwände besaßen und im Innern große Wohnräume enthielten. Da selten ein Christ diese Häuser besuchte, und wenn dies geschah, der Besuch sich darauf beschränkte, die Geschäftsräume des Hausherrn zu betreten, so konnten die Juden ungeschert in ihren Wohnstuben so viel Luxus entfalten, als sie wollten. Wie in einer Märchenwelt mochte sich daher der fremde Besucher wähnen, der einmal zufällig jene geheimnißvollen Räume betrat.

Zuerst kam er in die abgelegene, enge und schmutzige Gasse, ging darauf in ein finster aussehendes Haus, dessen Äußeres eher einem Gefängnisse, als einer geschmackvollen menschlichen Wohnung glich. Aber unerwartet erblickte er sich dann plötzlich in hell erleuchteten, im orientalischen Geschmack und mit fremdartigem Luxus ausgestatteten Räumen. Kostbare Teppiche bedeckten die

Fußböden, weich gepolsterte Divans luden zum Sitzen ein, und von der Decke hingen prächtige Lampen herab. Da viele Juden auch in ihrer Kleidung die Sitte ihrer orientalischen Heimat beibehielten, wurde der märchenhafte Eindruck noch verstärkt, wenn die Frauen und Töchter in ihrer fremdartigen Schönheit sich dem Besucher in einer Tracht näherten, welche an die biblischen Erzählungen des Alten Testaments gemahnte und oft durch Reichtum und Pracht das erstaunte Auge blendete.

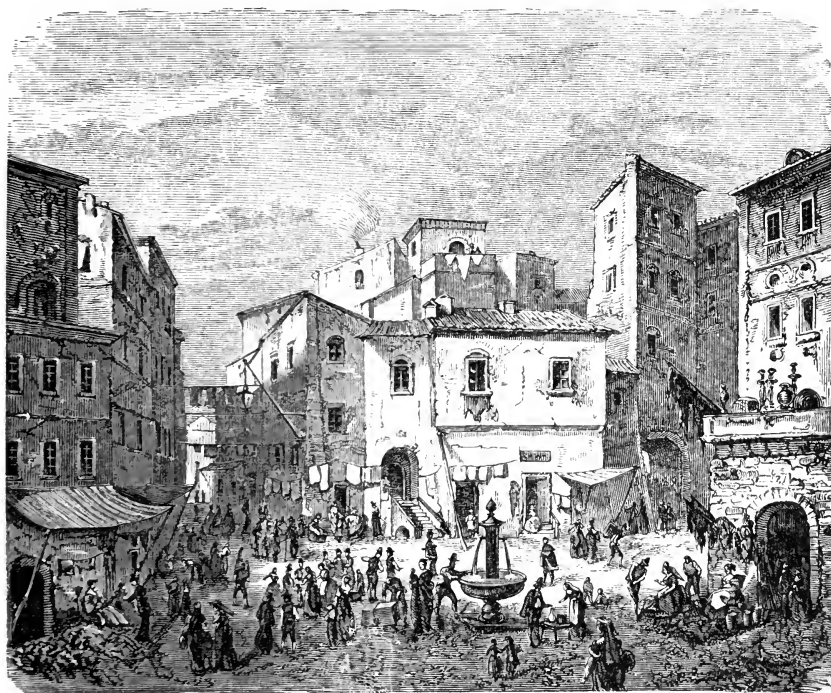
So mag es auch im Hause des jüdischen Arztes Isaaq Dem gewesen sein, umso mehr, da dessen Gattin die Tochter eines sehr reichen Kaufmanns war, der Mittel genug besaß, um seinem Kinde eine wirklich reiche und kostbare Einrichtung zu geben.

Man gelangte durch eine hohe und schmale Thür in die dunkle Hausflur, worin sich das Auge erst zurecht finden mußte, um die Treppe zu gewahren, die nach den oberen Stockwerken führte. Unten befanden sich zu beiden Seiten der Flur große Kaufgewölbe, welche vermietet waren und die ihr Licht durch Thüren empfingen, welche nach der Straße gingen. Hatte man die dunkle Treppe, die ziemlich steil nach oben ging, endlich gefunden und mühsam erklimmen, so mußte man an eine Thür klopfen, die oben wieder zu einem Vorplatz führte, der ebenfalls nur spärliches Licht hatte. Dann erst gelangte man in das Zimmer des Hausherrn, welches ganz den Charakter der Studierstube eines gelehrten Arztes trug. Große Folianten in griechischer und hebräischer Sprache füllten die geschnitzten Holzgestelle, die einen Teil der Wände deckten. Auf andern Gestellen sah man Flaschen und Phiolen mit allerhand Flüssigkeiten, und Gegenstände, die in Spiritus aufbewahrt wurden. Auch an ausgestopften Tieren, Gerippen und Totenschädeln fehlte es nicht, und der große Tisch in der Mitte des Gemaches trug stets eine Menge von Instrumenten und ähnlichen Gegenständen zum fortwährenden Gebrauch. Erst durch dieses Studierzimmer gelangte man in das Heiligtum des Hauses, in die große Familienstube, welche zur linken Hand lag. Hier war in der That alles vereinigt, um in dem Besucher die Stimmung wachzurufen, welche bei der Schilderung orientalischer Märchenpracht in der Seele aufsteigt. Kein Bild und keine Statue war zu sehen, aber den Boden und die Wände bedeckten kostbare türkische Teppiche, welche auch die Thüröffnungen verhüllten. Alle Möbel, Bieraten und sonstige Einrichtungsstücke waren im maurischen Stil gehalten und wurden vom Lichte der kostbaren Hängelampe bestrahlt, die nicht nur des Abends, sondern auch einen großen Teil des Tages über brennen mußte, weil die Enge der Straße und des Hofraums nur wenig Tageslicht einließ. In diesem Zimmer war die Hausfrau meistens zu finden.

Auf der andern Seite von Isaaqs Arbeitsstube befand sich ein Raum, in welchem seine beiden hoffnungsvollen Knaben ihren Studien und nebenbei auch ihren Spielen nachgehen konnten. Eine Treppe höher waren die

Schlafräume, in welche wenigstens etwas Licht und Luft eindringen konnte und die der kundige Arzt gerade deshalb zu diesem Zwecke bestimmt hatte.

Es erregte nicht wenig Aufsehen im Ghetto, als päpstliche Diener daselbst erschienen, um den gepriesenen Arzt Jem in den Vatikan abzuholen. Doch war es keine freudige Überraschung, denn Isaaß sowohl wie seine Glaubensbrüder wußten, daß man sich ihrer stets nur in der größten Not erinnerte, wenn gar keine andre Hilfe mehr zu finden war: aber sie hatten genugsame Erfahrungen, daß man sich in den meisten Fällen mit Widerwillen und Haß ihrer bediente.



Ghetto zu Rom.

Kamen Christen in das Ghetto, um Geld zu leihen, so waren sie den Juden willkommen, denn diese gaben keine Darlehen heraus, wenn ihnen nicht hohe Zinsen und dreifache Sicherheit zu teil geworden waren. Aber ungern verfügten sie sich selbst in die Wohnung christlicher Machthaber, weil sie sich dort nicht sicher fühlten. Und nun gar als ärztlicher Ratgeber an das Bett des kranken Papstes gerufen zu werden, war eine sehr gefährliche Sache, die leicht zu einem schlimmen Ende führen konnte!

Und doch hob sich Isaaks Brust mit stolzem Bewußtsein und kühner Hoffnung, als er die Botschaft erhielt. Seit Wochen und Monaten war der Zustand

des Papstes in allen seinen Einzelheiten oft und viel besprochen worden. Die Leibärzte und fremden Gelehrten, welche man zugezogen hatte, wußten keinen Rat mehr, denn sie hatten alle Mittel erschöpft, welche die Heilkunde nach dem damaligen Stande der ärztlichen Wissenschaft ihnen bieten konnte, und es war geradezu räthselhaft, daß die Kräfte des Kranken nicht zunehmen und doch auch nicht soweit herabsinken wollten, um dem Tode das Feld zu räumen.

Der Papst galt als die wichtigste Person in Europa, und von seinem Leben oder Tod hing in jeder Richtung soviel ab, daß es begreiflich war, wenn sein körperliches Befinden mit dem größten Interesse beobachtet wurde. Für die Ärzte war seine Krankheit daher ein Gegenstand fortwährenden Nachdenkens; und Szaak Dem kannte ganz genau alle Symptome und Umstände seines Leidens. Als ein begeisterter Jünger seiner Wissenschaft, hatte er längst seine eignen Ansichten über das Übel, welches das Oberhaupt der Kirche erfaßt hatte, und er glaubte das einzige Mittel zu kennen, welches dem Papste die Gesundheit wiedergeben könne.

Aus diesem Grunde freute er sich der Berufung zu dem Kranken. Er beruhigte mit freudiger Zuversicht sein ängstliches Weib und die herbeieilenden Freunde, dann ging er nicht in Besorgniß, sondern mit der Hoffnung auf einen großen Triumph der Wissenschaft mit seinen Begleitern über die Tiberbrücke nach dem Vatikan.

Innocenz VIII. erwartete den jüdischen Arzt mit begreiflicher Ungebuld. Wer ihn Genesung hoffen ließ, war selbstverständlich für ihn ein Heiland. Da die kostbarsten Reliquien und alle lebenden Wunderthäter der Kirche vergeblich ihre Kunst an ihm versucht hatten, sah er nun in dem vielgenannten jüdischen Heilkünstler seine letzte Zuflucht und war im voraus entschlossen, sich ganz dessen Anordnungen zu fügen. Mit Ärger sahen die Kardinäle diesen gegen alles Herkommen verstößenden Schritt des heiligen Vaters, und mit Meid blickten die meisten Ärzte des Vatikans auf den ungläubigen Kollegen, dessen Ruf unermesslich steigen mußte, wenn es ihm wirklich gelang, dem Papste wieder zur Gesundheit zu verhelfen.

Kaum hatte Szaak den körperlichen Zustand seines erhabenen Patienten untersucht, als er alle seine Vermuthungen bestätigt fand und mit kühnem Mute die Überzeugung aussprach, es gebe nur ein einziges Mittel, um das kostbare Leben zu retten. Dieses Mittel bestehe in der Zuführung von gesundem jugendlichen Menschenblute, welches durch eine Operation direkt in die Adern des entkräfteten Greises geleitet werden müsse.

Dieser Ausspruch machte das größte Aufsehen. Wohl kannte man die Versuche, welche gemacht worden waren, um das Blut von Thieren in die Adern kranker Menschen zu leiten, aber da das Leben eines Thieres in solchem Falle nicht in Betracht kommt, hatte man nicht den geringsten Anstand genommen, dieselben bei solchen Operationen dem Tode zu überliefern. Nun aber wagte

der jüdische Heilkünstler den Vorschlag zu machen, daß ein Menschenleben gewagt werden sollte, um den Versuch zu machen, dem Papste Genesung zu verschaffen. Die verschiedenartigsten Empfindungen bemächtigten sich der Umgebung des Kranken. Bestürzung, Entriistung, ja sogar Abscheu sprach aus allen Mienen.

Vielleicht würde niemand unter andern Umständen etwas Entsetzliches in dem Vorschlage gefunden haben, aber nun wurde derselbe mit Mißtrauen aufgenommen, weil man befürchtete, der Jude habe eine tückische Nebenabsicht und wolle mit seinem Heilmittel zugleich der Kirche in ihrem Oberhaupte einen empfindlichen Schlag versetzen. Denn was sollte Europa, was sollte die ganze Menschheit dazu sagen, wenn das Leben des Papstes gleichsam durch ein Menschenopfer gerettet wurde! War dies nicht eine direkte Verleugnung aller christlichen Gesinnungen? Und selbst wenn die Entziehung des Blutes nicht tödlich war und sich Eltern finden sollten, welche ihre Kinder zu diesem Zwecke gegen reichliche Entschädigung hingaben, die Thatsache, daß der Papst seine Rettung einem Unternehmen verdankte, bei welchem ein Menschenleben in Gefahr kam, wurde dadurch nicht geändert.

Innocenz selbst fühlte dies, aber der Wunsch nach Genesung war zu lebhaft in ihm, um den Vorschlag sofort zurückzuweisen. Um jedoch dem Juden gegenüber wenigstens den Schein seiner Pflicht als erster Hüter der christlichen Gebote zu wahren, fragte er diesen, ob für diejenigen Menschen, durch deren Blut seine gesunkenen Kräfte gehoben werden sollten, eine Lebensgefahr im Spiele sei. Isaak gab darauf die feste Zusicherung, dies sei nicht der Fall, und bei einigermaßen sorgfältigem Verfahren könne er die Garantie übernehmen, daß Seine Heiligkeit wieder hergestellt werde, ohne Schaden für die betreffenden Menschen, deren Blut als Heilmittel dienen werde. Diese Zusicherung beruhigte das letzte Bedenken des Papstes und veranlaßte ihn, den Befehl zu geben, man solle dem gelehrten Isaak Dem in allen Stücken gehorchen, sofort für die Herbeischaffung der nötigen Instrumente sorgen und Umschau halten nach gottergebenen Menschen, die bereit seien, ihr Blut für die Genesung des Hauptes der Kirche zu opfern.

Die Kardinäle verfügten sich mit den übrigen Ärzten in ein andres Gemach, um die Angelegenheit zu beraten. Die verschiedensten Leidenschaften sprachen aus ihren Blicken, Mienen und Worten, und wenn auch keiner wagte, dem ausgesprochenen Wunsche des Papstes sich zu widersetzen, so waren sie doch wie auf Verabredung darin einig, daß der Jude ihren tiefsten Haß und jede erdenkliche Rache verdient habe. Einer der anwesenden Ärzte kannte Jems Familienverhältnisse, und auf eine Bemerkung von seiner Seite, vereinigten sich sämtliche Kardinäle zu einem Plane, der wenigstens dem verhassten Juden als unvergeßlicher Denkmahl dienen und ihm reichlich die Angst und Aufregung heimzahlen sollte, die er ihnen verursacht hatte.

Man begab sich wieder in das Zimmer des Kranken, und unter dem Vorwande, Jsaaks Vorschlag müsse so geheim und rasch wie möglich ausgeführt werden, damit nicht vorher der Unwille des Volkes erzeugt und dadurch ein Hinderniß hervorgerufen werde, ordneten sie an, der Jude solle im Vatikan bleiben, damit die Operation ohne Verzug vollzogen werde. Die nötigen Instrumente sollten für ihn sofort zur Stelle geschafft und für ein Paar gesunde Kinder oder Jünglinge gesorgt werden, welche gegen eine hohe Entschädigung die immerhin lebensgefährliche Entziehung des Blutes mit sich vornehmen lassen wollten.

Der jüdische Arzt war damit zufrieden und begann sofort und mit Eifer alle Vorbereitungen zu dem wichtigen Vornehmen zu treffen. Als wären sie inzwischen mit ihm versöhnt worden, stellten sich die übrigen Ärzte zu seiner Verfügung, ordneten und reinigten die herbeigeschafften Instrumente und gingen ihm in jeder Hinsicht bereitwillig zur Hand.

Endlich trat ein Diener ein und flüsterte dem Juden in das Ohr, daß die beiden Kinder, welche bei der Operation verwendet werden sollten, in einem anstoßenden Gemache seiner harnten.

Noch ganz im Eifer der Anordnungen, legte Jem die Instrumente aus der Hand, wuschte seine Finger mit einem reinen Tuche ab und ging heiteren Mutes auf das Nebengemach zu, um jene Kinder mit einem prüfenden Blicke zu betrachten.

Aber fast wäre er an der Schwelle ohnmächtig vor Schreck zusammengesunken, denn er erblickte in jenem Zimmer, von den Kardinalen, die mit ernstern drohenden Blicken jede seiner Bewegungen beobachteten, umringt, seine eignen beiden Knaben, welche man unter einem Vorwande von der Seite der ängstlichen Mutter aus dem Hause im Ghetto weggeholt und hierher gebracht hatte.

Was sollte Jsaak beginnen? Mit dem ersten Blicke erkannte er die furchtbare Schwierigkeit seiner Lage. Verzweiflungsvoll irrte sein Auge zu den Kardinalen, aber diese wußten von der Angst des Vaters ebensowenig, wie von dem stillen Glücke, welches der Frieden des Hauses gewährt. Sie hatten längst die Gefühle verleugnet, welche die Natur als die heiligsten anerkennt und überdies sahen sie in Jem ein Glied des verhassten Volkes, welches einst den Tod des Stifters ihrer Religion bewirkt und an dessen Fersen sich seitdem der Fluch geheftet hatte.

Einen Augenblick lang glaubte der Arzt einen Ausweg finden zu können und er stieß rasch die Worte hervor:

„Wie sollte ich im Stande sein, an meinen eignen Kindern eine so gefährliche Operation vorzunehmen? Das ist vollständig unmöglich.“

Aber der Cardinal Orsini, der ein großer Judenfeind war, entgegnete heftig: „Und doch wolltest du es wagen, Christen Kinder dieser Gefahr auszusetzen? Du selbst hast den Vorschlag gemacht, welchen wir alle mißbilligen, trage nun auch die Folgen deiner Kühnheit. Nur auf diese Weise ist dir die

Möglichkeit gegeben, das Verderben von dir und den Deinigen abzuhalten. Du hast keine Wahl mehr. Deinen eignen Kindern gegenüber wirst du alle Vorsicht anwenden, um ihr Leben zu schonen, und es kann weder für dich noch für den heiligen Vater und seine Umgebung Unheil aus dieser Operation entstehen. Suche also keine Ausflüchte und gehe rasch ans Werk, wenn du nicht willst, daß die ganze Strenge des Gesetzes dich und die Deinigen treffe. Du weißt, daß man mit deinesgleichen wenig Umstände macht."

Beim Anhören dieser schrecklichen Worte blickte Szaaf noch einmal wie in Verzweiflung um sich. Er rang vergeblich die Hände und mühte sein Gehirn ab, um einen Ausweg zu entdecken. Was half es ihm, daß er sein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet hatte und seiner Tugenden wegen unter seinem Volke hoch geachtet war? Hilflos stand er hier, und keine Macht der Erde konnte ihn aus dieser entsetzlichen Lage reißen. Endlich faßte er einen männlichen, wenn auch grauerregenden Entschluß. Er eilte auf seine beiden Knaben zu, preßte abwechselnd ihre geliebten Häupter an seine Brust und bedeckte ihre erstaunten Gesichter mit zärtlichen Küssen.

"Habt Mut", flüsterte er ihnen zu, "und haltet standhaft aus, was jetzt mit euch geschehen soll. Jehovah kann uns in dieser Stunde seine Hilfe nicht entziehen. Sie haben euch hierher gebracht, damit meine Hand zittern und ich das Werk nicht richtig vollbringen könne, aber sie sollen sich täuschen, und die Wissenschaft wird heute durch mich einen großen Triumph feiern."

Dann wendete er sich zu den Kardinälen und sagte mit fester Stimme und in fast feierlichem Tone:

"Ich bin bereit: die Operation kann beginnen."

Die Thür wurde geöffnet, und an jeder Hand einen seiner Knaben führend, trat Jem geisterbleich, aber gefaßten Herzens in das Krankenzimmer des Papstes, wo die andern Ärzte seiner harreten. Die Kardinäle blieben im Seitenzimmer und warteten gespannt auf den Erfolg.

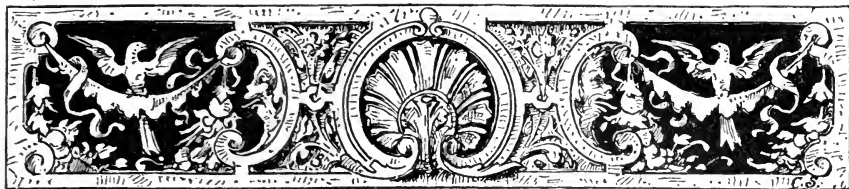
Mit der geübten Hand des erfahrenen Meisters vollführte Jem die Operation, und alles ging glücklich von statten. Die Wirkung war unverkennbar, und mit Ingrimme bemerkten die christlichen Ärzte, daß der Erfolg des Juden ihre Kunst in Schatten stellte. Jem hatte keinem seiner Knaben viel Blut entziehen wollen und daher von jedem derselben etwas genommen. Alles war über Erwarten geglückt, und die Brust des jüdischen Gelehrten hob sich bereits in frohem Selbstbewußtsein. Aber nachdem die Überführung des Blutes geschehen war, kam es vor allen Dingen darauf an, bei jedem der Knaben so rasch als möglich den Verband anzulegen, denn wenn auch nur ein kleinster Teil von atmosphärischer Luft in die Adern gelangte, entstand höchste Lebensgefahr. Niemand, selbst Jem nicht, hatte von diesem gefährlichen Umstände genaue Kenntniß, denn noch war die ganze Operation eine Neuerung, und die Erfahrung fehlte nach allen Richtungen hin.

Für den Patienten war die Operation offenbar von entscheidendem Erfolg gewesen, und im ersten Augenblicke schienen auch die beiden Knaben ungefährdet, aber nach kurzer Zeit stellten sich schlimme Symptome und krampfhaftige Anfälle ein, so daß die Kinder rasch in ein andres Gemach gebracht werden mußten, wo der unglückliche Vater ihnen folgte, um alle Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden.

Während nun der greise Papst unter der Obhut der übrigen Ärzte in einen heilsamen Schlummer versiel, verschlimmerte sich der schreckliche Zustand der beiden hingeopferten Judenknaben so rasch, daß kaum nach einer Stunde der unselige Vater zwei Leichen vor sich sah.

Da schlug der Dämon des Wahnsinns seine furchtbaren Krallen ihm in das verwüstete Gehirn. Wie hätte er daran denken können, die lieblichen einzigen Kinder, welche noch vor kaum zwei Stunden blühend und fröhlich bei der Mutter gewiegt hatten, dieser als Leichen zurückzubringen! Wie konnte er der armen Mutter überhaupt jemals wieder vor die Augen treten? Wähnte er doch, daß sie diesen Schlag nicht überleben werde, und wie hätte er nun auch noch ihren Tod ertragen sollen! Seine Gedanken verwirrten sich; ihm war, als müsse er fliehen, wandern, unaufhörlich wandern, um dem Fluche zu entgehen, welcher auf ihm und seinem Volke lastete. Immer wieder fielen seine irren Blicke auf die blassen Züge seiner getöteten Kinder. Sterben wäre ihm wie eine Erlösung erschienen, aber im Wahnsinn glaubte er nun, der Tod fliehe vor ihm, weil er ihm seine beste Beute entrißen habe und hinfort werde er alles um sich her sterben sehen, nur er selbst müsse leben, um ruhelos zu wandern bis an das Ende der Welt. —

So verließ Dem den Vatikan und als er unten auf dem Platze vor der Peterskirche anlangte und das Gewühl der aufgeregten Menschen sah, von denen viele wissen wollten, wie es mit dem Papste stehe, steigerte sich die Verwirrung seiner Gedanken, und er glaubte sich von schlimmen Dämonen gejagt. Keine Macht der Welt würde ihn wieder nach dem Ghetto zurückgebracht haben. Einen Augenblick versteckte er sich und lauerte, bis er sah, daß dunkle Gestalten eine verhüllte Bahre aus dem päpstlichen Palaste brachten. Mit zuckendem Herzen folgte er ihnen und da er erkannte, daß sie den Weg nach dem Ghetto nahmen, packte ihn aufs neue der Wahnsinn, und wie von grimmigen Mächten des Sturmes gepeitscht, eilte er hinaus vor die Stadt und weiter, immer weiter, ohne zu wissen, wohin.



Sechstes Kapitel.

Das Athen Italiens.

Tief im Gebirge, an den Abhängen der Apenninen, mehrere Meilen von Florenz entfernt, befand sich ein Kastell, welches gleich den meisten befestigten Landsitzen so umfangreich und ausgedehnt war, daß ein kleines Heer darin Platz finden konnte. Diese Besitzungen gehörten durchgängig dem vornehmsten Adel oder den großen Patrizierfamilien des Landes, und wenn sie zu einem zeitweiligen Aufenthalte gewählt wurden, boten sie allerdings auch das Bild eines Heerlagers, weil diese Familien und jeder ihrer Angehörigen sich fortwährend mit bewaffneter Macht umgeben mußten, um den Gefahren zu entgehen, welche bei den ewigen Feindseligkeiten auf Weg und Steg lauerten. Da konnte es geschehen, daß irgend ein Gegner nur auf den Augenblick wartete, wo er die Gemahlin oder eines der Kinder seines Feindes in seine Gewalt bekam, um dann die Gewährung aller Forderungen oder ein hohes Lösegeld zu erpressen, oder vielleicht auch seine persönliche Rache grausam zu fühlen.

Zahrelang war das Kastell Buenfidardo unbewohnt gewesen und nur durch den Kastellan und seine Familie einigermaßen in Ordnung gehalten worden; da endlich ließ der jetzige Besitzer, Wilhelm Pazzi, der es geerbt hatte, dasselbe wohnlich herrichten, um sich mit seiner Familie dahin zurückzuziehen. Ungern und mit schwerem Herzen hatte er den Entschluß gefaßt, die trauliche Villa nahe bei Florenz auf ungewisse Zeit zu verlassen, aber die Umstände ließen es ratsam erscheinen; denn der immer höher steigende Stern Lorenzos von Medici brachte mancherlei Gefahren für die ihm nahestehenden Menschen. Seit der Heirat seiner Tochter Magdalena mit dem Prinzen Cybo war ein tiefes Zerwürfniß zwischen dem Hause Medici und dem letzten der Pazzi entstanden. Magdalena hatte ihre Neigung für Peter Pazzi nicht nur den Eltern gegenüber eingestanden, sondern auch ihrem jungen Gatten offen erklärt, daß sie ihn nur nach dem Willen ihrer Eltern geheiratet habe, während ihr Herz dem Jugendfreunde gehöre. Durch diese Unvorsichtigkeit hatte sie den Bruch zwischen den beiden Familien herbeigeführt, und die besorgte Blanca Pazzi bestand endlich darauf, mit ihrer ganzen Familie Florenz zu verlassen, bis sich die Zukunft ihrer Kinder

endgültig gestaltet habe, so daß die Familie Medici nicht mehr befürchten könne, die Anwesenheit Peters werde die junge Ehe Magdalenas stören.

Das friedliche Familienleben wurde auf Buenafarado ungestört fortgesetzt. Die Einsamkeit des Aufenthaltes brachte einen noch engeren Anschluß hervor. Im Gegensatz zu den meisten andern Grundbesitzern, welche nichts weiter im Auge hatten als ihren augenblicklichen Vorteil und welche ihre Unterthanen daher möglichst drückten und auszugaugten, verfolgte Wilhelm Pazzi den Zweck, überall Verbesserungen einzuführen und das Los seiner Untergebenen möglichst zu heben. Sein Beispiel rüttelte die umwohnenden Landleute aus ihrer gewohnten Trägheit auf, und schon nach einigen Jahren konnte man das Besitztum für eine wahre Musterwirtschaft halten, so trefflich gedieh alles durch den Einfluß des Rates und der Fürsorge des wohlwollenden Besitzers. Da wurden Sümpfe ausgetrocknet, Wasserleitungen angelegt, die Felder, die Baumpflanzungen, die Wälder fanden sorgfältige Pflege und brachten weit größeren Ertrag, als dies in früherer Zeit der Fall gewesen war. Der Viehzucht wurde größere Aufmerksamkeit geschenkt, und bald zeigten sich nach allen Seiten hin die lohnenden Folgen dieser ausdauernden Bestrebungen. Aber nicht nur der Herr dieses Besitztums, sondern auch seine Frau erschien als guter Genius für die Bewohner der Umgegend. Sie nahm sich der Frauen und Mädchen an, ordnete den Unterricht für die Kinder und sorgte für Beschäftigung der verwahrlosten älteren Frauen. Sie gab Almosen, wo es durchaus nötig war, aber sie suchte mit Eifer dahin zu wirken, daß sich die Leute aus eigener Kraft empor arbeiteten und selbst Hilfe schafften. Anfangs war dies keine leichte Aufgabe. Das niedere Volk war in schlaffe Gleichgültigkeit und gedankenlose Trägheit versunken, so daß selbst die besten Absichten auf Widerseßlichkeiten stießen. Aber Blanca ließ sich nicht abschrecken und blieb mit unermüdlicher Strenge bei der Durchführung ihrer guten Vorsätze, bis zuletzt die edleren Keime doch Wurzel faßten und das Volk selbst die heilsame Wirkung empfand.

Im ganzen geschah es selten, daß fremde Wanderer in diese glückliche Abgeschlossenheit gelangten. Zuweilen durchstreifte ein Maler die Gegend, was zu geschehen pflegte, wenn solche Künstler neue Motive aus der Natur oder dem Volksleben schöpfen wollten. Dies war wieder eines Tages der Fall. Ein junger Künstler war mit sehr geringer Barschaft und den notwendigsten Malgerätschaften ausgezogen, um auf gut Glück im Gebirge umher zu streifen und zu erwarten, welche Eindrücke sein günstiges Geschick ihm zuführen werde. Bisher war die Ausbeute gering gewesen, denn sein eigentliches Feld war nicht die Landschaftsmalerei, obgleich er auch diese Richtung seiner Kunst so weit betrieb, als es ihm für seinen eigentlichen Beruf nützlich erschien. Was er suchte, waren Motive aus dem Volksleben, die er teils zu lieblichen Darstellungen, teils auch zu Szenen aus dem Leben einfacher Menschen verwendete. Wohl hatte er hier und da einen charakteristischen Kopf oder eine anmutige Gestalt

gezeichnet, aber es fehlte ihm doch noch an einigen recht anziehenden und überraschenden Erscheinungen, die sein künstlerisches Gemüt begeistern konnten.

Da wurde er plötzlich eines Abends durch den Anblick einer lieblichen Gruppe wunderbar ergriffen und sofort in seinen Empfindungen mächtig angeregt. Die Lage des Kastells Buenafarido hatte ihn angezogen und er war bis in die Nähe desselben vorgedrungen, als er am Eingange des kleinen nahegelegenen Dörfchens ein junges Mädchen sitzen sah, welches ein Kind im Arme hielt, während ein kleiner Knabe sich an ihr Knie lehnte und aufmerksam in ihr Gesicht sah. Die Kleidung des jungen Mädchens ließ schwer auf ihren Stand schließen, obgleich man sofort an den Gewändern, sowie an ihrer Haltung erkennen konnte, daß sie nicht von Dorfbewohnern abstammte. Sie war einfach in ein blaues Gewand gekleidet, aus welchem unten ein hellerer Rock hervorblickte. Am Halse hatte das Kleid einen viereckigen Ausschnitt und war an der schön gewölbten jugendlichen Brust mit zierlichen Stickereien geschmückt. Der schlanke Nacken trug ein reizendes Köpfchen, das durch einen Schleier, der gleichfalls mit einer Randstickerei verziert war, vor den Sonnenstrahlen geschützt wurde. Einfach geschleift umrahmte das dunkelbraune Haar ein Gesicht von so unbeschreiblich lieblichem Ausdrucke, daß der bewundernde Maler sich daran gar nicht satt sehen konnte. Sie hatte den Kopf etwas gegen das Kind auf ihrem Arme geneigt, ihre großen braunen Augen blickten mit rührender Theilnahme auf das halbnaakte Geschöpfchen, und ihre reizenden Lippen waren etwas geöffnet, da sie offenbar Worte der Beruhigung flüsterte. Der Knabe, der an ihrer Seite stand, mochte vier oder fünf Jahre alt sein und war ebenfalls nur dürftig mit einem Hemdchen bekleidet. Er blickte bald auf das junge Weib, bald auf das Kind, welches gleichfalls in das Gesicht der Frauengestalt sah. Es war eine überaus liebliche Gruppe. Wenngleich zweifelhaft blieb, ob die Kinder in näherer Beziehung zu der jugendlichen weiblichen Erscheinung mit dem kindlichen Gesichtsausdrucke standen, so war doch der liebevolle Ernst in den Zügen dieser letzteren so rührend und teilnahmsvoll, daß der Maler sich gleichsam vor einem anziehenden Rätsel befand.

Längere Zeit hatte der junge Mann unbeweglich gestanden und die Gruppe betrachtet. Man sagt, der menschliche Blick besitze magnetische Kraft, und so mochte es kommen, daß das Mädchen plötzlich unwillkürlich die schönen Augen erhob und sie gerade auf das Gesicht des jungen Mannes richtete, der unfern in sinnender Bewunderung stand. Sie errötete leicht, aber sie verharrte, ohne ihre Stellung zu ändern. Der Ausdruck ihres Gesichtes und ihre ganze Haltung nahmen jedoch etwas so Hoheitsvolles an, daß sie aufs neue dem entzückten Künstler wie eine Erscheinung aus höheren Welten vorkam.

Er war eben im Begriffe, die Verlegenheit der Situation mit einer höflichen Anrede zu beendigen, als er durch das Hinzutreten einer Frau im mittleren Lebensalter daran verhindert wurde. Letztere trat aus einem nahe gelegenen

ärnlichen Bauernhäuschen und ging gerade auf das junge Mädchen mit den Kindern zu. Das geübte Auge des Malers erkannte sofort, daß er hier Mutter und Tochter vor sich habe, erstere, das Bild reif entwickelter Frauenschönheit, noch ohne jede Spur des Verblühens, und letztere, die eben aufblühende Knospe, welche mädchenhafte Schüchternheit mit allen Reizen ihrer Jahre verband. Die ältere Dame zeigte eine kummervolle Miene und sagte, indem sie auf die jüngere zutrat:

„Die arme Marianna wird sich kaum wieder erholen. Ich habe ihr gegeben, was ich bei mir hatte und ihr Trost zugesprochen, soviel ich vermochte. Bleibe noch eine Weile bei den Kindern; ich werde sofort jemand vom Kastell senden, um die Kranke zu pflegen und die Kinder in Bewachung zu nehmen.“

Nachdem sie dies in bewegtem Eifer gesagt hatte, blickte sie auf und gewahrte den jungen Maler. Sie sah ihn überrascht und fragend an, mit einer Miene, in welcher sich die Würde der vornehmen Dame mit dem Wohlwollen eines edlen Herzens mischte.

Der junge Mann trat einige Schritte näher, zog das Barett, grüßte sehr höflich und redete die ältere Dame mit den Worten an:

„Verzeihet, Madonna, wenn ich so kühn bin, das Wort an Euch zu richten. Ich bedaure, Euer idyllisches Leben hier durch mein plötzliches Erscheinen an dieser Stelle zu stören. Ihr sehet in mir einen Künstler, der die Umgegend durchstreift, um einmal etwas andres von der Natur kennen zu lernen, als was früher der Aufenthalt auf dem kleinen Schlosse meines Vaters und zuletzt die nähere Umgebung von Florenz geboten hat.“

Auf diese Worte blickten die beiden Frauen den Künstler etwas aufmerksamer an, und da seine regelmäßigen Züge und der edle Ausdruck derselben sehr für ihn einnahmen, antwortete die ältere Frau in freundlichem Tone:

„Ihr kommt aus Florenz?“ fragte sie, und man konnte ihrer Stimme anmerken, daß auch dieser Umstand bei ihr das Interesse für den jungen Mann rege machte.

„Allerdings“, entgegnete der Künstler, „komme ich aus dem schönen Florenz, wo ich schon seit mehreren Jahren dem Studium der edlen Malerkunst mich gewidmet habe.“

„Mich wundert alsdann“, erwiderte die stattliche Frau, „daß ich niemals Eure Züge gesehen habe. Vielleicht darf ich auch einiges Befremden darüber äußern, daß mein Gesicht und das meiner Tochter Euch ganz unbekannt sind. Zwar ließe sich dies begreiflich finden, denn wir haben etwas zurückgezogen gelebt und sind nun schon längere Zeit ganz von der lieben Vaterstadt entfernt.“

„Nicht doch, Madonna“, erwiderte mit Bescheidenheit der Künstler, „die Ursache liegt ganz einfach in meinem eignen Unwert und in dem Umstande, daß ich mich bis jetzt noch in keiner Weise hervorgethan habe. Zwar darf ich behaupten, daß ich im Atelier meines Lehrers, des großen Meisters Verrocchio, kein

Stubenhocker gewesen bin und mich auch sonst mit meinen Freunden tüchtig umhergetummelt habe, aber die Gesellschaft edler Frauen habe ich bisher noch wenig aufgesucht, und wie sollte ein unberühmter Mensch, gleich mir, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Mein Name ist Leonardo da Vinci, ich bin eines kleinen Edelmanns unbemittelter Sohn, dessen Besitzum jenen Namen trägt. Ich habe mich dem Studium aller schönen und nützlichen Künste ergeben. Nebenbei habe ich mich aber auch der Übung in ritterlichen Spielen beflissen und daher noch immer nicht genug Zeit auf meinen eigentlichen Beruf als Maler verwendet.“

„Irrt ich nicht“, entgegnete die schöne Frau hierauf, „so hat mein Sohn mir von Euch erzählt. Ihr sehet nämlich die Gemahlin Wilhelm Pazzis, Blanca von Medici, vor Euch, und dies ist meine Tochter Maria; aber ich muß eilen, denn es handelt sich um die Sorge für eine schwer erkrankte Frau, die hier in der ärmlichen Behausung liegt. Wollt Ihr mich nach dem Kastell begleiten und dort unser Gast sein, so wird es mich freuen, denn in unsrer Abgeschiedenheit ist ein junger Künstler wie Ihr eine erwünschte Gesellschaft, und Euer Aussehen empfiehlt Euch. Mein Sohn wird sich gewiß freuen, mit Euch einige Tage die Gegend zu durchstreifen.“

„Wie soll ich für Eure Güte mich dankbar erzeigen, edle Frau“, entgegnete der Maler, „und wie mich der Ehre würdig machen, der Gast eines so hoch angesehenen Hauses zu sein? Aber ich nehme Euer Anerbieten freudig an, nur möchte ich eine herzliche Bitte daran knüpfen. Ich vernahm vorhin, daß Ihr dem Fräulein den Auftrag erteiltet, bei den Kindern hier zu verweilen, bis Ihr jemand vom Kastell gesendet hättet. Nun müßt Ihr wissen, daß wir Künstler mit dem Genius, dem wir dienen, in einem eigentümlichen Verhältnisse stehen. Dieser Genius kommt nämlich oft ganz plötzlich und unerwartet, um uns zu seinem Dienste aufzufordern, und das sind kostbare Augenblicke, die man nicht unbenützt verstreichen lassen darf. Wollt Ihr mir gestatten, hier in der Nähe des Fräuleins zu verweilen, bis sie diesen Ort verläßt, damit ich sie genau so, wie sie zuerst meinen Blicken erschien, zeichnen kann? Mich dünkt, daß ich niemals ein reineres und erhabeneres Bild edler Jungfräulichkeit erblickt habe, und wer weiß, ob ich es jemals wieder in dieser Vollkommenheit sehen werde. Überzeugt Euch selbst, edle Frau, wie Eure Tochter das hübsche Kind im Arme hält und der krausköpfige Knabe an ihrer Seite unsern Worten lauscht, ohne doch wahrscheinlich deren Sinn zu verstehen; ist es nicht eine wunderbare Gruppe, wie sie ein Maler nicht besser zum Vorbild der jungfräulichen Mutter unsres Herrn in Gesellschaft des Knaben Johannes wünschen kann? Ihr dürft mir die Bitte nicht abschlagen, denn ich fühle klar und deutlich, daß eine heilige Begeisterung meine Seele ergriffen hat, wie ich sie nie zuvor empfunden habe.“

Die beiden Frauen waren überrascht. Maria erröthete tief und senkte schamboll das reizende Gesicht etwas tiefer, aber die Mutter konnte dem jungen Künstler nicht unrecht geben und sie fühlte sich in ihrem Kinde geschmeichelt.

Dennoch zögerte sie eine Weile und überlegte, ob es nicht sündhaft sei, des jungen Künstlers Begehren zu erfüllen. Dieser ahnte, was in der Seele der bescheidenen Frau vorging und sagte:

„Ihr stammt aus dem Hause Medici und solltet bezweifeln können, daß die wahre Kunst heilig ist? Muß ich Euch an das liebliche Bild von Alessandro Botticelli erinnern, auf welchem Eure beiden Brüder der heiligen Jungfrau das Buch vorhalten, in welches sie sich einzeichnet? Gilt es nicht seit Jahren in den höheren Kreisen in Florenz als eine Auszeichnung, wenn ein berühmter Maler die Züge einer Dame durch seinen Pinsel der Vergänglichkeit entzieht? Noch bin ich zwar kein berühmter Mann, aber da eine so reine Begeisterung mich entflammt, fühle ich mich zu den höchsten Zielen der Kunst berufen.“

Blanca hatte nicht viel Zeit zur Überlegung. Wer konnte in der Einsamkeit von Kastell Buenafidardo erwarten, daß gefeierte Maler dort eintreffen würden? Zimmerhin war es eine Huldigung so zart sinniger und frommer Art, daß Frau Blanca keinen Grund finden konnte, sie zurückzuweisen. Zwar versuchte sie noch eine halbgestammelte Einwendung, aber sie fühlte selbst die Haltlosigkeit derselben und endlich nickte sie freundlich Gewährung, während sie sich eilig auf den Weg zum Kastell machte.

Ein beengendes Gefühl erfaßte den sonst so gewandt und sicher auftretenden Maler, als er sich nun mit dem jungen Mädchen allein befand. Die beiden Kinder schmiegt sich recht innig an ihre Beschützerin, von welcher sie schon seit frühester Zeit freundliche Worte und kleine Geschenke zu erhalten gewohnt waren.

Die Leute im Dorfe befanden sich augenblicklich fast sämtlich in den Häusern oder auf dem Felde, wo sie beschäftigt waren, und niemand störte das trauliche Beisammensein. Leonardo hatte sich aus Holzstücken einen Sitz zurecht gemacht, eine Mappe geöffnet und begab sich nun daran, mit Kreide das liebliche Bild vor ihm auf das Papier zu bringen. Die beiden Kinder sahen schweigend und erstaunt nach ihm hin, aber sie hielten in ihrer scheuen Bewunderung ganz still und gaben ihm damit die beste Gelegenheit, die Umriffe der Zeichnung rasch zu entwerfen. Maria saß in stummer Verwirrung und wartete, bis der Maler ein Gespräch beginnen werde. Dieser benutzte die ersten kostbaren Minuten ganz für seine Arbeit, und erst als er die Skizze fertig hatte, fühlte er den Wunsch, sich mit Maria zu unterhalten.

„Welche herrliche Erscheinung ist Eure Mutter“, sagte er, „wie hoheitsvoll die Gestalt, wie rein und sanft die Linien ihrer Züge und wie anmutsvoll jede ihrer Bewegungen! In der That, ich hätte auf den ersten Blick sehen sollen, daß sie eine Florentinerin und zwar aus einem großen Hause sein mußte.“

„Sind denn nur die Florentinerinnen schön?“ erwiderte Maria, „und muß man aus einem vornehmen Geschlechte abstammen, um eine dem Auge wohlgefällige Erscheinung zu besitzen?“

„Nicht das ist's“, versetzte lächelnd der Maler, „aber es ist doch ein Unterschied, ob der angeborne Vorzug schöner Züge und edler Formen durch geläuterte Bildung erhöht und durchgeistigt wird.“

„Und dennoch“, entgegnete Maria, „waren die höchsten Vorbilder unsrer Religion, die uns an Tugend und frommem Sinn weit voranleuchten, blutarme Menschen. Die heilige Jungfrau selbst war dürftigen Standes, und trotzdem muß ich mich hochgeehrt fühlen, daß Ihr meine unbedeutende Erscheinung mit ihrer Glorie umgeben wollt.“

„Gewiß denken wir uns stets die heiligen und erhabenen Personen auch in der äußeren Erscheinung lieblich und wohlgefällig“, erwiderte Leonardo, „und es kommt auch oft genug vor, daß Menschen niederen Standes eine unvergleichliche natürliche Anmut und Liebenswürdigkeit in ihrem Äußern zur Schau tragen. Meistens gilt uns die körperliche Schönheit als Symbol edler Geistesgaben, und wir Künstler streben danach, in unsern Bildern erhabene und liebliche Eigenschaften des Gemütes durch Mienen, Blick und Haltung auszudrücken. Darum lehrt uns die Kirche auch, daß die heilige Jungfrau zur Königin des Himmels erhoben wurde, denn wohl ist die Schönheit das Kennzeichen innerer Vortrefflichkeit und nicht das ausschließliche Vorrecht von im Range höher stehenden Menschen.“

„Ich glaube doch, Euch so verstanden zu haben“, meinte Maria in lieblicher Verwirrung.

„Gerade in dieser Sache möchte ich nicht von Euch mißverstanden werden“, entgegnete Leonardo, „denn die Meinung über Menschenwert scheint mir eine der wichtigsten Fragen zu sein, die es überhaupt gibt. Wohl beschenkt die Natur Menschen jeder Art mit körperlichen und geistigen Gaben, und unser gesegnetes Italien besitzt zahlreiche Beispiele, daß auch im geringen Volke Schönheit und Talent zu finden sind. Aber zu diesen Gaben der Natur muß sich dann die Gelegenheit zur maßvollen und glücklichen Entwicklung derselben gesellen und diese findet sich unstreitig viel häufiger in den höheren Ständen, wo die körperliche Ausbildung von Jugend an mehr gehütet und gepflegt und die geistigen Vorzüge durch Beispiel und Lehre sorgfältiger ausgebildet werden. Darum meinte ich, daß eine so durchaus glücklich entfaltete Schönheit und ein so anmutsvolles Wesen, wie das Eurer edlen Mutter, nicht nur auf reiche natürliche Begabung deute, sondern auch die glücklichsten Umstände zu seiner Entwicklung voraussetzen lasse.“

Maria hatte aufmerksam zugehört. Nun aber wurde das Kind auf ihrem Arme etwas unruhig, und auch der Knabe an der Seite verlor die Geduld. Sie bat daher den Maler, ihr zu erlauben, daß sie die beiden Kinder sich ein wenig selbst überlasse, sie könne dieselben ja später wieder ganz in derselben Weise zu sich nehmen, da sie dann wohl längere Zeit wieder bei ihr aushalten würden, wenn man ihnen jetzt einmal etwas Freiheit lasse.

Der Maler willigte ein und sagte scherzend: „Geht es uns großen Kindern nicht im gewissen Sinne ebenso? Wir wollen auch von Zeit zu Zeit einmal den Fesseln entfliehen, welche die Sitte und Wohlständigkeit so eng gezogen haben. Aber“, unterbrach er sich plötzlich, „verzeiht, edles Fräulein, daß ich solche Worte an Euch richte, an Euch, deren ganzes Wesen gewiß so harmonisch entwickelt ist, daß solche Gelüste Euch gänzlich fremd sind. Bei uns Männern kommt es oft vor, daß wir gern einmal alle Schranken überspringen und unsern tollen Launen folgen, aber das sind nicht die Schlimmsten, die dann wieder das rechte Maß zu finden wissen.“

Während er dies sagte, hatte Maria den beiden Kindern die Freiheit gegeben; sie hatte das kleinste Kind auf den Boden gesetzt, damit der ältere Knabe mit ihm spiele. Maria setzte dann die Unterhaltung fort, indem sie feinsinnig über die letzten Bemerkungen des Künstlers mit Stillschweigen hinwegging und vielmehr an das frühere Gespräch anknüpfte.

„Eure Bemerkung von vorhin“, sagte sie, „hat mir sehr gefallen, aber gerade bei den Künstlern findet man die seltsamsten Ausnahmen von der Regel. Da hilft alle Erziehung, alle Lehre und alle Sorgfalt der Bildung nichts, wenn nicht wirklich der göttliche Funke vorhanden ist.“

Leonardos Auge leuchtete auf, als er diese Worte aus dem schönen Munde vernahm. „Der Künstler“, sagte er darauf, „ist nur das Gefäß, das Werkzeug für das, was Ihr ganz richtig den göttlichen Funken nennt. Aber auch er bedarf der Pflege, bedarf der günstigen Umstände, um seines Berufes würdig zu werden, damit der Funke zur leuchtenden Flamme werde. Allerdings trifft häufig auch das Gegenteil von demjenigen ein, was ich vorhin sagte, denn der Funke des Genius wird gar oft durch Entbehrungen und Leiden höher entfacht, als durch glückliche Lebensumstände. Man sagt sogar, es sei meistens ein recht großes inneres Leid notwendig, um die künstlerische Kraft zur vollen Entfaltung zu bringen.“

„Das wäre hart“, erwiderte Maria, und indem sie den jungen Maler forschend anblickte, setzte sie hinzu: „Dann müßte man sich scheuen, mit Künstlern zu verkehren, denn entweder wäre zu befürchten, sie von der Höhe, für die sie bestimmt sind, zurückzuhalten, indem man sich bemüht, ihr Glück zu befördern, oder man müßte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, sie im Interesse der Kunst leiden zu sehen. — Eine schlimme Wahl!“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Wir Menschen müssen uns in allen Lebenslagen bescheiden“, entgegnete der Maler, „denn wir sind mehr oder weniger doch nur die Mittel zu den Zwecken der Vorsehung. Wenn Euer Oheim Lorenzo Bedenken getragen hätte, den künstlerischen Genius zu fördern, wo er ihn fand, wäre manches herrliche Werk in Florenz ungeschaffen geblieben. Aber sein umfassender Geist dient unsrer aufstrebenden Zeit nach allen Richtungen hin, sei es auf dem Gebiete der Politik, oder der Kunst und Wissenschaft, ohne dabei zu fragen, ob auch

alle Keime, die er weckt und pflegt, wirklich gedeihliche Entwicklung zeigen. Fragt denn die Natur, ob Tausende von Keimen zu Grunde gehen? In unsrer Brust liegt das Wollen, das Vollbringen liegt in Gottes Hand."

Maria hatte mit Interesse zugehört und freute sich über die ernstesten Worte des jungen Mannes.

Sie wendete darauf den Kopf, denn es ließen sich Schritte von der Seite des Kastells vernehmen, und wirklich erschien eine ältliche Dienerin in einfacher dunkler Tracht, die ein Körbchen am Arme trug und geschäftig sich der Gruppe näherte.

„Bist du da, Nona?“ rief Maria ihr zu, indem sie sich erhob und der Alten einige Schritte entgegen ging. Diese erwiderte eifrig, daß sie in dem Körbchen allerlei Herztärkung für die Kranke mitgebracht habe, um diese zu laben und ihr Vinderung zu verschaffen. Sie wendete sich dann an Leonardo in der Weise gesprächiger Frauen und sagte zu ihm: „Ja, mein Herr, das ist ein trauriger Fall mit der armen Marianna, die seit vier Wochen ihren Mann verloren hat. Wie es gekommen ist, daß er mit einigen schlimmen Gefellen aus dem jenseitigen Dorfe in Streit geriet, weiß niemand, aber sie fanden ihn mit einem Messerstiche in der Brust wenige Schritte von der Grenze. Das arme Weib wurde schwer krank aus Schrecken und Jammer. Man hat den Beppo begraben, und unser Herr wollte die Sache untersuchen lassen, aber da drüben auf der andern Seite der Grenze gibt es keine Gerechtigkeit, und so wird niemals jemand den Zusammenhang erfahren, und die Mörder werden ungestraft bleiben. Ein Glück noch für das arme Weib, daß unsre Herrschaft sich ihrer annimmt, denn lebte sie nicht hier im Schutze von Kastell Buenafidardo, so könnte sie betteln gehen mit ihren beiden Kindern und im Elend verkommen, wie es anderwärts so häufig geschieht. Ziehen doch genug arme Leute im Lande umher, die nichts weiter haben, als die paar Lumpen, die ihnen mitleidige Menschen schenken, und die geringen Nahrungsmittel, die sie in den Wäldern finden oder in den Dörfern erbetteln. Marianna wäre längst tot und die Kinder gänzlich verlassen, hätte unsre gnädige Herrschaft nicht sich so mitleidig ihrer angenommen.“

„Still, still, Nona“, fiel ihr Maria ins Wort, „wozu die vielen Reden. Laß uns hineingehen und nach der armen Frau sehen, der Herr wartet wohl so lange hier.“

Mit diesen Worten nahm sie das kleine Kind wieder auf den Arm und den Jungen an die Hand, worauf sie in Begleitung der Dienerin in das ärmliche Bauernhaus ging.

Leonardo war es nun mit einemmal, als sei die Sonne aus der Gegend verschwunden, und doch strahlte ihr Licht so hell als vorher. Es beschlich ihn ein ängstliches Gefühl und doch wieder umflutete ihn eine gehobene Stimmung, wie er sie nie vorher gekannt hatte. Es war über ihn gekommen wie eine

heilige Erleuchtung, als habe die gnadenreiche Jungfrau, deren Bild er nun erst rein und schön im Herzen trug, zu ihm sich hinabgeneigt und in ihrer ganzen gnadenvollen Milde sich seiner Seele geoffenbart.

Und dies Gefühl kam in seiner Wunderkraft stärker wieder, als sich die niedere Thür der Hütte öffnete, und Marias zarte Gestalt heraustrat. Ihr unschuldsvolles Gesicht zeigte einen ernstern Ausdruck, es lag wie göttliches Mitleid, wie engelgleiches Erbarmen in ihren reizenden Zügen, und obgleich Leonardo viele liebliche, entzückend schöne und gefeierte Frauen gesehen hatte, war ihm doch nie der Begriff des wahren Liebreizes so in der Seele aufgegangen, wie in diesem Augenblicke.

Mit rührender Schüchternheit lud sie den Künstler ein, sie nun auf dem Wege nach Buenafardo zu begleiten, und er willigte freudig ein. Es war Leonardo, als wandle er im Traume, wie er an ihrer Seite zwischen dichten Hecken und unter sanft grünen Olivenbäumen den Weg zum Kastell hinaufschritt. Anfangs war Maria ernst gestimmt, und das Gespräch drehte sich um das viele Unglück, welches auf Erden die Menschen verfolge. Aber in der Seele des Künstlers war nicht viel Raum für solche trübe Gedanken und sein lebensfroher Sinn gab der Unterhaltung bald eine trostreichere und endlich eine heitere Wendung. Glück wie Unglück, meinte er, seien nur Stufen auf der unendlichen Leiter des Menschenschicksals, und ohne den Blick kalt abzuwenden, dürfe man doch auch nicht allzu weichmütig sein und nicht im fremden Leide das eigne Glück übersehen. Jugend, Gesundheit, frisches Gemüt und froher Sinn seien die höchsten Schätze, die dem Menschen zu teil werden könnten, und solange man diese besitze, dürfe man dankbaren Sinnes sich des Augenblicks freuen und hoffend auf die Zukunft vertrauen.

Darin stimmte ihm Maria bei, und sie schritten wohlgenut dem Ziele ihrer Wanderung entgegen.

Aber noch bevor sie dieses erreichten, kam ihnen aus dem Thore des Kastells Peter, Marias Bruder, entgegen, der von der Mutter vernommen hatte, welcher Gast mit der Schwester eintreffen werde.

Peter war mit dem Vater auf der Falkenbeize gewesen und erst vor wenigen Augenblicken zurückgekehrt. Er hatte das Pferd dem Knechte überlassen, die Armbrust beiseite gelegt und war dann sofort dem Paare entgegengegangen. Mit herzlichem Händedruck empfing er den jungen Maler, und die früher kaum flüchtig angeknüpfte Bekanntschaft wurde nun durch die eigentümlichen Umstände des Wiedersehens rasch viel inniger und wärmer, als es sonst der Fall gewesen wäre.

In der untern Halle begrüßte auch der Herr des Hauses den willkommenen Gast mit großer Freundlichkeit. War doch der Beruf des Künstlers überall eine wirksame Empfehlung, und da Peter den Namen des Leonardo bereits kannte und dieser sich durch seine ungewöhnlich stattliche Gestalt und

geistvollen Züge vorteilhaft auszeichnete, konnte es nicht fehlen, daß er der Familie Pazzi rasch wie ein nahestehender Freund erschien.

Wie Blanca von Medici im Verlaufe der Jahre zu einer stattlichen, wahrhaft imponierenden und dabei doch anmutigen Frau geworden war, so hatte auch ihr Gemahl ein würdevolles und dabei freundliches Aussehen gewonnen. Peter glich dem Vater, wie Maria der Mutter ähnlich sah, und es war natürlich, daß der junge Künstler sich in diesem Familienkreise wohl fühlte, denn die Schönheit der ihn umgebenden Menschen vereinte sich mit deren herzlichem Wohlwollen und den Reizen der Natur.



Am Musenhofe zu Florenz.

Schon am ersten Abend mußte er erzählen, was er von Florenz wußte. Es gab mancherlei zu berichten, namentlich von dem Fortgange der Unternehmungen, die Blancas Bruder in das Leben gerufen hatte. Der Garten der Villa Careggi war der Naturwissenschaft, das kleine Häuschen bei San Marco künstlerischen Zwecken gewidmet. Dort wurden botanische Versuche gemacht, und der gelehrte Geistliche und Naturforscher Enea Sylvio Piccolomini leitete dieselben; hier hatte Lorenzo ein Kunstmuseum gestiftet, und antike Skulpturwerke dienten jungen Künstlern zur Belehrung.

Wilhelm Pazzi verlangte zu wissen, wie Leonardo über die neuen Bewegungen auf geistigen und künstlerischen Gebieten urtheile, und dieser sagte:

„Bei uns in Italien geht die Wissenschaft meist der bildenden Kunst voran. Letztere besinnt und rüstet sich lange, ehe sie dasjenige zum Ausdruck bringt, was Bildung und Poesie schon vorher auf ihre Weise ans Licht getragen.

So ist das Altertum längst zum Ideal der Gelehrten geworden, während man es nun erst in der bildenden Kunst ernstlich ergründet und seine Werke nachbildet. Vor einer bloßen Bewunderung der antiken Bauten, woran es nie gefehlt hat, wäre der frühere Stil nicht gewichen; es bedurfte dazu einer außerordentlichen Stadt und eines gewaltigen Menschen, welche das Neue thatsächlich einführten. Diese Stadt war unser Florenz, dieser Mensch Guer Großvater, Cosmus von Medici. Zu Florenz, in einer Zeit hoher Entwicklung, ist zuerst das Gefühl lebendig geworden, daß die seitherige Kunst ihre Lebenskräfte aufgebraucht habe, und daß etwas Neues kommen müsse. Es kam den Künstlern vor, als sei die Natur alt und müde geworden und könne keine großen Geister, wie keine Riesen mehr hervorbringen; jetzt aber sind wir froh erstaunt, in Brunelleschi, in Donatello, Ghiberti, Luca della Robbia, Masaccio neue Kräfte zu finden, die den erleuchtetsten alten Meistern nichts nachgeben. Schon jetzt hat der neue Stil in der Baukunst das Gotische aus seinen letzten Zufluchtsorten vertrieben, und wenn unser neuer Stil nicht schöner und zweckmäßiger wäre, würde man ihn in Florenz nicht anwenden. Die neue Kunst tritt gleich auf mit dem Bewußtsein, daß außer der Freiheit die höchste Anspannung aller Kräfte, aber auch der höchste Ruhm ihre Bestimmung sei.

„Alles Große ist nicht bloß Gabe der Natur und der Zeiten, sondern es hängt von unserm Streben, unsrer Unermüdllichkeit ab. Die Alten hatten es leichter, groß zu werden, da eine lebendige Tradition sie erzog zu jenen höchsten Leistungen der Kunst, die uns jetzt so viel Mühe kosten, aber um so viel größer soll auch der Ruhm einer Wiedergeburt der Kunst werden. Die Entscheidung zu gunsten des Neuen konnte nur kommen durch eine ruhmreiche That eines außerordentlichen Mannes, welcher mit dieser That auch für sein und seiner Genossen sonstiges Streben die Bahn öffnete. Und diese That hat unser berühmter Filippo Brunelleschi von Florenz gethan, und die Kuppel der Kirche Santa Maria de' Fiori, unseres Domes, war seine schöne Erfüllung einer großen Aufgabe. Mit dieser höchsten Leistung siegt die große Neuerung, zu welcher ihn die in Rom begonnenen Studien befähigten. Dazu kommt noch sein Ruhm als Bildhauer und Dekorateur. Aber schon vor ihm wurde unser Baptisterium von Ghiberti mit Erzthüren versehen, die es beweisen, daß in unsrer Zeit die bildenden Künste im innigsten Zusammenhange stehen, denn die Kompositionen der einzelnen Felder sind in Relief übertragene Gemälde, wie sie nur der geschickteste Maler zu erfinden fähig ist. Was Ghiberti zu der Höhe seines Kunstschaffens geleitet hat, war gleichfalls das Studium der Antike, deren Wert nie ganz ohne Einfluß geblieben ist. Aber erst zu Ghibertis Zeit fing man an, Statuen auszugraben und deren Kunstwert gegen den Fanatismus zu verteidigen, der diese Überreste aus einer heidnischen Welt in keiner Weise wollte zur Geltung kommen lassen. Daß Ghiberti die Vorzüge antiker Kunstwerke zu schätzen wußte, beweist der Ausspruch, den er in bezug auf den in Florenz gefundenen, Cuch

ohne Zweifel genau bekannten antiken Torso that. Er sagte, dieser sei mit so großer Zartheit ausgeführt, daß man die Feinheiten weder bei vollem noch bei gedämpftem Lichte mit dem Auge allein zu erkennen vermöge, man müsse sie mit den Fingerspitzen heraustasten, wenn man sie ganz und gar entdecken und würdigen wolle. Mit gleich glücklichem Erfolge bestrebte sich Brunelleschi, die Schönheit der antiken Baukunst zu Ehren zu bringen. Er ging später mit Donatello, seinem jüngern Freunde, nach Rom. So gut wie Ghiberti auch Baukünstler war, war Brunelleschi Maler, Bildhauer und zugleich Erzarbeiter.



Feld von der zweiten Thür Ghibertis am Baptisterium zu Florenz.

„In Rom begannen die beiden Freunde die Überreste antiker Bauwerke auszumessen, und man glaubte dort, die jungen Florentiner suchten nach Gold und Silber in den Ruinen der Tempel und Kaiserpaläste. Auch Donatello hatte von den Künstlern der antiken Welt viel gelernt. Er brachte Cuern Großvater Cosmus von Medici zuerst auf den Gedanken, antike Statuen zu sammeln und öffentlich aufzustellen. Zerbrochene oder verstümmelte Werke ergänzte er. Dies waren, wie ihr wißt, die Anfänge des Museums im Garten von San Marco, das durch Cuern Bruder, edle Frau, neuerdings so sehr gefördert wurde.“ —

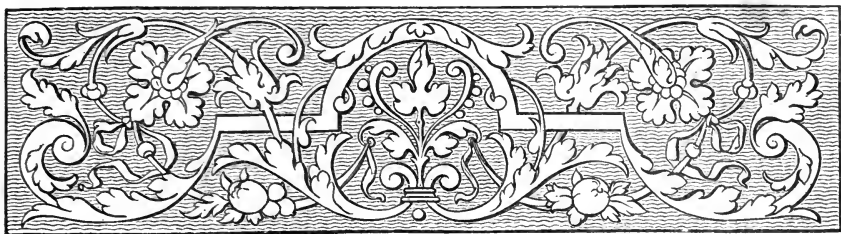
Trotz aller früheren Vorfälle hörten die Verwandten Lorenzos gern das Lob, welches der junge Künstler ihm spendete. Dieser berichtete noch, daß

auch die philosophische und poetische Akademie, welche Lorenzo gestiftet hatte, deren Vorsitz er führte und die in seinem Palaste ihre Sitzungen hielt, großen Aufschwung nehme. Der gefeierte Dichter Luigi Pucci und der gelehrte Naturforscher Pico von Mirandola, sowie Angelo Poliziano waren die vertrautesten Genossen Lorenzos in diesem Kreise, welchem zuweilen auch fremde Gelehrte und Kunstforscher nahe traten. So war kürzlich erst ein Deutscher in Florenz gewesen, der einer Sitzung beigewohnt hatte. Leonardo nannte seinen Namen, und seine Zuhörer bemühten sich, denselben nachzusprechen, aber es war nicht möglich und sie scherzten über die seltsame Sprache. Johann Neuchlin hieß jener Gelehrte, welcher als Begleiter und Sekretär eines deutschen Fürsten auf der Reise nach Rom durch Florenz gekommen war. —

Bis spät in die Nacht dauerten die daran geknüpften Gespräche, welche schon durch ihren Gegenstand, noch mehr jedoch durch die kenntnisreiche Behandlung desselben von seiten der Sprechenden und die von Begeisterung für die Kunstblüte des Vaterlandes gehobene Stimmung alle Beteiligten fesselten und anregten; aber endlich mahnte die Hausfrau zum Aufbruch.

Peter wies dem Gaste ein Gemach an, welches dicht an sein eignes Schlafzimmer stieß. Von hier aus hatte der Maler eine herrliche Aussicht und prächtiges Licht, wenn er arbeiten wollte. Schon der erste Abend im Kreise der Familie wirkte so gemüthvoll auf ihn ein, daß er bei sich beschloß, die Gastfreundschaft dieser liebenswerten Menschen so lange zu genießen, als es die gute Sitte irgend zuließ.





Siebentes Kapitel.

Der Gründer der Stadt Gottes.

Wer hätte in dem ersten, im gereiften Alter stehenden Manne, der im Kloster San Marco zu Florenz durch seine eindringliche Beredsamkeit Aufsehen erregte, den einst so schüchternen Girolamo Savonarola wieder erkannt! Er war damals zu Bologna in den Orden der Dominikaner eingetreten, weil das träge Leben der Beschaulichkeit, wie es von Mönchen anderer Orden geführt wurde, seinem strebenden Feuergeiste nicht entsprach. Als Dominikaner konnte er öffentlich wirken, konnte er Jugendlehrer oder Volksprediger werden, und er widmete sich diesem erwählten Berufe mit dem hingebenden Eifer des begeisterten Propheten. Schon in Bologna hatten seine Vorgesetzten das große Talent und die reichen Kenntnisse, welche er besaß, richtig erkannt und ihn zum Lehrer der Philosophie an der Schule, welche mit dem Kloster, dem er angehörte, verbunden war, bestimmt.

Savonarola bemerkte bald, daß er gegen mancherlei Hindernisse und eigne Mängel anzukämpfen habe, wenn er durch seine öffentlichen Vorträge auf das große Publikum wirken wolle; sein Organ war schwach und dabei von hartem Klange, es fehlte seiner Vortragsweise die einschmeichelnde Grazie, und da er in der ersten Zeit seines Klosterlebens sich die strengste Enthaltbarkeit auferlegt hatte, war sein Körper geschwächt und zu großen geistigen Anstrengungen wenig geeignet. Seine Schüler bewunderten den Geist ihres neuen Lehrers, aber so oft die Vorgesetzten den Versuch machten, ihn von der Kanzel herab zu einem größeren Publikum reden zu lassen, wurde der Zweck verfehlt.

Da entschloß sich Savonarola, die Mängel, die ihm anhafteten, durch außerordentliche Anstrengung seiner moralischen Kraft zu besiegen; er zog sich für mehrere Jahre von jeder öffentlichen Wirksamkeit zurück und widmete sich ganz rednerischen Übungen, um seiner Stimme Geschmeidigkeit und seinem Vortrage Wirkung zu geben. Was die Natur ihm versagt hatte, das erreichte er durch unermüdlige Ausdauer und unbeugsame Willenskraft. Als er dann wieder den Versuch machte, öffentlich zu predigen, glaubten die Zuhörer kaum, daß es derselbe

Mensch sei, wie der frühere Mönch, denn sie vernahmen eine starke, wohlklingende und modulationsfähige Stimme, einen imponierenden und feurigen Vortrag, der zur Bewunderung hinriß und die Herzen der Hörer dem Prediger gewann. Dieser selbst hatte bereits joviel Selbstüberwindung gewonnen, daß er in tiefster Demut gegen Gott die Veränderung, welche mit ihm vorgegangen war, nicht als sein eignes Verdienst betrachtet wissen wollte, sondern sie einem Wunder zuschrieb, durch welches der Himmel ihm seinen Beruf gezeigt habe.

Von nun an widmete sich Savonarola ausschließlich der Predigt. Ein unwiderstehlicher Trieb führte ihn fortwährend zur öffentlichen Bekämpfung derjenigen Übelstände, welche so vielfach im Staate und in der Kirche immer verhängnisvoller hervortraten. Seinem prophetischen Geist entsprechend, legte er vorzugsweise Stellen aus der Offenbarung des Johannes seinen öffentlichen Vorträgen zu Grunde. Bald verbreitete sich sein Ruf in Bologna und der ganzen Umgebung, und jedermann wollte ihn hören.

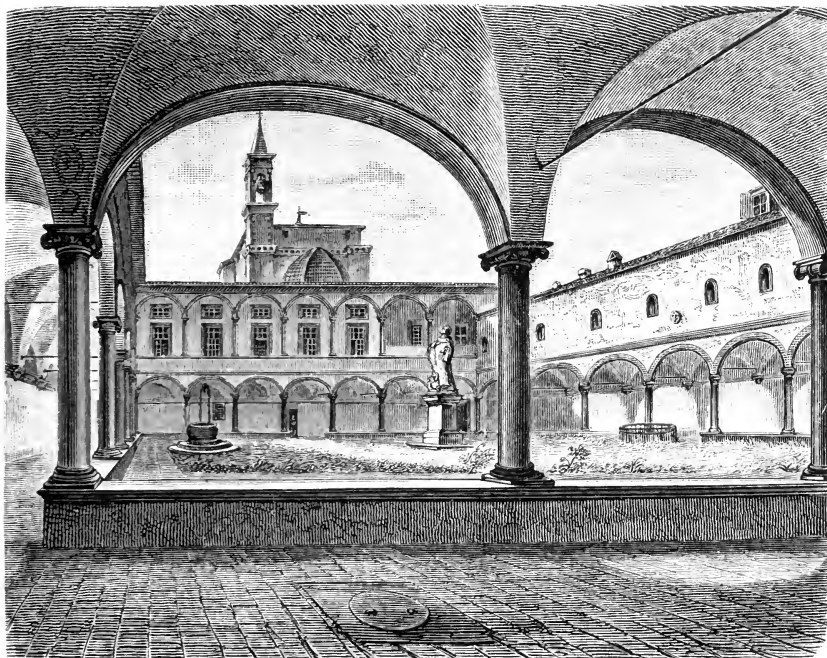
Noch wußten seine Jugendfreunde nicht, daß der gewaltige Bußprediger derselbe Mann sei, mit dem sie als Jüngling freundschaftlichen Umgang gepflogen hatten. Aber es währte nicht lange, so verbreitete sich sein Ruf überall, und auch in der Familie Bentivoglio begann man aufmerksam auf den berühmten Mönch zu werden. Schon war der gelehrte Dominikaner oft von andern Städten eingeladen worden, sich daselbst hören zu lassen, und er hatte wiederholt solchen Aufforderungen Folge geleistet, als er sich plötzlich entschloß, Bologna zu verlassen, um sich einen größeren Wirkungskreis zu suchen. Erfüllt von seinem inneren Berufe wurde ihm der Abschied nicht schwer. Von seinem Bruder Marco Aurelio trennte er sich mit Worten des festen Vertrauens auf die Zukunft. Bescheiden wie immer ging er zu Fuß nach Florenz und trat dort in das Kloster San Marco, wo sein Name bereits längst bekannt war und seine Ankunft mit Freuden begrüßt wurde.

Dieses Kloster gehörte damals seit kaum fünfzig Jahren den Dominikanern, denen es Papst Eugen IV. zugewiesen hatte. Es bestand allerdings über 150 Jahre und war ursprünglich als Zufluchtsort für Asketen von Valombrosa gegründet worden. Diese Mönche waren jedoch nach und nach in schlechten Ruf gekommen, und daher wurde das Kloster den Dominikanern, welche durch ihre öffentlichen Predigten als wirksame Waffe des Papsttums galten, übergeben. Die Medici hatten das Kloster stets mit Wohlthaten und Geschenken bedacht, dafür aber auch eine Art von Superiorität aufrecht erhalten.

Das Kloster war zu jener Zeit bereits ein stattlicher Bau. Zwei Höfe wurden von den Gebäuden umschlossen. Nach der Straßenseite zu befand sich die Kirche, die viele Kostbarkeiten und Reliquien enthielt; im Kloster selbst waren ein größeres und ein kleineres Refektorium, eine Kapelle und die Wirtschaftsräume. Im oberen Stockwerk reichte sich Zelle an Zelle, und außerdem befand sich daselbst die Bibliothek, welche Cosmus von Medici gestiftet hatte.

Alle diese Räume wurden mit Wandgemälden von den bedeutenden Meistern in der Malerei Fra Bartolomeo und Domenico Ghirlandajo geschmückt, denen Fra Angelico (da Fiesole) schaffend vorausgegangen war, so daß die Mönche stets Werke wahrer Frömmigkeit in der Kunst zur Nachahmung vor Augen hatten.

Zu jener wilden und zerrütteten Zeit, wo der Eigennutz alle edlen Gefühle zurückdrängte, bot das friedselige Leben im Kloster San Marco zu Florenz ein erhebendes Bild selbstloser Hingabe an einen edlen Zweck.



Klosterhof zu San Marco in Florenz.

Wohl schweiften die Mitglieder anderer Mönchsorden vielfach in den Straßen der Stadt umher, und wenn das Volk auch vor ihrem geistlichen Gewande noch immer den anerzogenen Respekt bewahrte, wurde ihr schamloses Verhalten im einzelnen doch vielfach getadelt und oft genug sogar öffentlich gerügt. Die Dominikaner von San Marco aber hatten sich die nützliche Aufgabe gestellt, die Jugend zu unterrichten, und strebten außerdem danach, durch Predigten das Volk zu belehren. Als das Oberhaupt der Kirche seine Zustimmung zur Stiftung dieses Ordens gab, geschah dies in der festen Überzeugung, daß die Dominikaner eine der besten Stützen des heiligen Stuhles werden sollten, und es kam dem damaligen Papste nicht in den Sinn, daß dieser Orden selbst eine Macht werden könne, welche ihren Einfluß auf das Volk auch einmal gegen

das Papsttum richten werde. War es doch in den letzten Jahrhunderten selbst innerhalb der Geistlichkeit schon oft zur Sprache gekommen, daß die Pflicht gegen die Kirche nichts mit dem Gehorsam gegen die päpstlichen Anordnungen zu thun habe, sobald der Papst sein heiliges Amt zu weltlichen Zwecken mißbrauche. Gerade diese Ansicht fand unter den Dominikanern und besonders bei Savonarola eifrige Vertretung. Es währte nicht lange, so predigte der neue Bruder zu San Marco unverhohlen gegen die unleidlichen Übelstände der Kirche und das Papsttum.

Wohl mochte der bescheidene Mönch, dessen klarer Geist sich nicht durch die Furcht vor irdischer Macht beirren ließ, ein Wunder darin erkennen, daß ihm die Gewalt der Rede nun in unwiderstehlicher Weise verliehen war. Die jüngeren Mönche des Klosters San Marco drängten sich um ihn und verehrten schon nach kurzer Zeit in ihm den Führer und Lenker ihrer eignen Bestrebungen. War es doch für sie Herzenssache, daß sie sich um einen Mann scharen konnten, welcher mit Unerfrockenheit von den veralteten Formeln abwich und ein freies Wort gegen die Mißbräuche der Kirche zu reden wagte.

Anstatt, wie sonst unter eintönigen Gesprächen in den Hallen der Kreuzgänge umher zu wandeln, oder einsam ihre regelmäßigen Gebete zu sprechen, versammelten sie sich jetzt stundenlang im Klostergarten, um den bewunderten und geliebten Bruder Girolamo zu hören, der ihnen über verschiedene Stellen aus der Heiligen Schrift Vorträge hielt und ihren Geist aus dem dumpfen Hinbrüten aufrüttelte. In dem friedlich gelegenen Garten hinter dem Kloster gab es eine Stelle, die bald zu bestimmten Stunden als Sammelort für die Freunde und Hörer Savonarolas galt. Ein mächtiger persischer Rosenstrauch rankte sich dort zwischen Lorbeergebüsch zu beträchtlicher Höhe empor und trug das ganze Jahr hindurch seine würzigen Blüten. Unter diesem herrlich duftenden Strauche hielt Savonarola seine Vorträge, und außer den jungen Dominikanern versammelten sich bald auch angesehenere und gelehrte Männer aus der Stadt den Eintritt, um den Worten des vielbesprochenen Mönches zu lauschen. Ein freies Wort war damals eine so seltene und den Geist erfrischende Gabe, daß der kühne Klosterbruder immer mehr Anhänger fand und anregende Keime unter den denkenden Menschen in der Stadt ausstreuen konnte. Nach und nach sprach er seine Andeutungen nachdrücklicher und verständlicher aus; er tadelte den Eigennutz und die Selbstsucht der Großen, namentlich aber deutete er auf die Mißbräuche hin, welche in letzter Zeit alle hohen und einflußreichen Stellen in der Kirche käuflich gemacht hatten. Keineswegs wollte Savonarola die Einrichtungen der Kirche selbst tadeln, aber er prophezeite die schlimmsten Folgen, wenn der Wucher mit den heiligsten Gütern der Menschheit nicht aufhöre und die Großen der Erde nicht endlich einsehen wollten, daß sie Buße thun und das Wohl ihrer Unterthanen im Auge behalten müßten. Mit einer Bestimmtheit, die in den Zuhörern gar keinen Zweifel aufkommen ließ, verkündete er ein göttliches Strafgericht, welches über Italien hereindrehen und die schlimmen Laster der Großen an diesen rächen werde.

Wenn ein hervorragender Geist in irgend einer Richtung die Aufmerksamkeit auf sich zieht und viel von sich reden macht, erweckt er zuerst das Interesse gleichgesinnter Menschen, die sich seinen Bestrebungen mit ernster Theilnahme anschließen. Hat er aber allgemeine Geltung erlangt, und ist es dahin gekommen, daß sein Name in jedem Munde ist, so schließt sich den denkenden und verständigen Menschen auch der ganze Troß unselbständiger Geister an, denn nun auf einmal will keiner zurückbleiben, wenn es sich darum handelt, den einflußreich gewordenen Führern der Gesellschaft nachzufolgen. Auf diese Weise wird häufig die Anerkennung der betreffenden Größe zur leeren Modethorheit, und die Eitelkeit der Bewunderer macht sich breit, indem sie sich dem Gefolge des Modehelden anschließt. Dies findet namentlich unter den Frauen vielfach statt. Es ist den meisten vollkommen gleichgültig, ob es sich um einen neuen Hut, ein neues Musikstück oder einen Prediger handelt, wenn es nur etwas ist, was allgemeines Aufsehen erregt, viel besprochen wird und Menschen aller Art anzieht. Es währte nicht lange, so drängte sich der eitle Schwarm solcher Modenarrinnen auch zu Savonarolas Predigten, und seine Gegner begannen bereits, ihm den leidigen Titel eines Damenpredigers beizulegen.

Sein Ruf hatte bald die nächste Umgebung der Stadt Florenz weit überschritten. Ein Mönch, welcher es wagte, furchtlos gegen die Mißbräuche der päpstlichen Gewalt, gegen die Unthätigkeit der Klosterbewohner und gegen den Luxus in den Palästen der Machthaber zu eifern, war eine hochinteressante Erscheinung, die jeder kennen lernen wollte.

Man stritt sich in den näher gelegenen italienischen Städten um seinen Besuch, und obgleich er jedes Aufsehen, das seiner Person galt, vermied, konnte er doch nicht umhin, im Interesse der guten Sache zuweilen in auswärtigen Städten zu predigen. Auch von Bologna aus war wiederholt der Ruf an ihn ergangen, so daß er endlich den Bitten seiner dortigen Anhänger nachgeben und einige Zeit daselbst verweilen mußte.

Selbstverständlich machte die Anwesenheit des berühmten Buß- und Strafpredigers großes Aufsehen, und seine Predigten wurden von zahlreichen Personen jeden Alters und Standes besucht. Es gehörte zum guten Ton, den gefeierten Dominikanermönch zu hören, denn sein Auftreten wurde lebhaft besprochen, und nach und nach kamen auch seine an diese Stadt sich knüpfenden Lebensschicksale in das Gedächtnis früherer Freunde zurück.

So erinnerte sich auch die Gemahlin des Podesta Hippolyt Ventivoglio, die als Orsola Cantarelli einst ihr leichtfertiges Spiel mit Savonarola getrieben hatte, dieses längst vergessenen Vorganges, und sie bildete sich ein, gerade sie sei verpflichtet, dem Predigermönche ihre Protektion zu schenken, um demselben auf diese Weise eine Art Genugthuung zu geben und sich zugleich als Beschützerin freier geistiger Erhebung in ein recht glänzendes Licht zu setzen. Sie beschloß daher, seine Vorträge im Dome zu besuchen, und dies in einer Weise zu thun,

welche dem Publikum recht auffällig zeigen sollte, daß sie, die angesehenere Dame, diesem armen Mönche seiner geistigen Vorzüge wegen gewogen sei. Sie forderte daher die Damen und Edelfräulein aus ihrem Kreise auf, sie zu den Predigten Savonarolas zu begleiten und sich vorher bei ihr zu versammeln. Die Damen hatten allen Grund, sich der Gemahlin des Podesta gefällig zu zeigen, und fanden sich bei ihr zur festgesetzten Stunde im vollen Puze ein. Orsola war sehr munter und gesprächig. Sie erzählte unter Scherzen und Lachen, daß Savonarola einst ihr Anbeter gewesen sei und ihr seine Liebe erklärt habe.

Inzwischen hatte die Glocke zur Predigt gekläutet, und einige der Damen gaben Zeichen der Ungeduld, die aber von Orsola gar nicht beachtet wurden, denn sie plauderte unbekümmert fort. Endlich brach sie auf, ging mit ihrem Gefolge nach dem Dome, trat dort rücksichtslos ein und verfügte sich mit pomp-haftem Geräusche in die vordersten Reihen.

Ihr Eintritt störte nicht nur die Zuhörer, sondern wurde auch von Savonarola bemerkt. Dieser erkannte die Dame auf den ersten Blick, aber ihr Erscheinen weckte auch nicht die geringste Regung früherer Empfindungen in ihm, denn sein Herz war gestählt gegen den Eindruck irdischer Angelegenheiten. Es verdroß ihn nur, daß die eintretenden Frauen die Andacht seiner Zuhörer abgelenkt hatten. Gelassen und ruhig unterbrach er einen Augenblick seine Rede und richtete an die angekommenen Damen die Bitte, wenn sie wieder seine Predigt hören wollten, möchten sie bei Beginn derselben eintreten und nicht durch späteres Erscheinen Argerniß geben. Orsola that gar nicht, als ob diese Mahnung an sie gerichtet sein könne, denn sie dünkte sich viel zu angesehen, als daß ein derartiger Tadel sie treffen könne. Sie blieb bis zum Schlusse der Predigt und verließ dann mit ihren Begleiterinnen schwägend und niemand sonst beachtend die Kirche.

Wenige Tage darauf predigte Savonarola abermals, und Orsola hatte die Dreistigkeit, ganz dasselbe Manöver wieder auszuführen. Ihrer Thorheit war nur daran gelegen, sich als Protektorin des vielbesprochenen Mönches zu zeigen. Sie hatte ein schweres kostbares Kleid angezogen, und als sie mit den andern vornehmen Damen durch die Kirche schritt, machte das Geknitter der reichen Stoffe soviel Lärm, daß wieder die ganze Andacht gestört wurde.

Abermals warnte sie Savonarola von der Kanzel herab, und wieder that sie, als seien seine Worte gar nicht an sie gerichtet.

Unter ihren Freundinnen sowie bei andern Bekannten gab sie sich den Anschein, als habe sie das lebhafteste Interesse für die Vorträge des kühnen Predigers; ihrem Gatten gegenüber verschmähte sie sogar nicht, sich damit zu brüsten, daß die ruhmreiche Laufbahn Savonarolas eigentlich ihr Werk sei, da die Liebe zu ihr ihn in das Kloster getrieben habe.

Als Savonarola zum drittenmale in Bologna predigte, wiederholte das eitle und auf ihre Stellung stolze Weib Ventivoglios die für Alle lästige Störung.

Ihr war es lediglich darum zu thun, selbst bemerkt zu werden, und in ihrer thörichten Eitelkeit glaubte sie sich zur Beschützerin aller geistigen Bestrebungen in der Stadt aufwerfen zu müssen.

Aber Savonarolas Geduld war erschöpft. Mit zornfunkelnden Blicken richtete er seine Gestalt derart auf, daß er von imponierender Größe erschien, als Orsola mit ihrem Gefolge eintrat, und mit laut schallender Stimme sprach er die strafenden Worte:

„Vergeblich habe ich versucht, die Stimme Gottes, welche aus mir spricht, vor Mißachtung zu schützen: die Eitelkeit läßt sich nicht zurückweisen.“ Und indem er mit dem Finger geradezu auf die stolz einhererschreitende Orsola deutete, fuhr er noch heftiger fort:

„Das ist der Dämon, der da kommt, um das Wort Gottes zu stören.“

Diese strafenden Worte wirkten auf die ganze Gemeinde wie ein Donner- schlag, und Orsola fühlte sich tödlich beleidigt, denn sie sah sich zum Gespötte der von ihr verachteten niederen Menschen gemacht. Sie wendete sich voller Wut und schritt einem Kampfhahne gleich wieder zur Kirche hinaus, hinter ihr das ganze Gefolge der ihr treu gebliebenen Modenärrinnen.

Savonarola setzte seine Predigt ruhig fort, und als er geendigt hatte, umringten ihn viele wohldenkenden Menschen und stimmten ihm ohne jede Rück- sicht gegen die Frau des Podesta bei.

Inzwischen war Orsola nach Hause geeilt und sofort in das Zimmer ihres Gemahls gestürmt, der eben mit der Prüfung neuer Waffen beschäftigt war. In fliegender Hast erzählte ihm Orsola, was ihr begegnet war, und verlangte von ihm, daß er die ihr angethane Beschimpfung blutig rächen und den an- maßenden Mönch sofort töten solle. Dazu hatte Hippolyt nicht die geringste Lust, und da seine Gefühle für Orsola schon etwas abgekühlt waren und er ihr Betragen gegen Savonarola durchaus nicht gut heißen konnte, weigerte er sich, ihrem Wunsche zu willfahren und sagte:

„Willst du dich an ihm rächen, so thue es selbst, denn kein verständiger Mann wird in diesem Falle der Thorheit eines Weibes ein solches Opfer bringen wollen. Savonarola ist der Liebling des Volkes, und sein Leben wiegt in diesem Augenblicke vielleicht schwerer, als das unsrige. Unterdrücke deinen Groll und bedenke, daß du seinen Zorn durch dein unkluges Betragen verdient hast.“

Orsola bebte vor Wut, aber es blieb ihr nichts übrig, als dem Mönche innerlich Rache zu schwören und vorläufig der Welt gegenüber eine gleichgültige Miene anzunehmen. Der kühne Prediger verließ darauf Bologna.

Während Savonarolas Abwesenheit war im Kloster San Marco zu Florenz der Tod des Priors erfolgt, und es handelte sich um die Wiederbesetzung der Stelle. Die Mönche beschloffen unter sich, den unerforschlenen und so sehr alle anderen überragenden Bruder Girolamo zum Prior zu wählen. Ihm war im Kloster die Verehrung fast sämtlicher jüngeren Mönche zugewandt, und auch unter

den älteren waren einige seine Anhänger, die ihm mit Liebe und Achtung zugehan waren. Viele darunter würden gern ihr Leben für ihn gelassen haben. Diese waren es hauptsächlich, welche seine Wahl zum Prior durchsetzten, und als er wieder in das Kloster zurückkehrte, wurde ihm die neue Würde feierlich angetragen. Auch in diesem Vorgange sah der bescheidene Mann wieder nur einen Fingerzeig Gottes, und er fügte sich dem Wunsche der Mönche.

Nun war es seit langer Zeit Gebrauch, daß die neu ernannten Prioren dem Haupte des Hauses Medici ihre Aufwartung machten, um damit anzuzeigen, daß sie gleichsam ihre Würde von ihm empfangen hätten. Girolamo that dies nicht, denn sein strenger Sinn sah in Lorenzo von Medici einen Usurpator, der sich die Herrschaft über die Republik angemahnt und überdies durch seine Verschwendung und seinen weltlichen Sinn jedes Recht auf seine Hochachtung verschertzt habe. Vergeblich wartete Lorenzo einige Zeit auf den Besuch des neuen Priors, und es war ihm im höchsten Grade peinlich, daß dieser dem üblichen Gebrauche sich nicht fügen wollte. Mehr noch fühlte sich seine Gemahlin Clarissa, die stolze Tochter des Hauses Orsini, durch diese Unterlassung des Mönches gekränkt. Sie sowohl wie ihr Gemahl sahen ein, daß hier durch Gewalt nichts auszurichten sei, denn Girolamo war der Liebling des Volkes und sein unbeugsamer Mut war allgemein bekannt.

Im Hause Medici befanden sich eine Anzahl von Vertrauensmännern, welche ursprünglich die kaufmännischen Geschäfte leiteten, dann aber auch von Lorenzo in Staatsangelegenheiten verwendet wurden.

Zwei von diesen, Pietro de Bibiena und Domenico Bonti, schickte er zu dem widerspenstigen Mönche, um ihn in freundschaftlicher Weise zur Änderung seiner Gesinnung zu bewegen. Die Abgesandten machten Savonarola darauf aufmerksam, welche Vorteile das Kloster durch Lorenzos Freigebigkeit habe, und daß dieser eigentlich die Wahl des Priors bestätigen müsse, aber Girolamo sagte zu ihnen, er verdanke seine Würde Gott und keinem Sterblichen.

Die Sache war für Lorenzo ganz unerträglich, denn Savonarola trat durch seine Weigerung ohne Scheu als sein Gegner auf. Er machte einen weiteren Versuch, durch einen geheimen Abgesandten auf Girolamos Entschluß einzuwirken. Der Mann, der durch seine Predigten das Volk ganz nach seinem Willen lenkte, mußte gewonnen werden. In Lorenzos Namen bot ihm Leonardo Rucellai wertvolle Geschenke, aber Savonarola wies dieselben mit Verachtung zurück.

Noch einmal schickte Lorenzo eine Gesandtschaft, um dem hartnäckigen Mönche auseinanderzusetzen, daß sein Verhalten Zwietracht säen und Parteiungen in der Stadt herbeiführen werde, so daß zuletzt sein eignes Verweilen daselbst unmöglich werde. Girolamo entgegnete hierauf: „Lorenzo selbst mag gehen, ich aber muß bleiben, denn nicht ich bringe der Stadt Unheil, sondern er.“

Wie die Verhältnisse in Florenz lagen, durfte Lorenzo nicht auf dieses Vorrecht, welches er dem Prior gegenüber besaß, verzichten, wollte er sich in

den Augen der Volksmenge nicht um alles Ansehen bringen. Er selbst schätzte übrigens den geistvollen und kühnen Gegner hoch und fühlte innerlich das Bedürfnis, Hand in Hand mit ihm zu gehen.

Endlich machte er daher den letzten Versuch. Er kam selbst in das Kloster, um den Starrsinn Savonarolas zu brechen. Wenn er früher San Marco besuchte, wurde er im Kreuzgang von dem Prior und den ältesten Mönchen feierlich empfangen, aber Girolamo that dies nicht, und Lorenzo mußte endlich einsehen, daß jeder Versuch, diesen unbeugsamen Charakter zu besiegen, vergeblich sein werde.

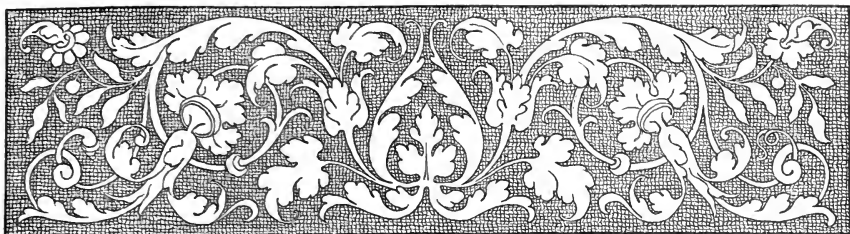
Wir müssen bei diesem Ereignisse einen Augenblick verweilen, um die Bedeutung desselben in das Auge zu fassen. Lorenzo von Medici war einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit, und seine geistigen Bestrebungen erhielten durch seine kaufmännische Stellung, die ihm fortwährend die größten Summen zur Verfügung stellte, die großartigste Förderung. Es gab Herrscher, welche der Kunst huldigten, andre, die politischen Ehrgeiz hatten, und wieder andre, welche große Reichthümer besaßen, aber Lorenzo vereinigte dies alles, und sein Stern war im Begriffe, alle andern zu überstrahlen. —

Die Künste, die bei uns doch immer nur ein besonderer Schmuck des Lebens sind, ohne den man sich allenfalls behelfen kann, bildeten in Florenz fast ein unentbehrliches Stück Leben. Man dichtete und sang, und ein geistvolles Gespräch wurde als ein Genuß betrachtet, gleich einem frischen Bade. Und wie liebten die Florentiner ihre Stadt! Was sich daheim ereignete, interessierte sie mehr, als alles übrige in der Welt. .

Für ein solches Volk war Lorenzo von Medici bisher ein unübertreffliches Vorbild gewesen; hatte er doch im Garten des Klosters von San Marco eine Art Kunstmuseum gegründet, wo antike und neue Skulpturen für lernbegierige Kunstschüler aufgestellt waren. Und dieses Museum wurde die Veranlassung, daß der talentvolle Michelangelo Buonarotti, der bisher heimlich gegen den Willen seines Vaters der Malerei gehuldigt und es durchgesetzt hatte, daß er als Lehrling zu Domenico Ghirlandajo kam, auch bei diesem in der Bildhauerkunst sich versuchte. Er war nämlich durch seinen Freund Francesco Granorecci, der gleichfalls ein Schüler Ghirlandajos war, in den Garten von San Marco eingeführt worden und machte dort zuerst den Versuch mit einer Faummaske, durch welche Lorenzo Medici auf ihn aufmerksam wurde und es bei seinem Vater durchsetzte, daß er den Sohn im Mediceerpalaste wohnen ließ. Damals geschah es, daß Torrigiano, einer der Mitschüler des Michelangelo, diesem die Nase durch einen Faustschlag zertrümmerte. Michelangelo sollte ihn gereizt haben, doch wird andererseits behauptet, es sei der bloße Neid gewesen. Er wurde damals für tot nach Hause getragen. Torrigiano, der ein roher Mensch war, mußte flüchten und durfte lange Jahre nicht nach Florenz zurückkehren. Bis nach Lorenzos Tode blieb Michelangelo als dessen Schützling und Günstling in seinem Palaste und studierte die reichen Kunstschätze, welche sich dort befanden. Auch hatte

Lorenzo dem Vater des Künstlers, dessen Vermögensverhältnisse zurückgegangen waren, eine kleine Anstellung verschafft, und ihn dadurch völlig mit der Laufbahn seines Sohnes ausgeföhnt. Solche Fälle bewiesen, wie Lorenzo seine Kunstliebe bethätigte. In den Studien, wie sie damals unter seinem Einfluß in Florenz betrieben wurden, zeigt sich das schöne Beispiel einer Kunstakademie, die gute und reichliche Früchte trug. Die Kunst wird immer erniedrigt werden, wenn Fürsten aus äußerlichen Rücksichten und nicht aus eigener Neigung und einem Seelenbedürfnis sie zu heben versuchen. Lorenzo von Medici war selbst tief in die klassischen Studien eingeweiht. Er konnte die Jünglinge mit eigenem Blicke auswählen, er bestellte die Lehrer, verfolgte die Fortschritte und erkannte aus den Versuchen des Anfängers dessen künstlerische Zukunft. An den Sammlungen, die er ihnen zu Gebote stellte, hatte er selber die größte Freude. Er bot den jungen Leuten in seinem Palaste den Verkehr mit den ersten Geistern Italiens. Für diejenigen Künstler, deren Talent ihn interessierte, war täglich an seinem Tische ein offener Platz, und er zog dieselben in jeder Weise in die Nähe seiner Familie. Und einem solchen Manne wagte der neue Prior von San Marco Trotz zu bieten! Wie die Verhältnisse lagen, war die Weigerung Savonarolas, die Oberhoheit Lorenzos anzuerkennen, eine offene Kriegserklärung, denn seit der Verschwörung der Pazzi war das Haus Medici in Florenz so hoch gestiegen, daß Lorenzo gleichsam unantastbar schien.

Selbstverständlich mußte der kühne Mönch seine feindselige Haltung bei seinen Anhängern motivieren. Er that es, indem er Lorenzo beschuldigte, seine Macht durch unsittliche Mittel zu verstärken. Die Vermählung Magdalenas mit Franceschetto Cybo gab ihm dazu die beste Handhabe. Franceschetto war ein leidenschaftlicher Spieler; er vergeudete oft ungeheure Summen, und jedermann wußte, daß das Geld, das er verspielte, aus dem päpstlichen Schatze kam, also größtenteils von den frommen Spenden fremder Pilger, aus den Einnahmen für Ablass und aus dem Verkaufe der Reliquien. Lorenzo hatte seine Tochter diesem leichtsinnigen Menschen, der öffentlich für den Sohn des Papstes galt, zur Frau gegeben, um sich dem heiligen Vater möglichst nahe zu stellen. Sein zweiter Sohn Johann war darauf trotz seiner großen Jugend Cardinal geworden. Man hielt damals Astrologen fast in jedem großen Hause, und den Kindern wurde bei der Geburt das Horoskop gestellt. Marsilio Ficino, der Astrolog bei Lorenzo, stellte bei der Geburt des kleinen Johann das Horoskop, derselbe werde Papst werden. Der gelehrte Pico von Mirandola hatte längst gegen die Astrologie geeifert und gesagt, der Glaube an Sterne sei die Wurzel aller Gottlosigkeit und Unsittlichkeit. Savonarola war derselben Ansicht. Alles dies zusammengenommen bewirkte bei dem eifrigen Mönche, daß er Lorenzos Kunstliebe und Prachtentfaltung für eitel Blendwerk erklärte und demselben als einem Anhänger heidnischer Anschauungen und Teilnehmer an dem gottlosen Treiben des päpstlichen Hofes offen den Krieg erklärte.



Achtes Kapitel.

Der Tod Lorenzos des Brächtigen.

Während im Innern der italienischen Staaten alle Leidenschaften entseßelt waren und der Eigennutz als oberstes Prinzip galt, dem sich nicht nur die Gesetze, sondern auch jedes menschliche Gefühl unterordneten, erhob sich von Nordwest her ein drohendes Gewitter, dessen Anfänge sich schon jahrelang vorher bemerken ließen. Der König Ludwig XI. von Frankreich war unerwartet früh gestorben, und seine Krone ging auf Karl VIII. über, der damals ein Knabe von kaum vierzehn Jahren war. Der sterbende König hatte angeordnet, daß die ältere Schwester seines Sohnes, Anna von Beaujeu, welche mit Peter von Bourbon verheiratet war, die Regierung führen solle. Diese kluge und energische Prinzessin regierte in Verbindung mit ihrem verständigen Gatten das Land jahrelang wahrhaft ruhmreich; sie hatte die Unmaßung der übrigen Prinzen des Hauses zu zügeln gewußt, dadurch alle inneren Unruhen gedämpft und blutige Bürgerkriege verhindert.

Auch hatte sie der Krone verschiedene Besitztümer durch friedliche Übereinkunft zugebracht und in Wahrheit die Macht ihres Hauses gekräftigt und gesichert. Sie war zugleich bedacht gewesen, für ihren Bruder eine geeignete Braut zu wählen, und sie fand diese ihrer Ansicht nach in Margaretha von Burgund, der kindlichen Tochter des römischen Königs Maximilian, wofür Maximilian die Zusage erhielt, die Hand und damit das Erbe der Prinzessin Anna von Bretagne für sich selbst zu erhalten.

Dieser Heiratsplan hatte eine Vorgeschichte, die uns zeigt, aus welchen Motiven in jener Zeit des Mittelalters die Ehebindnisse geschlossen wurden. Ludwig XI. faßte den Plan, seinen Sohn Karl, als dieser im achten Lebensjahre stand, mit Maria von Burgund zu vermählen, um alle Besitzungen der niederländischen Prinzessin an die Krone Frankreichs zu bringen.

Maria von Burgund aber hatte ihre Hand dem ritterlichen Maximilian von Oesterreich versprochen, und setzte es durch, daß der Abgesandte des Königs Ludwig XI. — es war der bekannte emporgewommene Barbier Olivier Danhirsch

oder le Daim — mit einer ablehnenden Antwort zurückgeschickt wurde. Endlich gelang es Maria, trotz vieler Hindernisse, den Erwählten ihres Herzens zu heiraten. Ihre Treue wurde jedoch nicht mit langem Glücke belohnt. Maria starb frühzeitig und der französische Hof warb nun um ihre Tochter Margaretha für denselben Prinzen, welcher ehemals die Mutter hatte heiraten sollen. Die Zustimmung des verwitweten Vaters wollte man dadurch erkaufen, daß man ihm die Hand einer Prinzessin versprach, welche dem französischen Hofe verwandt war und ein reiches Erbe besaß.

Maximilian war einverstanden, und die kleine Margaretha befand sich bereits bei Anna von Beaujeu, um in Frankreich erzogen zu werden.

Es ist sehr möglich, daß gerade diese Übereinkunft den Entschluß der klugen Schwester Karls VIII. zerstörte, denn der junge König war inzwischen herangewachsen und wollte sich in bezug auf seine Verheiratung den Plänen der Prinzessin von Bourbon nicht mehr fügen. Man hatte ihm gesagt, es sei für ihn weit vorteilhafter, die Erbin der Bretagne selbst heimzuführen und auf diese Weise sein Reich bedeutend zu vergrößern, während Margaretha von Burgund immer unsichere Ansprüche bringen würde. Karl wurde schwankend und er veranlaßte eine Zusammenkunft mit Anna von Bretagne. Bei dieser Begegnung wurde er von der lieblichen Erscheinung seiner Verwandten so bezaubert, daß er alle früheren Verabredungen über den Haufen warf, rücksichtslos das bei seiner Schwester weilende Kind von Burgund dem Vater zurücksandte und sich unverweilt mit der reizenden Anna von Bretagne vermählte.

Dieser selbständige Entschluß des jungen Königs rief nicht geringes Aufsehen hervor und lenkte die Aufmerksamkeit aller großen und kleinen Höfe auf ihn. Da er bei solchem wichtigen Schritte des Lebens so große Entschlossenheit und zugleich so viel Klugheit bewährt hatte, war voranzusehen, daß er auch in Zukunft klug und energisch verfahren und auf die Vergrößerung seiner Macht und den Glanz seines Hauses bedacht sein würde.

Man machte sofort mancherlei Kombinationen, und unter diesen kam ganz besonders das Anrecht zur Sprache, welches Karl auf das Königreich Neapel erheben konnte. Der jetzige König Ferdinand war kein legitimer Thronerbe und das Haus Anjou konnte allerdings Ansprüche auf den neapolitanischen Thron machen, sobald es Ferdinand von Aragon als Usurpator betrachtete.

Zahrelang bedurfte diese Frage der Entwicklung, und es war schwer, voranzusehen, auf welche Weise Karl in derselben vorgehen werde, da ein Zug nach Italien als ein gewagtes Unternehmen erscheinen mußte.

Inzwischen hatten sich die Verhältnisse durch den Tod des Papstes Innocenz VIII. in Italien verändert. Dieser hatte nach jener merkwürdigen Heilung durch Zuführung gesunden Blutes noch zwei Jahre gelebt und war dann ziemlich plötzlich gestorben, nachdem er noch seinem Sohne Franceschetto große Besitztümer in der Romagna ausgesetzt hatte.



Begegnung Karls VIII. mit Anna von Bretagne.

Franceschetto ging übrigens selbstverständlich durch den Tod des Papstes eines großen Theiles seines Einflusses verlustig, da er gar keine persönliche Achtung besaß. Nun traf es sich für ihn ganz besonders ungünstig, daß fast um dieselbe Zeit auch sein Schwiegervater Lorenzo von Medici so erkrankte, daß dessen Tod gleichfalls erwartet wurde.

Der Einfluß, welchen die herrschsüchtige Clarissa auf ihren Gatten gehabt hatte, vermochte wohl den Glanz des Hauses Medici auf eine hohe Stufe zu bringen, aber der eigentliche Zweck ihrer Bestrebungen war doch nicht erreicht worden. Die Souveräne aller Staaten verhandelten zwar freundschaftlich mit Lorenzo, sie rühmten seinen Geschmack, seine geistige Bildung und seine Kunstliebe, aber im geheimen schüttelten sie doch den Kopf über seinen Ursprung und nannten seine Minister und Gesandten die Geschäftsträger des Hauses Medici.

Clarissa hatte gehofft, die Beziehungen zum Könige von Neapel sollten den Weg zu intimen Verbindungen mit den italienischen Fürstengeschlechtern bahnen, aber König Ferdinand galt selbst nicht für ebenbürtig und wurde von den echten Sprößlingen alter Regentenfamilien über die Achsel angesehen.

Vergeblich hatte Clarissa sich dann für ihren ältesten Sohn Peter nach einer Gemahlin umgesehen, welche ihn mit irgend einem souveränen Hause in Verwandtschaft bringen konnte. Alle Bemühungen blieben erfolglos, und seitdem Savonarola das florentinische Volk gegen die Mediceer als unberechtigte Usurpatoren aufwiegelte, vermehrten sich die Schwierigkeiten. Clarissa beschloß endlich, ihren Sohn mit einer Prinzessin aus ihrer eignen Familie zu vermählen und ihn durch die Ehe mit ihrer Nichte Alfonsine, deren Pate der König von Neapel war, dem Hause Drini noch näher zu stellen.

Lorenzo ließ dies alles geschehen, denn ihm wuchsen die Ereignisse über den Kopf. Peter war ganz unter dem Einflusse seiner Mutter erwachsen; er hatte die Prachtliebe, aber nicht das Verständniß für die Kunst von dem Vater geerbt, der maßlose Stolz, den er der Mutter verdankte, überwog seine andern Fähigkeiten, und der Gedanke, noch einmal als souveräner Fürst über Florenz zu herrschen, war bei ihm völlig zur fixen Idee geworden.

Um dem Hause Medici äußerlich jenen Glanz zu verleihen, welcher ihm durch die Abstammung mangelte, hatte schon Lorenzo keine Summe gescheut, und es war ihm ganz gleichgültig gewesen, ob er sein Haus finanziell ruinierte, wenn er nur seinen Beinamen „il magnifico“ — der Prächtige — wie ihn das Volk nannte, rechtfertigte. Da er in der That die Geschäftsführer seines Hauses zugleich mit den wichtigsten Stellen im Staate betraute, so war es schließlich dahin gekommen, daß fortwährend kolossale Summen aus dem Staatsschatze zur Tilgung seiner persönlichen Schulden verwendet wurden. Endlich war diese Verwirrung so weit gestiegen, daß die Frage entstand, ob das Handelshaus Medici seine Zahlungen einstellen oder ob der Staat die Schulden desselben übernehmen werde.

Und nun geschah das Unglaubliche, daß die Republik ein Arrangement traf, um das Haus Medici vor dem Bankrott zu schützen. Die Obligationen wurden entwertet und die Zinsen auf mehr als die Hälfte herabgesetzt. Lorenzo aber ergriff die Gelegenheit, um sich ganz aus dem Geschäfte zurückzuziehen und sein Vermögen in Grundstücken anzulegen.

War es ein Wunder, daß unter solchen Umständen der Boden bereitet wurde, in welchen Savonarola die Saat seiner Lehren streuen konnte! Für die Florentiner gab es zwei Menschen, die in ihren Augen durch Macht und Ansehen unantastbar waren, diese waren der Papst und Lorenzo von Medici, und gerade gegen diese beiden trat der kühne Dominikanermönch furchtlos und unerschrocken auf. Während man sonst von den Vorgängen am Hofe zu Rom und von den Unternehmungen der Familie Medici wie von Dingen sprach, welche gleichsam als höhere Fügung hingenommen und ertragen werden mußten, wurde jetzt jedesmal neben ihnen der arme unscheinbare Mönch genannt, der sie mit freier Rede bekämpfte und ihrer Wirksamkeit seine eignen Ansichten vom Reiche Gottes auf Erden entgegenstellte. Savonarola war Republikaner auf religiöser Grundlage. Die Gebote Gottes und die durch Christus gebrachte Lehre sollten die Basis der menschlichen Einrichtungen sein. Demut, Arbeitsamkeit und Menschenliebe waren für ihn die Säulen, auf welchen das Gebäude der irdischen Glückseligkeit ruhen sollte.

Es ist nicht ganz leicht, sich ein völlig richtiges Bild des Klosterlebens im fünfzehnten Jahrhundert zu machen. In späterer Zeit hob die Reformation alle Schattenseiten desselben hervor und hat es fast dahin gebracht, daß man allenfalls gelten läßt, einige Mönche hätten eine Art Verdienst durch das Abschreiben alter Pergamente erworben, im ganzen aber seien die Klöster Sitze geheimer Ausschweifungen gewesen. Letzteres ist denn doch nur mit großer Einschränkung richtig. Namentlich haben sich die Dominikaner und Franziskaner stets thätig im Kämpfen um die geistliche Macht gezeigt, allerdings selbstverständlich in ihrem Sinne. Kaum wurde es rufbar, daß der Dominikanerprior Savonarola großes Aufsehen erregte, so weckte dies den Neid der Franziskaner und diese traten als heftige Gegner mit ihm in den Kampf.

Ein Jahr vor Lorenzos Tode war ein Gegner Savonarolas, der Franziskanerpater Mariano, von Florenz nach Rom gereist, um dem Papste Vorstellungen wegen der Gefahr zu machen, die durch den rücksichtslosen Dominikaner herbeigeführt werde. Man sagte damals, Mariano sei durch die Familie Medici zu dieser Reise veranlaßt worden. Innocenz VIII. empfing denselben, und Mariano sagte zu ihm: „Heiliger Vater! Laß diesen Agenten des Satans im Feuer verbrennen!“ Ob nun die gewaltige innere Aufregung im Zusammenhange mit den Anstrengungen der Reise Marianos Gesundheit zerrüttet hatte, genug, es befahl ihm eine Krankheit und er wurde vom Schlage gelähmt, so daß seine Zunge kein Wort mehr hervorbringen konnte.

Dieses Ereigniß bewirkte in Florenz großes Aufsehen und vermehrte Savonarolas Geltung ungemein. Da Lorenzo von Medici gerade in jener Zeit an einem schweren inneren Leiden erkrankte und dazu von heftigen Gesichtschmerzen geplagt wurde, überfiel ihn eine unwiderstehliche Gewissensangst.

Es war an einem düstern Winterabende, als die Familie Medici, mit Ausnahme des Kardinals Johann, im Schlafzimmer Lorenzos auf seinem Landgute Careggi bei Florenz um das große, mit schweren Damastvorhängen umgebene Schmerzenslager des Hausherrn sich versammelt hatte. Clarissa, Peter und Alfontine, sowie Franzeschetto und Magdalena, welche letztere an jeder Hand einen kleinen Knaben hielt, richteten ihre Blicke bald auf das leidende Antlitz Lorenzos, bald auf die nachdenklichen Züge des gelehrten Hausfreundes Pico von Mirandola, der als Arzt fungierte und eine flache Glasschale hielt, worin sich ein Trank befand, der dem Patienten Linderung verschaffen sollte.

Lorenzos matter Blick wanderte vom Antlitz seiner Gattin auf das seines ältesten Sohnes und dann auf die übrigen Glieder seiner Familie. Das Gemach, in welchem er lag, war mit einem kostbaren Hausaltare geschmückt, über welchem eine ewige Lampe vor dem Bilde des Gekreuzigten brannte. Die Wände schmückten Bilder von den berühmtesten Meistern, die zum Theil dem Hause Medici die Möglichkeit zur Entwicklung ihres Talentes verdankten. Lorenzo wußte, daß in den anstoßenden Gemächern unschätzbare Werke alter und neuer Kunst aufgestellt waren, und daß die Pracht der Einrichtung seines Hauses vor keinem Königsschlosse zurückzustehen brauchte. Er dachte daran, daß die Kirchen und öffentlichen Plätze von Florenz durch Kunstwerke geschmückt waren, welche die Stadt seiner Freigebigkeit verdankte, und es ahnte ihm, daß der unsterbliche Wert dieser Schätze auch seinem Namen dauernden Glanz verleihen werde. Aber dennoch mußte er auf seinem Leidenslager sich eingestehen, er sei weit entfernt von dem Ziele, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, und mit heimlichem Grauen beschlich ihn die Befürchtung, vielleicht werde dereinst eine Weltanschauung im Geiste der Lehre Girolamos alle seine Bestrebungen als eitles Blendwerk betrachten. Zwar war der finanzielle Ruin seines Hauses abgewendet worden, aber er wußte nur zu gut, daß das Volk von Florenz ihn nicht mehr liebte wie früher, und er fürchtete, seine Angehörigen möchten in Zukunft noch weniger von der Gunst desselben getragen werden. Das waren die Früchte, welche der Stolz gezeitigt hatte! Statt ihn zu erheben, hatte Gott ihn gedemüthigt und ihm durch den schlichten Dominikanermönch Savonarola gezeigt, daß es in seiner Hand lag, allen irdischen Glanz zu vernichten und an dessen Statt die wahre Gottesfurcht zur Geltung zu erheben.

Während der Arzt und Lorenzos Familie mit stummer Aufmerksamkeit auf die Wirkung des Trankes warteten, um ein Wort der Hoffnung und des Trostes von den Lippen des Kranken zu hören, hatte dieser in seinem Herzen mit allen irdischen Sorgen bereits abgeschlossen und einen Entschluß gefaßt,

der ihm wenigstens eine ruhige Sterbestunde bereiten und den Weg in das Jenseits ebnen sollte. Er machte eine Handbewegung, welche Clarissa veranlaßte, ihm näher zu treten und das Ohr zu seinem Munde zu senken. Jedemfalls wollte er ihr eine wichtige Mitteilung machen. Er flüsterte ihr in der That einige Worte zu, worauf seine Gemahlin den Kopf wieder erhob und sowohl den treuen Freund, wie ihre Kinder ersuchte, das Schlafzimmer auf einige Augenblicke zu verlassen, da der Kranke ihr allein etwas zu sagen habe.

Clarissas Antlitz war bleich, und ihre großen dunklen Augen leuchteten fieberhaft, denn sie litt schwer unter dem Gedanken, daß ihr Gatte, den sie wirklich liebte, vielleicht nicht lange mehr leben sollte. Zwar hatten die Ärzte nicht alle Hoffnung abgesprochen, aber Clarissa kannte ihren Lorenzo, und sie sah den körperlichen Verfall und zugleich die tiefe geistige Verstimmung, welche durch kein Mittel zu heben war. Als sie nun mit ihm allein war, sagte er zu ihr:

„Ich fühle den lebhaftesten Wunsch, mich zum Tode vorzubereiten, und wollte dich bitten, mir den Beichtvater rufen zu lassen.“

Clarissa wurde zwar durch diese Worte aufs neue gebeugt, aber sie bezwang sich und versicherte ihn, daß sie seinem Willen gehorchen wolle. Schon war sie im Begriffe, sich zu diesem Zwecke zu entfernen, als der Kranke mit einer raschen Bewegung ihre Hand ergriff und bei sich festhielt. Mit fieberhaft leiser Stimme sagte er dann zu ihr: „Höre doch zuvor, wen ich zu meinem Beichtiger gewählt habe, aber merke dir, daß es der ausdrückliche Wille eines Sterbenden ist, diesen und keinen andern vor seinem Hingange bei sich zu sehen und aus seiner Hand das Sakrament, als Pfand der Veröhnung mit Gott, zu empfangen. Sende in das Dominikanerkloster San Marco und lasse dem Prior Girolamo Savonarola sagen, er möge zu Lorenzo von Medici kommen, der auf dem Totenbette liege und ihm seine letzte Beichte ablegen wolle.“

Clarissa erschrak heftig. In ihrer stolzen Seele wogte ein wilder Kampf von Empfindungen, aber sie durfte ihrem sterbenden Gatten diese letzte Bitte nicht verweigern.

Selbst die unbeugsamsten Seelen bebten in jener Zeit davor zurück, unvorbereitet in den Tod zu gehen, und Clarissa würde keine Ruhe mehr auf Erden gefunden haben, wäre sie die Ursache gewesen, daß ihr Gatte unveröhnt mit seinem Gewissen gestorben wäre.

Sie bezwang also die Gefühle, welche sich in ihrem Herzen gegen die Zusammenkunft erhoben, und indem sie den Kopf zustimmend senkte, drückte sie leise Lorenzos Hand und ging dann, seinen letzten Wunsch zu erfüllen.

Der Weg von Carreggi bis zum Kloster San Marco war weit, und es durfte keine Zeit verloren werden, um die Unruhe des Kranken nicht zu vermehren. Clarissa gab die nötigen Befehle, worauf zwei Diener zu Pferde mit einem dritten Pferde für den Prior nach Florenz aufbrachen. Sie selbst ging dann wieder in das Zimmer ihres Gatten zurück und setzte sich schweigend an

der Seite seines Bettes nieder. Die Kinder hielten sich zurück, denn sie konnten nichts gegen den seltsamen Wunsch ihres Vaters unternehmen, aber sie waren keineswegs mit der Zusammenkunft einverstanden.

Pico von Mirandola dagegen war hocherfreut, denn gerade er hatte Lorenzo stets zugeredet, eine Aussöhnung mit Savonarola zu suchen. Er drückte auch jetzt dem kranken Freunde zustimmend die Hand.

Clarissa hatte ein Andachtsbuch zur Hand genommen, in welchem sie beim Scheine der ewigen Lampe Gebete las. Lorenzo lag ruhig und suchte seine Seele auf die Unterredung vorzubereiten, welche ihm bevorstand.

Es verging eine lange Zeit, denn die unerwartete Aufforderung überraschte Savonarola nicht wenig und er mußte zuvor mit sich zu Räte gehen, was für ihn zu thun sei. Seinem ganzen Wesen entsprechend, sah er auch hier einen Fingerzeig Gottes, und er machte sich auf, um der Weisung Folge zu leisten.

Als ein Diener vorsichtig in das Krankenzimmer trat und die Meldung machte, daß der Prior von San Marco angekommen sei, erhob sich Clarissa und ging schweigend mit ihrem Andachtsbuche in ihr eignes Gemach nebenan, wo sie sich vor ihrem Betstuhle auf die Kniee niederließ und den Versuch machte, durch eifriges Gebet ihre Gedanken auf Gott zu lenken.

Savonarola trat ein und näherte sich dem Lager Lorenzos, welcher erwartungsvolle Blicke auf den Prior richtete. Obgleich dieser die ganze Bedeutung des Zusammentreffens in diesem Augenblicke lebhaft empfand, behielt er doch nur seine geistliche Aufgabe im Auge und bereitete sich nach kurzem Gruße vor, diejenigen Worte zu dem Kranken zu sprechen, welche als Einleitung zur Beichte gelten. Lorenzo richtete nun das Wort an Savonarola.

„Ihr kennt mich, hochwürdiger Vater“, sagte er, „und ich habe nicht nötig, das Bekenntnis meiner Sünden vor Euch auszusprechen. Was an kleinen Fehlern und menschlichen Gebrechen mir zur Last fällt, wird nicht schwer wiegen; meine Stellung im Leben war derart, daß diejenigen Thaten, auf welche es vor Gottes Richterstuhl ankommen kann, Euch nicht unbekannt sind und nicht von mir wiederholt zu werden brauchen, Ihr selbst habt oft genug Eure Meinung über mich offen ausgesprochen und mir wiederholt gezeigt, daß Ihr viele meiner Handlungen nicht gebilligt habt. Mein Gewissen ist beschwert, ich bekenne es willig, aber ich hoffe, daß Gott mir Barmherzigkeit schenken wird, und darum habe ich gerade Euch, meinen heftigsten Ankläger, zu mir bitten lassen, damit Ihr als Priester an Gottes Statt mir sagen möget, was ich thun soll, um meine Schuld zu sühnen und die Absolution zu erlangen, sofern Ihr glaubt, daß ich durch aufrichtige Reue mich derselben würdig machen kann.“

Savonarola hatte ruhig zugehört. Er wollte nun prüfen, ob die Reue des Sterbenden aufrichtig sei und fragte ihn daher mit ernster Stimme:

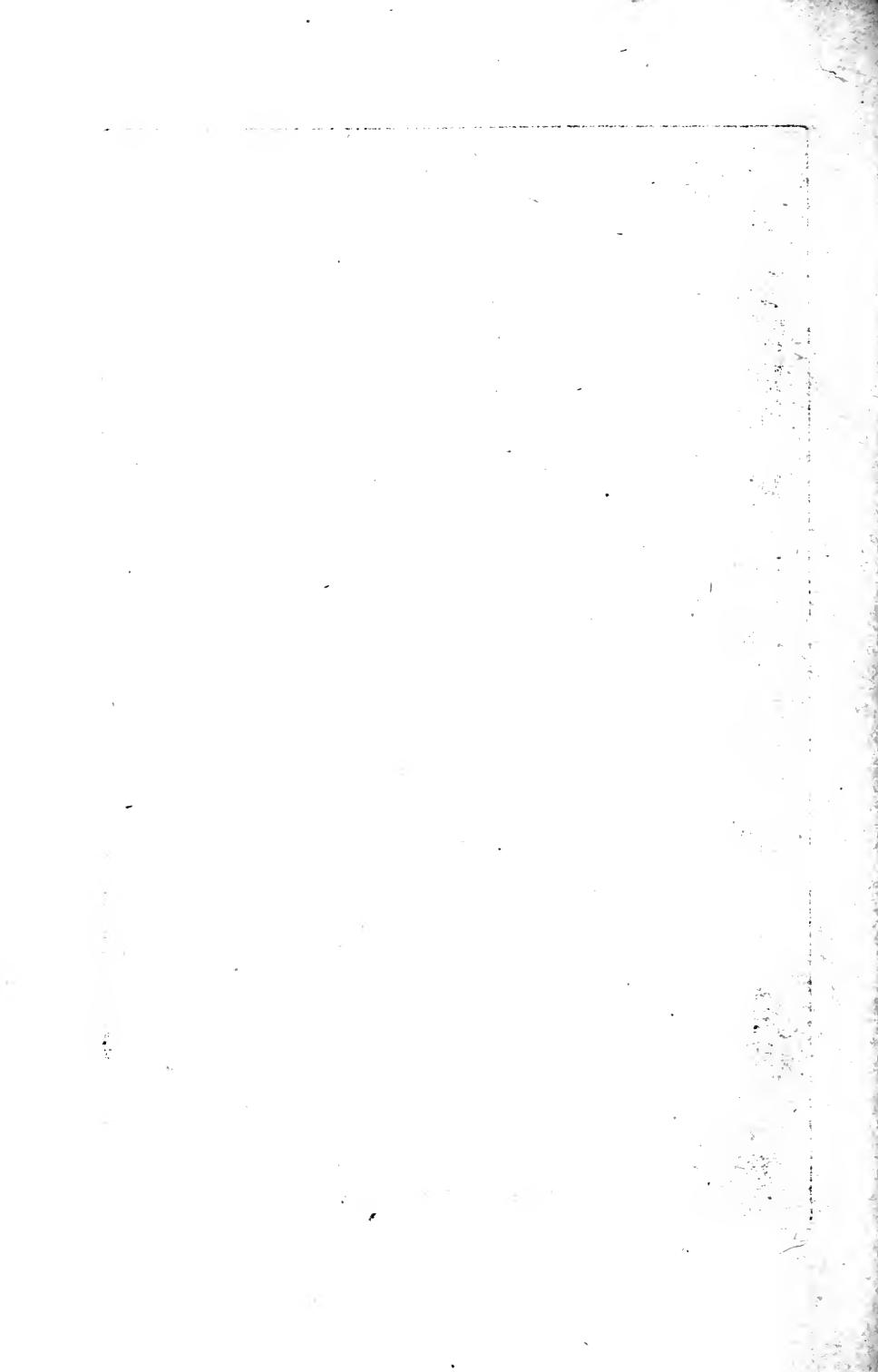
„Glaubt Ihr an die Gnade Gottes und daß diese Gnade alle Sünden hinwegnehmen und Vergebung durch den Mund des Priesters gewähren kann?“



Glaser, Savonarola.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Girolamo Savonarola vor dem sterbenden Lorenzo von Medici.



Der Sterbende versicherte, daß er diesen Glauben im Herzen trage.

„Gut dann“, entgegnete Savonarola, „so werde ich Euch, kraft meines priesterlichen Amtes, die Absolution erteilen, wenn Ihr zwei Bedingungen erfüllen wollt, an welche einzig und allein die zu hoffende Gnade geknüpft ist.

„Zuerst frage ich Euch, ob Ihr all das Gut, welches Ihr in ungesetzlicher Weise Euch zugeeignet habt, den rechtmäßigen Eigentümern zurückgeben wollt?“

Lorenzo überlegte einen Augenblick. Das unsichere, flackernde Licht der ewigen Lampe, die über dem Betpulte hing, warf grelle Streiflichter auf die zuckenden Züge des Kranken, dessen Seele gewaltig kämpfte, aber zugleich beleuchtete es auch die ruhig dastehende Gestalt des Priors. Lorenzo wußte wohl, um welche Besitztümer es sich handelte, denn er hatte bei der Auflösung des Handelsgeschäftes große Summen herausgezogen, die früher aus den Staatsgeldern zu Hilfe genommen waren, und er hatte dafür Güter und Ländereien gekauft.

Es war ein schwerer Entschluß, diese Besitztümer dem Vermögen seines Hauses zu entziehen. Aber ein Mann in seiner Lage kann Gott nicht mit geringen Mitteln versöhnen, und da es ihm aufrichtig darum zu thun war, seine Reue zu bethätigen, so gab er mit einem schweren Seufzer seine Zustimmung und versprach, seine Worte noch vor seinem Ende zur Wahrheit zu machen.

Als zweite Bedingung verlangte nun Savonarola, daß Lorenzo die republikanische Freiheit von Florenz wiederherstelle und die Herrschaft, welche das Haus Medici sich angemäht habe, öffentlich abtreten solle.

Der Kranke konnte seine Aufregung kaum bemeistern. Was der Prior von ihm verlangte, war die Zukunft seines Sohnes, die Hoffnung seiner Familie, die Frucht aller Mühen seines Lebens. Vor seiner bangenden Seele erschien das Bild seiner Gattin, der Genossin aller Sorgen und Mühen, die er bestanden hatte, um das Haus Medici zu erhöhen.

Diese Prüfung vermochte er nicht zu bestehen, denn er hätte damit alles vernichten müssen, was ihn überhaupt an die Erde gefesselt hatte. Er versagte seine Zustimmung und versuchte, den Prior zum Aufgeben dieser Bedingung zu bestimmen. Savonarola blieb fest und verweigerte die Absolution, wenn Lorenzo sich nicht entschließen könne, die geforderte Bedingung zu erfüllen.

Noch ein kurzes Nachsinnen und Lorenzo wiederholte die Erklärung, daß er sich dieser Anforderung nie fügen werde. Zum Zeichen seines Entschlusses wendete er dem Pater den Rücken und sprach kein Wort weiter mit ihm.

Savonarola wartete noch einige Zeit in Geduld, dann entfernte er sich.

Im Vorzimmer traf er den Grafen Mirandola, an dem er mit einem stummen Kopfschütteln vorüberging. Dann verließ er das Landhaus, ohne daß Lorenzo ihn zurückrufen ließ.

Clariſſa hatte den größten Teil der Unterredung vernommen und nur mit Mühe sich zurückgehalten. Schon bei der ersten Bedingung wollte sie die Thür zu dem Krankenzimmer öffnen, aber sie zwang sich auf den Betstuhl zurück

und biß sich die Lippen blutig, um ihren Zorn zu unterdrücken. Bei der zweiten Bedingung hatte sie bereits die Thür gefaßt, um den Widerstand ihres kranken Vatters zu unterstützen. Aber sie vernahm dessen Entgegnung und war nun überzeugt, daß der dreiste Mönch seinen Zweck nicht erreichen werde.

Raum hatte Savonarola darauf das Gemach verlassen, als sie eilig dasselbe betrat. Sie wollte dem leidenden Vatter ihren Dank aussprechen für seine Festigkeit und ihm tröstend sagen, daß Savonarola unmöglich ein rechter Stellvertreter Gottes sein könne. Aber sie unterdrückte jedes Wort, denn der erste Blick zeigte ihr, daß die starke Gemütsbewegung den Kranken sehr angegriffen habe. Erschreckt rief sie nach dem heilkundigen Freunde, der sofort erschien und jede mögliche Hilfeleistung gewährte. Von der stattgehabten Unterredung wurde nicht mehr gesprochen, da alle wußten, daß Pico von Mirandola nicht völlig auf Lorenzos Seite getreten sein würde.

Clarissa benachrichtigte nunmehr auch die Kinder von dem Verlaufe der Unterredung ihres Vatters mit dem Prior von San Marco. Während darauf der letztere wieder nach seinem Kloster zurückkehrte, erkannte Pico von Mirandola die Vergeblichkeit aller weiteren Heilmittel; er erschöpfte nochmals seine ganze Kunst, um Lorenzo kräftigende Arzneien beizubringen, damit wenigstens das fliehende Leben möglichst lang zurückgehalten werde; es war jedoch alles vergeblich, und bald umstanden die trauernden Hinterbliebenen das Lager, auf welchem Lorenzo von Medici seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Clarissa verlor auch jetzt nicht ihre große Willenskraft. Anknüpfend an die Unterredung zwischen ihrem Vatter und Savonarola, machte sie es dem Sohne zur Pflicht, im Sinne des Vatters zu leben und zu sterben und die Größe des Hauses Medici höher zu stellen als jedes andre Interesse. Bei der Leiche seines Vatters versprach Peter der Mutter, dieses heiligen Gebotes eingedenk zu bleiben und sich durch nichts von der Erreichung des Zieles abhalten zu lassen.

Schon bei den Trauerfeierlichkeiten bewies die Familie Medici, sie sei keineswegs gesonnen, die hohe Geltung, welche Lorenzo sich in Florenz errungen hatte, durch den Umstand sich verbittern zu lassen, daß er ohne Absolution gestorben war. Es gab Priester genug, welche erbitterte Gegner Savonarolas waren und sich gern bereit zeigten, dem Toten das in die Gruft nachzusenden, was Savonarola dem Sterbenden verweigert hatte, und so wurden Requiems für seine Seele gebetet, zu denen die Bewohner massenhaft strömten, und über seinem Grabe erhob sich gar bald ein prachtvolles Denkmal von der Meisterhand Verrocchios, welches den Florentinern kund gab, daß die Familie Medici alle andern einheimischen Häuser weit überstrahle.



Zusammentritt des Konklave. Nach Vicart, „Cérémonies religieuses“.

Neuntes Kapitel.

Ludwig Moro hält Hochzeit.



Fast zu derselben Zeit, als Lorenzo von Medici starb, hatte sich der unerbittliche Tod auch dem Papste Innocenz VIII. genahet und dadurch die unwürdigen Ereignisse entfesselt, die sich auf die neue Papstwahl bezogen. Es handelte sich dabei um nichts weiter als um die größten Mittel zur Bestechung der Kardinäle, und die Verhandlungen wurden mit schamloser Offenheit betrieben. Daß in dieser Frist alle Familien, welche mit Rom in irgend einer Beziehung standen, sieberhaft aufgeregert wurden und dem Ergebnis der Papstwahl mit Sorge und Bangen entgegensehen, verstand sich von selbst; kein Wunder, daß auch die Familie Medici einen Teil ihrer Trauer um Lorenzos Tod vergaß, um mit Spannung auf den Zusammentritt des Konklave zu Rom und die Papstwahl zu blicken, denn nicht nur, daß Magdalena's Gatte mancherlei Befürchtungen wegen des unrechtmäßigen Reichthums, den er dem verstorbenen Papst verdankte, hegen konnte, auch die Zukunft des jugendlichen Kardinals Johann Medici kam in Betracht.

Endlich siegte der spanische Kardinal Rodrigo Borgia, der seiner kolossalen Reichtümer wegen alle übrigen Bewerber überbieten konnte und als Papst Alexander VI. den heiligen Stuhl Petri bestieg.

In dieser Wahl fand die stolze Clarissa von Medici den stärksten Trost; denn für die Familie Orsini war das Ergebnis von ganz besonders eingreifender Bedeutung und eröffnete dem Ehrgeize derselben neue Wege. Es war ein Beweis für die unermessliche Gewalt des damaligen Papsttums, daß selbst eine Familie von so ruhmreicher Vergangenheit, wie die Orsini, darüber frohlockte, daß eine Frau aus ihrem Hause in ehebrecherischen Beziehungen zum Kardinal Rodrigo Borgia stand, als dieser den päpstlichen Stuhl bestieg.

Allerdings war die Familie Borgia selbst von hoher Herkunft und die betreffende Frau war mit einem nahen Verwandten des neuen Papstes vermählt gewesen. Schon Papst Calixtus III. entstammte jenem Geschlechte, und unter ihm hatte sich diese spanische Familie zum großen Ärger der alten römischen Häuser Colonna und Orsini in Rom festgesetzt. Mit fünfundsanzig Jahren ward Rodrigo Kardinal; als bald darauf sein Bruder, der gleichfalls in hohen Würden stand und große Reichtümer besaß, plötzlich starb, erbte er dessen sämtliche Güter und wurde dadurch einer der einflußreichsten Kardinäle.

Alle Welt in Rom wußte, daß der neue Papst ein Lebemann der schlimmsten Art war, der frühzeitig schon seine hohe Kirchenwürde bei üppigen Gelagen vergaß und dem öffentlichen Gerede den skandalösesten Stoff gab. Ebenso war es bekannt, daß er mit einer schönen Römerin, Namens Vanozza de Catanei, mehrere Kinder hatte, unter denen der älteste Sohn Casar und die darauf folgende Tochter Lucrezia bereits heranwuchsen. Noch vor der Papstwahl verheiratete er auf Grund einer reichen Mitgift die schöne Vanozza mit einem Mantuaner, der dann in Rom als päpstlicher Kämmerer eine Stellung fand. Darauf trat Rodrigo Borgia mit Frau Adriana, einer geborenen Mila aus dem Hause Borgia und Witve eines Orsini, in freundschaftliche Beziehung und vertraute ihr die Erziehung seiner Tochter Lucrezia an. Madonna Adriana war eine kluge Frau; sie mag wohl gewußt haben, daß der geistreiche Kardinal Rodrigo Borgia zwar an ihrem Umgang dauernd Wohlgefallen finden könne, während seine unerfättliche Sinnlichkeit andre Verbindungen suchen werde, und sie brachte ihn daher selbst mit ihrer eignen Schwiegertochter, der Gemahlin ihres Sohnes Orsinus Orsini, der jungen und schönen Julia aus dem Hause Farnese, zusammen. Bei Adriana Orsini sah der Kardinal die jugendliche Julia bereits vor ihrer Vermählung. Julia war so schön, daß man sie in Rom allgemein „la Bella“ nannte. Sie hatte goldfarbiges Haar, große dunkelblaue Augen und war von Gesichtszügen eine der reizendsten Erscheinungen. Auch ihr Wuchs war nach allen übereinstimmenden Berichten tadellos. Ob dieses herrliche Geschöpf schon vor ihrer Vermählung durch die Kupplerkünste Adrianas in die Gewalt des Wüßlings Rodrigo Borgia geriet, oder ob sie die Sinne

des achtundfünfzigjährigen Mannes erst an dem Tage entflamte, als sie im Glanze entzündender Jugend in seinem Palaste als Braut des jungen Orsini vor ihm stand, ist zweifelhaft, aber ganz gewiß war Julia schon wenige Jahre nach ihrer Vermählung die erklärte Geliebte des Kardinals, und Madonna Adriana duldet dieses schmachvolle Verhältniß, weil sie durch dasselbe die mächtigste und einflußreichste Person im Hause des Kardinals und später am päpstlichen Hofe wurde.

Die Erhebung zur höchsten Würde der Christenheit hing einzig und allein davon ab, welche Summe der Bewerber zahlen konnte — war es da ein Wunder, wenn auch alle übrigen Vorzüge feil geboten wurden, und der Begriff von Tugend und Frauenehre völlig verschwand, sobald es sich um ein glänzendes Loß, um Macht und Besitz handelte? Der Cardinal Borgia hatte seine bisherige Geliebte Vanozza verheiratet, um ein Hinderniß bei der Papstwahl hinweg zu räumen, weil sie die Mutter seiner Kinder war, die von nun an als seine Nessen und Nichten gelten sollten — die kluge Adriana spekulierte richtig, als sie darauf die Blicke des zukünftigen Papstes auf die schöne Julia Farnese lenkte, und — klug zu spekulieren war die höchste Tugend, welche am römischen Hofe Wert besaß.

Bedenkt man, daß am Tage der Papstwahl diese drei Frauen, Vanozza, die ehemalige Geliebte des Kardinals Borgia und Mutter seiner Kinder, die jetzige Geliebte Julia Farnese und Madonna Adriana, die Erzieherin Lucrezia's, die feurigsten Gebete zum Himmel sandten und der Madonna alle erdenklichen Gelübde thaten, wenn die Wahl auf Rodrigo Borgia falle, so hat man ein Bild von der Verwirrung aller religiösen Begriffe und von den damaligen Zuständen der Kirche.

Und nun gelang es wirklich dem Cardinal Rodrigo, die übrigen, mit ihm rivalisierenden Kardinäle zu überbieten. Er hatte alle Stimmen für sich erworben, und da es schließlich auf die Stimme des Kardinals Julius Rovere, des Neffen von Sixtus IV., der später als Julius II. den heiligen Stuhl bestieg, ankam, wurde derselbe durch Erfüllung seines Lieblingswunsches zur Zustimmung veranlaßt. Borgia verpflichtete sich, ihm die stärksten Festungen des Landes zu überlassen, und die Zukunft zeigte, daß der kriegerische Sinn des Kardinals Rovere dieses Zugeständnis zur rechten Zeit wohl zu benutzen mußte.

Zwar empfing Alexander VI. bald darauf die enthusiastischen Huldigungen aller italienischen Herrscher, aber diese äußeren Zeichen entsprachen nicht immer der innern Gesinnung. Am wenigsten war Venedig über die neue Wahl erfreut, während die Medici große Hoffnungen an dieselbe knüpften. Auch Neapel sah mit Mißtrauen auf Alexander, aber am freudigsten begrüßte den Umschwung der Herzog von Mailand, Ludovico Sforza, weil sein Bruder Ascanio Vizekanzler des neuen Papstes war und voraussichtlich den größten Einfluß auf die Staatsgeschäfte haben mußte.

Ludovico Sforza, seiner dunklen Gesichtsfarbe wegen il Moro genannt, war erst kürzlich wieder in Mailand zur Herrschaft gelangt, nachdem sein Haus längere Zeit von der Familie Simonetti verdrängt worden war. Überall in Italien herrschten dieselben Zustände, und nachdem in Mailand die Sforza den Visconti, und dann diese den Simonetti gewichen waren, mußten nun letztere wieder den Sforza die Herrschaft überlassen.

Für Ludwig Moro galt es nun, sich möglichst zu befestigen, und er richtete seine Blicke nach zwei Seiten, um Bundesgenossen zu gewinnen, die ihn kräftig schützen und seine Herrschaft unterstützen konnten. Dies waren die Medici und der neue Papst.

Ludovico war ein Mann von seltener männlicher Schönheit. Seine Gesichtsfarbe zeigte jene dunkle Schattierung, die mit krausen schwarzen Haaren und feurig blickenden Augen vortrefflich stimmte. Seine Gestalt war groß und kräftig, dabei aber geschmeidig, alle seine Bewegungen edel und maßvoll. Er war das Muster eines Mannes, wie jene Zeit sie hervorbrachte, nicht allzu gewissenhaft, wenn es seine eignen Interessen galt, aber doch nicht gerade rücksichtslos und grausam ohne Zweck. Er liebte rauschende Lustbarkeiten, prächtige Feste, große Jagden und Ritterspiele aller Art. Dabei war er aber auch ein Mann von Geschmack, der in seiner Kleidung wählerisch und reich, aber nie überladen erschien. Auch liebte er die Künste, obgleich er darin hinter den Neigungen der Familie Medici zurückblieb. Ludovico durchschaute die Zustände Italiens genau. Ihm lag daran, das schöne Mailand für sein Haus dauernd zu gewinnen und es zu einer der schönsten Städte Italiens zu machen. Ein Familienbündnis mit dem Hause Medici wäre ihm erwünscht gewesen. Frau Clariffa bemerkte dies und überlegte, ob sich ein solches nicht knüpfen lasse. Sie hatte jahrelang wenig nach der einzigen Schwester Lorenzos gefragt und erinnerte sich nun mit einem Male, daß Maria Pazzi ihres verstorbenen Gatten Nichte sei. Wilhelm Pazzi war nach der Verschwörung sehr reich geworden. Wie mochte es den Urenkeln Cosmus' von Medici auf dem entlegenen Kastell Buenfidardo wohl ergehen? Die Tochter des Hauses Orfini hatte keinen rechten Begriff von einem Leben, wie es dort geführt wurde.

Der Aufenthalt des jungen Malers Leonardo da Vinci auf dem Kastell hatte sich einige Zeit hingedehnt, und wäre es nur nach den eignen Wünschen des Künstlers gegangen, er würde gar keinen Abschied genommen haben, denn niemals hatte er glücklichere Tage verlebt, als ihm dort beschert wurden. Des Tags über konnte er mit Peter und dessen Vater die Umgegend durchstreifen, den Freuden der Jagd und des Fischfanges obliegen und dabei viele Zeit seiner Kunst widmen, indem er nicht nur den Entwurf zu dem Madonnenbilde, bei welchem Maria ihm als Modell diente, sorgfältig ausführte, sondern auch mancherlei Studien machte. War er doch längst unter seinen Genossen als origineller Mensch und künstlerisches Genie bekannt.

Man wußte, daß er tagelang einem recht auffallenden Menschengesichte nachlaufen konnte, um es von Grund aus aufzufassen und zu Papier zu bringen. Oder auch, er lud eine Schar Bauern zum Essen ein, machte ihnen Mut, sich recht behaglich zu fühlen, reizte sie zum Lachen und wußte sie mit Hilfe guter Freunde so lange darin zu erhalten, bis sich die grinsenden Gesichter aufs festeste in sein Gedächtnis eingegraben hatten. Dann stürzte er fort und begann zu zeichnen, und es kam oft ein Bild heraus, das kein Mensch ansehen konnte, ohne selbst zu lachen. Es war, als habe er das Bedürfnis eines schreienden Gegensatzes zu jenen wahrhaft himmlischen Gestalten, die er zu schaffen fähig war, in sich empfunden. Er selbst war schön von Antlitz und stark von Körper. In seiner Wohnung hatte er sich mit phantastischem Hausrat umgeben. In seinem Benehmen lebenswürdig gegen hoch und niedrig, und gleich talentvoll als Musiker, Dichter, Bildhauer, Architekt und Mechaniker, dabei doch eine Natur, die etwas zum Abenteuerlichen neigte. Als Knabe schon machten ihm Zeichnen und Modellieren Vergnügen. Sein Vater gab einige seiner Zeichnungen dem Andrea Verrocchio, der Donatellos Schüler und nach dessen Tode der erste Künstler in Florenz war. Dieser drang in den Vater, er müsse seinen Sohn Maler werden lassen und nahm Leonardo in seine Werkstätte auf. Hier wurde gemalt, in Marmor gearbeitet und in Erz gegossen.

Später trieb Leonardo neben den bildenden Künsten auch mechanische und architektonische Studien. Auch hier war sein Sinn auf ungewöhnliche Dinge gerichtet, er grübelte über Erfindungen künstlicher Mühlenwerke, dachte daran, Tunnels durch Berge zu bohren oder ungeheure Lasten fortzuschaffen, sowie an Anstalten, um Sümpfe zu entwässern.

Neben solchen Bestrebungen genoß Leonardo das Leben und seine Jugend. Er hatte seine Freude an Pferden und andern schönen Tieren. Mit dieser Liebhaberei ging die Neigung zu den Naturwissenschaften Hand in Hand. Da er sich auch viel mit Astrologie beschäftigte, so beschuldigte man ihn keiserlicher Ansichten, und jedermann sah ihn mehr als einen Heiden wie einen Christen an. Bald übertraf Leonardo seinen Meister Verrocchio. Auf einem Bilde, das dieser für die Mönche von Vallombrosa malte, ragte ein Engel von der Hand Leonardos derart durch seine Schönheit hervor, daß Verrocchio von der Zeit an das Malen ganz aufgab. Die nächste Arbeit war die Zeichnung zu einem Teppich oder Thürvorhang, der in Flandern für den König von Portugal gewebt werden sollte. Zwischen Florenz, Lissabon und den niederländischen Höfen bestand fortwährend Verbindung. Der Karton zu diesem Teppich wurde lange Zeit bewundert. Er stellte den Sündenfall dar, und die Landschaft mit den Pflanzen und Tieren sowie der Baum mit Ästen und Blättern waren so vollkommen und fein ausgeführt, daß des Künstlers Geduld ebenso bewundernswürdig war wie seine Kunst. Überhaupt war die Sorgfalt, mit welcher Leonardo malte, nur mit der Gewissenhaftigkeit zu vergleichen, mit der er seine Farben und Öle selbst bereitete.

Durch eine dämonische Unruhe bald hierher, bald dorthin getrieben, hatte er auch jetzt sein geliebtes Florenz verlassen. Daß ihn die himmlischen Züge Marias sobald wieder festhalten würden, hatte er nicht vorausgesehen. -

Nun hatte er wie in Verzauberung auf dem einsamen Kastell Buenafidardo gelebt. Wohl war er sich bewußt, daß das liebliche Mädchen sein Herz gefangen hielt, aber es lag nicht im Geiste der Zeit, darüber zu grübeln oder sich unglücklich zu fühlen, obgleich er von Anfang an wußte, daß an eine Verbindung zwischen ihm und der schönen und reichen Nichte Lorenzos von Medici niemals gedacht werden konnte.

Übrigens war ihm Mariens Mutter in andrer Art sehr verehrungswürdig, und er wußte oft kaum, welche von beiden Frauen mehr auf seine künstlerischen Bestrebungen Einfluß übte. Blancas milder und überlegener Geist, die natürliche Würde und Anmut ihres Wesens flößten ihm achtungsvolle Freundschaft ein, und er bewunderte zugleich ihre charaktervolle und immer noch vollendet schöne Erscheinung. In andrer Art entzückte ihn Marias mädchenhaftes Wesen, aber auch dieses Gefühlklärte sich zu einer Art von Verehrung, wie sie damals von vielen Künstlern den Töchtern aus hohen Häusern geweiht wurde. Jedenfalls würde jedoch diese Verehrung sofort zur feurigsten Liebe geworden sein, wenn er sich hätte denken können, daß er der Beschützer oder vielmehr der Gatte des schüchternen und lieblichen Wesens werden könne.

Endlich mußte Leonardo wieder nach Florenz zurückkehren, aber dort empfand er bald, daß seine Seele gleichsam geteilt war. Stundenlang ging er wie ein Träumer umher, und gar oft, wenn er vor der Staffelei saß, schwebten Marias Züge vor seiner Phantasie. Aber keineswegs hemmte dieser Umstand seine weitere Entwicklung, er fühlte sich im Gegenteile angeregt und vorwärts getrieben, denn er fragte sich bei allem, was er that und unternahm, ob er damit auch das Wohlgefallen Marias und ihrer Mutter erringen werde. Nach wie vor verbannte er jeden Gedanken an die Möglichkeit einer engeren Verbindung mit der Familie Pazzi, aber es gab viele Stunden, in denen er es sich als ein beneidenswertes Lebensglück ausmalte, unter Mariens Augen und in ihrer Nähe zu schaffen und zu arbeiten, ihr alle seine Pläne mitzuteilen, ihr Urtheil über seine Werke zu hören und mit ihr über alles dasjenige zu sprechen, was seine Seele erfüllte und den Zweck seines Lebens ausmachte.

Außer den Beziehungen, welche Leonardo da Vinci an die Frauen des Hauses Pazzi banden, hatte sich auch zwischen ihm und Mariens Bruder ein inniger Freundschaftsbund entwickelt, der auf mancherlei übereinstimmenden Charaktereigenschaften beruhte. Beide liebten es, sich tüchtig umherzutummeln und ihre Kraft zu üben, aber für beide waren die Ritterspiele, Fechtübungen und Streifereien durch Wald und Feld, Jagd und Fischfang doch nur Nebensache, während ernstere Dinge ihren Geist beschäftigten. Die Frische und Harmlosigkeit ihres Wesens verbergte eine tiefe geistige Kraft.

Peter hatte längst gefühlt, daß ihm etwas mangelte, wenn er Tag für Tag mit dem Vater umherstreifte und demselben in der Verwaltung seiner Besitzungen zur Hand ging. Wilhelm Pazzi war sein ganzes Leben lang damit zufrieden gewesen, für sich und die Seinigen zu sorgen, in dem beschränkten Kreise seiner Familieninteressen Ordnung zu bewahren, in der Verwaltung der Güter immer mehr Verbesserungen einzuführen. In Peters Seele dagegen lebte der Drang nach größerer, womöglich öffentlicher Wirksamkeit und sein Blick hatte von Jugend auf etwas weiter gereicht, als der seines Vaters.



Leonardo da Vinci im späteren Mannesalter.

Die Erfahrungen, welche Peter bisher gemacht hatte, dienten nur dazu, seinem Wesen größere Reife zu geben. Namentlich als die harmlose Neigung zu seiner Base Magdalena in rücksichtsloser Weise zurückgedrängt wurde, durchlebte er eine Zeit, in welcher ihm das Vaterhaus überall zu eng erschien. Die Zeit milderte diese Unzufriedenheit und das Glück des innigen Familienlebens wiegte ihn in behagliche Selbstvergessenheit. Er liebte seine Eltern und seine Schwester zärtlich, aber das Ansjinnen, aus den höheren Familien seiner Vaterstadt sich eine Lebensgefährtin zu wählen, wies er zurück, denn es regte sich alsdann jedesmal wieder der Wunsch nach einer größeren Wirksamkeit.

Da war nun der Besuch des jungen Künstlers wie ein Lichtstrahl in seine Seele gefallen, und es war gleichsam, als berührten sich die in ihnen wohnenden Triebkräfte, um sich gegenseitig anzuspornen und zu fördern. Wie beneidete Peter den jungen Freund, daß dieser dem Drange seines künstlerischen Genius folgen und seine geistigen Kräfte in einer Laufbahn verwerten konnte, welche ihm die schönsten Triumphe und eine dauernde Einwirkung auf die menschlichen Gemüther versprach! Wenn die jungen Leute zusammen die Umgegend durchstreiften, so ergingen sie sich nicht in oberflächlicher Unterhaltung, sondern sie erwogen, auf welchen Wegen thatkräftige junge Männer sich der Welt nützlich erweisen könnten. Für Leonardo war diese Wahl entschieden, und mit freudiger Zuversicht blickte er auf die vor ihm liegende Künstlerlaufbahn, aber oft erwogen sie die Frage, welche Wege Peter Pazzi einschlagen könne, um gleichfalls auf einem größern Felde mit Erfolg zu schaffen und zu wirken. Die Verhältnisse, aus denen er hervorgegangen und in welchen er erzogen war, mußten dabei berücksichtigt werden, und so kamen die Freunde nach und nach immer öfter darauf zurück, daß eine hohe geistliche Würde die beste Gelegenheit bieten könne für einen Mann, dem eine künstlerische Thätigkeit oder eine kriegerische Laufbahn fern liege, zu einer bedeutenden und segensreichen Wirksamkeit zu gelangen. Beide wußten, daß die höchste Stufe im Reiche der Kirche damals nur durch die gewissenlosesten Mittel erstiegen werden konnte, aber in der unmittelbarsten Nähe dieser höchsten Staffel konnte Großes erzielt werden, was eine Besserung der Zustände anbahnte.

Leonardo hatte dem Freunde von Savonarola erzählt, und sie waren dann ganz naturgemäß auf die Zustände in Rom gekommen.

Man konnte behaupten, daß das damalige Oberhaupt der Kirche der unfittlichste Mensch der ganzen Christenheit war, ein Mann, der keine Rücksichten kannte, wenn es seine Zwecke galt, der nie sein Wort hielt, wenn es sich um seinen Vortheil handelte, der in seiner Politik ohne jedes Rechtsgefühl und in seiner Rache ohne alle Menschlichkeit verfuhr. — Er war ein Priester, der sich zum Verteidiger des Glaubens und zum Feinde der Ketzerei aufwarf, aber selbst für die Religion, als deren Oberhaupt er galt, nicht mehr Achtung besaß als für jede andre Angelegenheit. Durch seine Entschlüsse, welche den Kirchengesetzen zuwiderliefen, rief er ebensowohl die allgemeine Entrüstung hervor, wie durch sein übriges Betragen. Nichts war ihm heilig. Er opferte alles seinem Vortheil, dem Ehrgeiz, oder sinnlichen Wünschen, die er gerade hegte.

Wenn irgend etwas diese Verkommenheit des Papstes entschuldigen könnte, meinte Leonardo, so wäre es die traurige Zerrüttung des seiner Regierung unterworfenen Landes. Der Kirchenstaat war das am schlechtesten regierte Land der Erde, täglich kamen Betrug und Grausamkeiten vor. Die Gewohnheit an diese Dinge hatte das Entsetzen vor ihnen derart abgestumpft, daß man in den abscheulichsten Vorgängen kaum mehr etwas Verwerfliches fand.

Derjenige Teil des Kirchenstaates, der Rom am nächsten liegt, befand sich fast gänzlich unter der Herrschaft der beiden mächtigsten Familien Orsini und Colonna. Die Orsini übten hauptsächlich auf dem Gebiete jenseit des Tiber ihre Herrschaft aus, während die Colonna die römische Campagna und das Sabinergebirge, diesseit des Tiber, beherrschten. Die Orsini wurden als Guelfen, die Colonna als Ghibellinen betrachtet, und diese beiden Bezeichnungen, welche nicht mehr verschiedene Ansichten, sondern tief eingewurzelte Gefühle des Hasses bedeuteten, gaben den Streitigkeiten etwas Wildes und Unerbittliches. Der ganze Adel ordnete sich den beiden Hauptführern unter. Die Savelli und die Conti folgten der Partei der Ghibellinen, die Vitelli derjenigen der Guelfen.

Diese Familien gründeten ihre Macht auf ihre Gewohnheit der Waffenführung und die Anhänglichkeit der Soldaten, während dagegen die päpstliche Regierung thörichterweise die Verteidigung des Staates Mietlingen überließ. Alle Orsini, alle Colonna, ebenso die Savelli wie Conti, kurz der ganze römische Adel bestand aus Condottieri; jeder von ihnen hatte eine Kompanie von Bewaffneten unter sich, die ihm vollständig ergeben war, jeder verhandelte besonders mit den Königen, den Republiken und den Päpsten, in deren Dienste er trat, jeder zog sich in den Ruhepausen, die ihm die fremden Kriege gewährten, in eine seiner Burgen zurück, die er befestigte und wo er neue Kräfte sammelte. Je mehr junge Anführer eine jener Familien besaß, um so stärker fühlte sie sich.

Die langwierigen Kriege zwischen den Colonnas und Orsinis hatten die Landleute in der Campagna völlig aufgerieben, da sie weder Sicherheit für ihre Personen noch für ihr Vieh und die Ernten fanden. Nur die Bewohner der befestigten Schlösser waren vor den Plünderungen der Soldaten sicher. Unter den fortwährenden zerstörenden Streitigkeiten waren ihre Weinberge vernichtet und ihre Olivenbäume verbraunt worden, und so war nach und nach die römische Campagna ohne Bewohner, ohne Bäume, ohne Wohnungen und unterschied sich von einer Wüste nur durch vereinzelte behaute Strecken, denen man ansehen konnte, daß sie mit geringer Zuversicht auf eine Ernte bearbeitet waren. Die schlechte Luft der Maremmen verbreitete sich über die verlassenem Felder, und wenn dann in ruhigen Zeiten die früheren Bewohner eine Rückkehr versuchten, unterlagen sie dem Fieber, und vergeblich unternahmen zuweilen die Edelleute, die Verwüstungen des Krieges wieder auszugleichen, denn bald kamen abermals neue Fehden und Kämpfe, die alles zerstörten.

Zu diesen traurigen Bildern boten die zahlreichen Höfe der kleinen Regenten einen grellen Gegensatz. Sie gaben der Romagna einen Anschein von Eleganz und Reichtum. Jede Residenz war mit schönen Kirchen und Palästen, dazu mit reichen Bibliotheken geschmückt. Einige Dichter und Künstler, einige Gelehrte befanden sich stets in der Umgebung jedes einzelnen Fürsten. Solch geistiger Luxus brachte viele Laster hervor; die Schmeichler eines Fürsten rühmten zwar seine Freigebigkeit, aber die Unterthanen wurden schonungslos gedrückt.

Außerdem richteten die Fürsten ihre Blicke auf Erbschaften, und so entstanden die abscheulichsten Familientragödien, weil man die nächstehenden Verwandten aus dem Wege zu räumen suchte; die Habsucht artete zu einer Grausamkeit aus, die allen menschlichen Gefühlen Hohn sprach.

Leonardo theilte seinem Freunde mit, daß Savonarola alles dieses in seinen öffentlichen Predigten bereits ausgesprochen hatte.

Fortwährend eiferte der kühne Mönch gegen die Zustände am päpstlichen Hofe.

„Ich frage dich, Rom“, rief er eines Tages, „wie es möglich sein kann, daß du noch auf dem Erdboden stehst?“ — Elftausend Kurtisanen seien in Rom zu finden und das sei fast noch zu tief gegriffen. Nachts trieben sich die Priester bei diesen Frauen umher, morgens darauf hielten sie die Messen und theilten die Sakramente aus. Alles sei in Rom käuflich, alle Stellen und Christi Blut selber für Geld zu haben. Aber das Strafgericht werde nicht ausbleiben. Rom und Italien würden gänzlich vernichtet werden. Furchtbare Rächerbanden würden sich über das Land ergießen und den Hochmut der Fürsten bestrafen; die Kirchen, die von ihren Priestern zu öffentlichen Häusern der Schande erniedrigt würden, sollten dann die Ställe der Pferde und des unreinen Viehes sein.

Für ein edel denkendes und von hohem Streben erfülltes Männerherz gab es in jeder Richtung Ziele, welche des höchsten Aufwandes von geistiger Kraft würdig waren. Regten sich doch allenthalben die Keime eines mächtigen Vorwärtsdrängens, denn nicht nur auf den Gebieten der Kunst erhoben sich Kräfte voll edelsten Strebens. Die Wissenschaft wurde von Männern, welche gewaltige Fortschritte versprachen, eifrig gepflegt, wunderbare Entdeckungen kündigten eine ganz neue Epoche der Kultur an. Wer in solcher Zeit das Bedürfnis fühlte, im großen Strom der Begebenheiten zu schwimmen, für den hatte die Möglichkeit, dem Mittelpunkte der Christenheit nahe zu stehen, einen ganz besondern Reiz. Und nur wenigen winkte diese verlockende Aussicht.

Daß Peter Pazzi nicht vergeblich danach ringen werde, war neuerdings seit dem Tode seines Onkels Lorenzo wahrscheinlich geworden, denn nicht nur Clarissa, sondern auch Lorenzos Sohn und Nachfolger, Peter von Medici, hatte die alten Beziehungen zu seinen Verwandten wieder aufleben lassen, und es war außer Frage, daß ihn das Schicksal der Geschwister Pazzi lebhaft interessierte.

Peter von Medici war keine energisch angelegte Natur. Er hatte sich früher dem Einflusse seiner Mutter und seiner Gemahlin Alfonso gefügt, aber gerade jetzt lebten zuweilen die Erinnerungen an die frohe Kinderzeit in ihm auf, und er suchte gleichsam nach einem Gegengewichte für den Einfluß der Familie Orsini. Er war ganz wie der Sohn aus einem souveränen Hause erzogen, und was noch bei seinem Vorfahren als eine Art Anmaßung erschien, war bei ihm schon zur Natur geworden. Mit ihm selbst würden sich die Florentiner vielleicht versöhnt und ihm freiwillig zugestanden haben, daß er stillschweigend als Herrscher galt. Aber der verletzende Stolz der beiden Frauen

aus dem Hause Orsini reizte fortwährend den Unwillen der ersten Familien in Florenz. Hatte Clarissa doch bei wiederholten Gelegenheiten den Frauen aus den ältesten Häusern zugemutet, ihr gleichsam als Ehrendamen zu dienen, und es war vorgekommen, daß sie den Gemahlinnen hoch angesehenner Patrizier, wenn sie zum Besuche bei ihr waren, keinen Sitz anbot, sondern es ganz selbstverständlich fand, daß sie dieselben sitzend empfing, während jene stehen sollten. Ähnliche Überhebungen maßte sich Alfonsine an, und es war daher ganz begreiflich, daß Peter sich zuweilen in dieser Atmosphäre des rücksichtslosen Hochmutes und der starren Form etwas unheimlich fühlte und an die harmlose Zeit seiner Kinderjahre dachte, als er mit seinen Geschwistern im Garten der Villa Pazzi mit Peter und Marias älterer Schwester spielte und die Lentseligkeit des Urgroßvaters Cosmus rühmen hörte. Zwar waren es nur ganz geringe und zufällige Beweise der Sympathie, welche von seiner Seite nach Buenafidardo gelangten, aber sie genügten, um der Familie Pazzi zu beweisen, daß Peter von Medici ihnen persönlich wohlwollte, was allerdings nicht viel bedeutete, solange dessen Mutter und Gemahlin den kalten Stolz festhielten, der die früheren freundschaftlichen Beziehungen gestört hatte. Inzwischen stellte es sich heraus, daß das Verhältnis zwischen beiden Familien eine veränderte Gestalt angenommen hatte, und die Veranlassung dazu gab eben das Bestreben Ludwigs Moros, sich mit der Familie Medici in die engste Verbindung zu setzen.

Leonardo da Vinci war während seines Aufenthaltes auf dem Kastell mit allen Gliedern der Familie Pazzi derart befreundet geworden, daß seine baldige Wiederkehr fast als selbstverständlich gelten mochte. Die wahrhaft brüderliche Zuneigung, welche sich zwischen ihm und Peter Pazzi entwickelt hatte, machte an und für sich schon eine öftere Wiederholung seiner Besuche begreiflich, aber seine an Anbetung grenzende Hochachtung für Maria und Blanca und das aufrichtige Wohlwollen, welches auch zwischen ihm und dem Hausherrn bestand, alles dies stellte ihn der ganzen Familie so nahe, daß man seine Wiederkehr fast wie die eines lieben Verwandten sehnsüchtig erwartete und ihn mit Freuden begrüßte.

Mehrmals war er nun bereits wochenlang auf dem Kastell gewesen, hatte das erste Bild, welches er daselbst begonnen, auch vollendet und es der Kapelle des Kastells gewidmet; andre Arbeiten waren von ihm entworfen und teilweise ausgeführt worden, die Frauen hatten sich lebhaft für deren Entstehung interessiert, und außerdem hatte der Künstler mit seinem Freunde Peter mancherlei architektonische Entwürfe besprochen. Die großartige Wiedergeburt der Künste war und blieb ein Gegenstand ihrer Gespräche.

Mit dem 13. Jahrhundert war der neue in Frankreich entstandene Baustil, den man den gotischen nannte, auch in Italien eingedrungen. Daß nicht Franzosen, sondern Deutsche den gotischen Stil nach Italien brachten, mochte daher kommen, weil in Frankreich bei dem Bau vieler Kathedralen kein Fachmann entbehrlich war. Das herrliche Material kam der neuen Richtung zu

stätten, und der gotische Stil kam gerade zu der Zeit nach Italien, als dort die höchste Begeisterung für monumentale Kirchenbauten herrschte, und so geschah es, daß die antiken Formen sich mit der gotischen verschmolzen und der Kuppelbau sich in riesigen Dimensionen versuchte. Die Fassade nahm oft den Charakter einer Prachtdecoration an, der Turm blieb getrennt oder er wurde bloß an die Kirche angelehnt. Noch im 12. und 13. Jahrhundert gewöhnte man sich in Florenz an die altrömischen Formen. — Das Baptisterium war davon ein starker Beweis, und es hatte sich die Ansicht erhalten, dasselbe sei ein antiker Tempel gewesen. Der Dom wurde dann zuerst nach einem Modelle des Arnolfo und später nach demjenigen des Brunelleschi erbaut. Unter den Päpsten war Nikolaus V. der erste, bei welchem das Bauen zu einer förmlichen Leidenschaft geworden war. Er hatte die Absicht, die römischen Stadtmauern herstellen zu lassen, das Borgo zur Wohnung für die versammelten Kurien umzubauen, den Vatikan und die Peterskirche ganz neu bauen zu lassen.

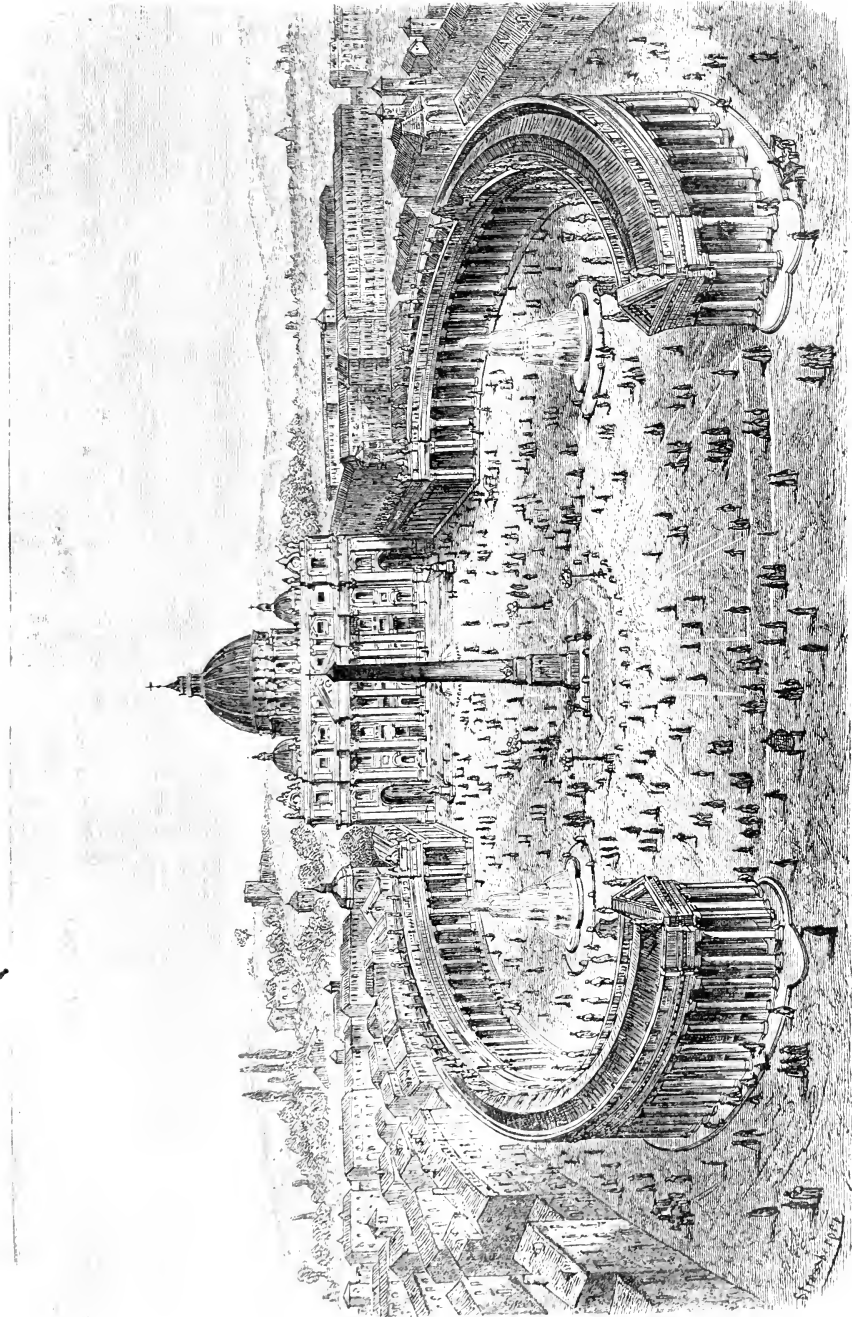
Nicht aus Ehrgeiz, aus Prachtliebe oder Ruhmsucht habe er diese großen Unternehmungen begonnen, sagte er, sondern zur Erhöhung des Ansehens des apostolischen Stuhls bei der ganzen Christenheit und damit künftig die Päpste nicht mehr vertrieben, gefangen genommen oder sonst bedrängt werden möchten.

Von den nächstfolgenden Päpsten Calixtus III., Pius II., Paul II., Sixtus IV., Innocenz VIII. und Alexander VI. verriet keiner mehr diesen hohen Eifer. Zwar ließ Sixtus IV. die mittlere Tiberbrücke, den Ponte Sisto, errichten, die Fontana Trevi wieder für Rom herstellen, aber erst der gewaltige Julius II. unternahm den Neubau der Peterskirche und des Vatikan in großartigem Stile. Er hatte aber auch Männer um sich wie Bramante, Raffael, Balthazare Peruzzi, Antonio da Sangallo und Michelangelo.

Mit dem älteren Pazzi sprach Leonardo auch über mechanische Versuche. Es war bei solchen Unterhaltungen oft lebhaft zugegangen, und mitunter nahm die ganze Familie an den Versuchen teil, die der junge Mann in bezug auf seine wissenschaftlichen Untersuchungen anstellte. Scherzend hatte Frau Blanca wiederholt geäußert, es sei eigentlich fraglich, ob Leonardo mehr zum Maler oder zum Architekten oder zum Mechaniker berufen sei.

Zwar hatte Leonardos Herz Maria gegenüber nicht immer die gleiche Ruhe bewahren können, aber wenn überhaupt von einem leidenschaftlichen Gefühle die Rede sein konnte, trat dies doch in so zart sinniger Weise auf, daß er niemals die Besonnenheit verlor und einer vergeblichen Hoffnung Raum gab.

Eines Tages war er nicht wenig überrascht, als ihn sein Freund Peter Pazzi in Florenz aufsuchte und ihm die Mitteilung machte, daß auch die Eltern mit der Schwester sich zum erstenmale wieder seit vielen Jahren auf ihrer Villa bei der Stadt eingefunden hätten und in verwandtschaftlicher Weise mit den Medici verkehrten. Die Veranlassung dazu sei eine sehr dringende Einladung von seiten Peter Medicis, der den Besuch des Herzogs von Mailand erwarte.



Peterskirche zu Rom.

Leonardo war von dieser Nachricht nicht nur überrascht, sondern schmerz-
lich betroffen, da er sofort vermutete, um was es sich bei der ganzen Sache handelte.

In der That waren bereits Verhandlungen gepflogen worden, um eine
Vermählung zwischen Ludwig Moro und Maria Pazzi herbeizuführen, und
der junge Maler konnte leicht erraten, daß der Herzog Ludwig erwartet werde,
um bei beiderseitigem Wohlgefallen die Verlobung offiziell zu feiern.

Das waren Neuigkeiten, die allerdings unerwartet kamen und vorläufig
das Idyll des Verkehrs auf Kastell Buensifardo gänzlich vernichten konnten.
Peter bemerkte, daß seine Mitteilung den Freund tief und schmerzlich aufregte.
Er blickte ihm teilnehmend ins Auge und drückte ihm schweigend die Hand.

„Nach menschlicher Berechnung“, sagte Peter, „steht unser Haus an der
Schwelle eines großen Glückes. Ludwig Sforza, der Herzog von Mailand,
hat durch Abgesandte bei Peter von Medici um ein enges Bündnis auf Schutz
und Trutz antragen lassen und bei dieser Gelegenheit kam der Plan einer Heirat
zwischen ihm und meiner Schwester zur Sprache. Es wurde darauf mit dem
Herzoge verhandelt und dieser wünschte ein Bild Marias zu sehen. Da nun
unmöglich Marias Züge und der Ausdruck ihres Wesens ähnlicher und sprechen-
der wiedergegeben werden können, als es in dem Marienbilde unsrer Kapelle
durch dich geschehen, so wurde dieses wohlverwahrt dem Herzoge zugesandt.“

Leonardo schlug beide Hände vor das Gesicht, und es schien dem Freunde,
als entringe sich ein Seufzer der beengten Brust des Künstlers.

Dieser bezwang sich jedoch und konnte endlich die Frage hervorbringen:

„Und Maria?“

„Meine Schwester fügt sich dem Willen meiner Eltern. Wenn die Ver-
bindung zustande kommt, und sie findet kein Glück, wird sie ihr Schicksal in
Geduld und Demut tragen. Sie vertraut auf die Gnade des Himmels.“

„Und ist diese Ehe von seiten des Herzogs bereits eine beschlossene Sache?“
fragte Leonardo.

„Als das Bild ihm gesandt wurde“, versetzte Peter, „war selbstverständ-
lich ein Geschäftsträger des Hauses Medici dabei, der die genauen Bedingungen,
welche dem Heiratskontrakte zu Grunde gelegt werden sollen, mit dem Herzoge
besprach. Es ist nicht die Tochter Wilhelm Pazzis, sondern die Nichte Lorenzos
von Medici, welche Ludwig Moro heiratet, und das gegenseitige Bündnis der
Häuser Sforza und Medici ist der eigentliche Zweck dieser Ehe.“

Leonardo hatte diesen Worten zugehört; er war niedergeschlagen, aber auch
diese Stimmung ging vorüber. Hatte er nicht immer gewußt, daß Maria zu
hoch für ihn sei, und war es nicht gewissermaßen nur eine Bestätigung dieser
seiner Ansicht, wenn sie zur regierenden Herrin, zur Herzogin von Mailand
wurde? Im Verlaufe des Gespräches mit dem Freunde gewann er immer mehr
seine Fassung wieder, und es war ihm zuletzt, als handle es sich um die Ver-
heiratung einer teuren Angehörigen von ihm. In gespannter Erwartung

erkundigte er sich nach allen Einzelheiten, und da es bekannt war, daß Ludwig Sforza ein thatkräftiger und hochstrebender Mann sei, unterdrückte er jeden Funken von Eifersucht und wünschte von ganzem Herzen, Maria möge an der Seite ihres künftigen Gatten ein recht glückliches Loß finden.

Es war natürlich, daß Leonardo noch an demselben Tage sich in der Villa einfand, um dort die Familie Pazzi zu begrüßen.

Behmütige Gefühle bestürmten ihn, als er Maria wieder sah.

Noch durfte die bevorstehende Verlobung nicht als eine abgemachte Thatsache behandelt werden, aber in der eigentümlich liebreizenden und dabei doch zurückhaltenden Verschämtheit, mit welcher sie dem Künstler die Hand reichte, lag für beide Teile eine Art von Verständigung.

Leonardo aber pries sich innerlich glücklich, daß er nie die Grenzlinie überschritten hatte, welche den einfachen Künstler von der Tochter aus hohem Hause schied. Nun konnten sie sich bleiben, was sie sich immer gewesen, und nur der eine Gedanke trübte des jungen Mannes Stirn, daß die angebetete liebe Frauenblüte vielleicht bald auf immer seinem Gesichtskreise entrückt werde.

Das Elternpaar Pazzi war selbstverständlich in sehr glücklicher Stimmung, denn da Herzog Ludwig ein Mann schien, dessen Vorzüge Glück bringen konnten, durfte die Aussicht auf die glänzende Versorgung ihrer einzigen Tochter beiden als die Erfüllung der liebsten Wünsche erscheinen.

Wenn etwas die frohe Stimmung in der Familie Medici stören konnte, so war es der Umstand, daß das Wiedersehen zwischen Magdalena, der Gemahlin Franceschetto Cybos, und Peter Pazzi nicht vermieden werden konnte.

Magdalena hatte sich in ihr Loß gefunden; sie bekümmerte sich wenig um ihren Gemahl, dessen Augenmerk hauptsächlich auf Vermehrung seines Einkommens gerichtet war, damit er seinen Neigungen frönen konnte. Sie selbst hatte vom Vater die Prachtliebe geerbt, und es schien fast, als bereite es ihr doppelte Freude, wenn sie durch den Glanz ihres Haushaltes, durch Kleiderpracht, rauschende Feste und kostspielige Anschaffungen aller Art ihrem Manne große Summen entlocken konnte, die er lieber im Spiel vergeudet hätte. Sie galt daher im Kreise ihrer Bekannten als eine Verschwenderin im größten Maßstabe, und ihr Schmuck wie die kostbaren Stoffe, welche sie mit teuren Summen erkaufte, erweckten den Neid aller andern Frauen.

Aber dieses oberflächliche Geschöpf, das nur in glänzenden Gewändern dahinrauschte, schien nun mit einem Male wie umgewandelt, seitdem sie den Jugendgeliebten wieder sah. Sie wurde still und in sich gekehrt, vernachlässigte ihre Kleidung und sandte die Händler, welche täglich mit Vorschlägen, Mustern und neuen Anträgen in den Palast kamen, ganz gegen ihre Gewohnheit unverrichteter Sache fort, ohne auch nur auf ihre Empfehlungen zu hören.

Ihr Gemahl fühlte bald den Grund dieser veränderten Stimmung heraus und geriet darüber in Wut, aber er war ungeschickt in der Führung der Waffen,

dazu wenig beliebt und ohne viele Anhänger; hätte er auf Rache ausgehen wollen, so würde nur der Ausweg geblieben sein, gedungene Mörder dem Nebenbuhler in den Weg zu senden.

Clariffa von Medici sah dies ein, und bei der gegenwärtigen Sachlage mußte ihr alles daran gelegen sein, eine solche Familientragödie zu verhüten. Sie begrüßte es daher wie eine glückliche Wendung, als ihr eigener Sohn Peter ihr eines Tages berichtete, daß ihm sein Vetter Peter Pazzi sein Herz erschlossen und ihm mitgeteilt hätte, er finde an dem stillen Leben auf den ererbten Gütern wenig Geschmack, vielmehr würde er eine Laufbahn auf diplomatischem Gebiete, etwa in der Nähe des Heiligen Stuhles, mit Freuden betreten.

Das war ein Wink für Clariffa Orsini, und noch einmal regte sich in ihr die alte Neigung zum energischen Eingreifen in die Verhältnisse.

Noch während der Festlichkeiten, die zu Ehren des Herzogs stattfanden, setzte sie sich mit ihrer Familie in Rom in Verbindung und teilte den betreffenden Persönlichkeiten die bevorstehende Verbindung zwischen Maria Pazzi und dem Herzoge von Mailand mit, wobei sie zugleich den Wunsch aussprach, ihren Neffen Peter Pazzi am römischen Hofe verwendet zu sehen. Es währte nicht lange, so wurde ihr mit Sicherheit der nächste erledigte Kardinalshut für ihren Neffen, den zukünftigen Schwager des Herzogs von Mailand, zugesichert.

Die Verheiratung einer Verwandten des Hauses Medici mit dem Herzoge Ludwig Moro war für ganz Italien ein wichtiges Ereignis, denn die Familie Sforza, obgleich längere Zeit vertrieben und kaum wieder in ihre Rechte eingesetzt, gehörte zu den angesehensten Geschlechtern.

Der Vater Ludwigs, der von den Viscontis verdrängt und dessen unermessliche Reichthümer zum Theil eingezogen waren, hieß Galeazzo; er war zugleich der Vater von Blanca Sforza, welche der deutsche Kaiser Maximilian geheiratet hatte, nachdem seine Werbung um Anna von Bretagne gescheitert war.

Obgleich Ludwig auf dem neu erstiegenen Herzogsthronen sich noch nicht sicher fühlte, standen ihm doch mancherlei Verbindungen zur Seite, die allerdings den geringen Halt, den er unter den italienischen Fürsten hatte, wenig befestigen konnten. Deshalb hatte er sein Augenmerk auf die Familie Medici gerichtet, und zwar hauptsächlich in Rücksicht auf Lorenzos Stellung und die gewisse Hoffnung, daß dessen Sohn Peter in kurzer Zeit die Souveränitätsrechte erlangen werde. Von seiten des Hauses Medici war diese Heirat nur eine Folge ehrgeiziger Kombinationen, denn hätte Peter eine Schwester gehabt, so würde diese an Marias Stelle Herzogin von Mailand geworden sein. Die Töchter aus hohen Häusern wußten von Jugend an, daß ihr Schicksal in dieser Weise bestimmt wurde. Sie erwachsen meistens derart in geistiger Abhängigkeit, daß sie kaum an eine eigne Wahl dachten.

Dies war jedoch bei Maria Pazzi ebensowenig der Fall, wie bei Magdalena Medici, und wenn sie auch nie gewagt hätte, dem Willen ihrer Eltern

und Verwandten sich zu widersetzen, betete sie doch Nacht und Tag in ihrem Herzen zur Jungfrau Maria, daß der Herzog von Mailand wenigstens ein Mann sein möge, den sie achten und ehren könne, kein ungestalteter Mensch, kein roher oder blutgieriger Tyrann, und wenn es möglich wäre, so flehte sie, daß er ein hübscher und liebenswürdiger Fürst sei, dann wolle sie in dankbarer Ergebenheit der heiligen Jungfrau alle erdenklichen Ehren erweisen und ihren Gatten so innig lieben, wie es einer treuen Gattin gezieme.

Viele Herzen pochten stärker an dem Tage, als Ludwig Moro in Florenz einritt und im Palaste Medici mit seinem zahlreichen Gefolge abstieg. Aber kein Herz schlug höher als das der jugendlichen Braut, die zwischen ihrer Mutter und ihrer Tante Clarissa und umgeben von ihren Verwandten und zahlreichen Ehrendamen in der großen Halle zu ebener Erde den Bräutigam erwartete. Als dann der Bräutigam an der Schwelle erschien, neben ihm Peter von Medici, die beiden Pazzi und ein Teil seines Gefolges, da erschrak sie fast vor freudiger Überraschung, denn so männlich schön, so edel in der Erscheinung hatte sie ihn sich nicht gedacht, obgleich das Gerücht in letzter Zeit manches über seine Gestalt und seine Züge bis zu ihr getragen hatte. Die Sitte verlangte, daß die Frauen dem Gaste einige Schritte entgegengingen, aber Maria erbehte bei jeder Bewegung, und glühendes Rot überzog ihr Gesicht, je mehr sie sich ihm näherte.

Offenbar war der Herzog nicht minder freudig überrascht beim Anblicke der holden Gestalt, die er nun bald die Seinige nennen sollte. Er fand kaum die nötigen Worte, um die Frauen zu begrüßen, und Maria wußte dann wieder kaum, was sie auf seine Anrede erwiderte. Aber ihre liebliche Verlegenheit gab dem Herzoge das Gefühl seiner männlichen Sicherheit wieder, und ohne erst zu fragen, ob das, wozu sein Herz ihn trieb, auch den vorgeschriebenen Gebräuchen entsprach, faßte er sie in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

Damit war der Zauber gelöst und die Befangenheit geschwunden. Innig beglückt, fühlte sich Maria in Liebe zu dem ihr bestimmten Gatten hingezogen. Dieser selbst vergaß im Anblicke seiner schönen Braut alle ehrgeizigen Pläne und großen Zukunftsgedanken. Er ergriff die erste Gelegenheit, welche sich zu einem vertraulichen Gespräche bot, um zu Maria zu sagen:

„Ich fühle mich strafbar und verächtlich, seitdem ich Euch von Angesicht zu Angesicht gesehen. Wollt Ihr Gnade üben und mir die Sünde verzeihen, die ich an Eurer Holdseligkeit beging?“

„Welche Sünde meint Ihr, Herr Herzog?“ flüsterte Maria.

„Diejenige“, versetzte der Herzog, „daß ich Euch heiraten wollte, bevor ich Euch kannte und wußte, wie heiß man Euch lieben muß, wenn man in Eure schönen Augen geblickt hat.“

Maria lächelte. „Solche Sünde“, sagte sie, „muß gebüßt werden durch unveränderliche Treue, dann ist sie im voraus verziehen.“

Der Herzog war entzückt über diese treffende Antwort. Sein feuriger Blick wurde weich und mild, so oft seine Augen denen seiner reizenden Braut begegneten. Er war in der liebenswürdigsten Laune und fühlte sich ganz als Glied der Familie Medici, was dann wieder bewirkte, daß diese ihn mit voller Herzlichkeit aufnahm.

Wilhelm Pazzi hatte nicht nötig, seine Tochter dem Herzoge von Mailand mit leeren Händen zu übergeben, und obgleich er sich gefallen lassen mußte, daß sein Neffe, als das Haupt der Familie Medici, die Hochzeit ausrüstete, hatte er selbst doch die Mitgift so hoch bestimmen können, daß selbst Ludwig Sforza darüber verwundert war. Die Unterhandlungen nahmen daher einen raschen und günstigen Verlauf, so daß die Vermählungsfeier schon bald nach der ersten Zusammenkunft, der sofort die Verlobung folgte, festgesetzt werden konnte. Die Vorbereitungen dazu nahmen viele Wochen in Anspruch, denn Peter von Medici wußte sehr genau, daß sämtliche Fürstenhäuser Europas sich darüber berichten lassen würden, und es durfte daher nichts außer acht gelassen werden, was den bereits sprichwörtlich gewordenen Glanz des Medicerhauses erhöhen konnte.

Die Vermählungsfeierlichkeiten währten mehrere Tage, und die Hochzeit selbst wurde dann wirklich mit solcher Pracht in Szene gesetzt, daß selbst die stolzeste Fürstentochter sich durch dieselbe geehrt gefühlt hätte.

Aus allen Kreisen der Bevölkerung von Florenz wurden der lieblichen Braut Andenken überreicht, und die Feindseligkeit gegen den Namen Pazzi schien in das Gegentheil umgewandelt. Am längsten verweilten Marias Blicke bei einem kostbaren Gebetbuche mit herrlich gemalten Initialen und Arabesken von der Hand des Künstlers Leonardo da Vinci. Sie zerdrückte eine Thräne und behielt das schöne Geschenk bei sich während der Trauungszeremonie. Die Stadt gab dem Brautpaare ein großes Ritterspiel mit darauffolgendem Bankett. Man war in Florenz gewiß an prachtvolle Feste und glänzende Ausschmückung gewöhnt, aber der Reichthum, den das Haus Medici an diesem Tage zur Schau trug, blendete selbst die Augen der Bewohner dieser üppigen Stadt. Zwischen kunstvoll gewundenen Blumenkränzen prangten gemalte und gewirkte Teppiche, die an Farbenpracht mit der Natur wetteiferten. Am Abend beleuchteten Fackeln die Umgegend des Palastes, und das Volk drängte sich scharenweise umher, nicht nur der rauschenden Musik und des Anblickes der Gäste wegen, sondern weil von Zeit zu Zeit von freigebiger Hand Geld aus den Fenstern geworfen wurde, um welches sich dann die Menschen auf der Straße jauchzend stritten.

Am Abend vor der Hochzeit waren von den edelsten Herren und Damen der Stadt auf der Villa Pazzi einige kleine Bühnenspiele, von jener Art, die man Moresken nannte, aufgeführt worden, bei welchen auch der Herzog Ludwig und seine anmutige Braut tanzten. Alle Anwesenden waren darüber einig, daß ein schöneres Paar gar nicht denkbar sei.



Behntes Kapitel.

Das Reich des Minnefangs.

Schon unter König Ludwig XI. von Frankreich, dem Vater Karls VIII., hatte die französische Nation begonnen, sich in Macht und Ansehen zu heben. Noch kurz vor seinem Tode hatte Ludwig von dem Könige René die Provence und damit auch die Ansprüche auf den Thron von Neapel geerbt. René's Name war nicht nur durch seine Herrschertugenden, sondern auch durch den romantischen Schimmer berühmt geworden, den seine poetische Begabung und die Pflege des Minnegefangs an seinem Hofe ihm verschafften. Wenn in Italien augenblicklich die bildenden Künste unter dem Einflusse der Ausgrabungen von Meisterwerken der antiken Welt eine herrliche Wiedergeburt erlebten, so hatte bereits früher die Dichtkunst daselbst durch Dantes „Göttliche Komödie“ ihren höchsten Triumph gefeiert. Aber merkwürdigerweise waren die befruchtenden Keime für die Baukunst unter der Form gotischer Kathedralen von Frankreich nach Italien gekommen, und ebenso hatte früher Dante seine ersten Anregungen von dort geholt. Wohl verließ alsdann die wiedergekehrte alte Welt in Italien den Künsten eine neue Blüte, aber Frankreich durfte doch den Anspruch erheben, an dieser Wiedergeburt einen großen Anteil zu haben.

Der Inhalt von Dantes Göttlicher Komödie bezieht sich zum größten Teile auf das Jahrhundert, in welchem die Guelfen und Ghibellinen sich in Florenz befehdeten. In seiner Jugend Guelfe, wurde er später Ghibelline und schrieb und dichtete für seine Partei, die auf die Ankunft eines deutschen Kaisers die kühnsten Hoffnungen setzte. In seinen Versen wurde zum erstenmal die italienische Sprache zum Unterschiede von den früher üblichen Dialekten klar und fest dargestellt. Sein Freund Giotto hat uns ein Bild von dem Kopfe des Dichters hinterlassen, dessen ernste Züge eine ahnungsvolle Seele verraten. Sowohl in Dante wie in Giotto zeigt sich ein neuer Aufschwung des italienischen Geistes. Dante hatte in Paris seine Studien gemacht, in Frankreich hatte auch Giotto gemalt. Dantes Porträt ist Giottos berühmteste Arbeit.

Seine Madonnen haben noch einen Nachklang des byzantinischen Madonnen-typus. Auch er arbeitete bereits als Maler, Bildhauer, Architekt, führte in Neapel und Mailand große Werke aus und wurde von den Päpsten nach Rom und Avignon berufen.

Dante und Giotto blieben Freunde bis an das Ende ihres Lebens. Als Giotto nach Ferrara kam und Dante in Ravenna davon hörte, brachte er es dahin, daß jener nach Ravenna berufen wurde.

Das berühmteste Denkmal, das der Meister hinterlassen hat, bleibt der Glockenturm, der neben dem Dome Santa Maria del Fiore in Florenz steht, viereckig, und von oben bis unten mit Marmor bekleidet. Es war Giotto nicht vergönnt, diesen Turm zu Ende zu bauen, sowenig wie Arnolfo die Vollendung des Dombaues selbst erlebte. Giotto hatte den Auftrag erhalten, einen Turm aufzurichten, der alles überrage, was griechische und römische Kunst hervorgebracht habe. Die aus schwarzen und weißen Marmortafeln zusammengesetzte Bekleidung ist mit den schönsten Ornamenten und Bildhauerwerken bedeckt.

Er starb 1336, fünfzehn Jahre nach Dante, und sein Einfluß auf die florentinische Kunst erhielt sich bis zum Ende des Jahrhunderts. Mit dem Beginne des folgenden treten Ghiberti, Brunelleschi, Donatello und Masaccio auf, von denen jeder die künstlerische Hinterlassenschaft Giottos weiter ausdehnte.

Inzwischen entwickelte sich im südlichen Frankreich unter dem Einflusse der maurischen Poesie und Kunst ein wunderbares Leben in bezug auf die Sprache und die epische und lyrische Poesie.

Ob der Umstand, daß der päpstliche Hof während der Zeit des Schismas in Avignon residierte, auf die Entfaltung künstlerischer und poetischer Wirksamkeit in dortiger Gegend Einfluß übte, bleibt fraglich. Damals wurden die Mauren in Spanien hart bedrängt, und die mit ihnen stammverwandten Juden teilten ihr Loos, aber die hohe Begabung dieser Stammesgenossen auf geistigen Gebieten übte nichtsdestoweniger sowohl in Spanien wie im südlichen Frankreich den mächtigsten Einfluß aus. Der Islam sowohl wie das hebräische Gesetz waren der Skulptur und Malerei feindlich gesinnt, aber um so üppiger regte sich das künstlerische Schaffen auf den Gebieten der Architektur und der Dichtkunst, und nach beiden Richtungen hin wurden durch maurischen Einfluß Werke geschaffen, welche die Bewunderung ihrer Zeit hervorriefen und von großem Einfluß auf die ganze Entwicklung des künstlerischen Lebens waren. Hand in Hand mit der Baukunst ging das Bestreben, durch geschmackvolle Gartenanlagen mit Terrassen, Teichen und Springbrunnen den prachtvollen Schöpfungen der Architektur eine entsprechende Umrahmung zu geben. Alles, was die Phantasie in freiem Schwunge auszudenken vermag, fand bei den Mauren seine schönste Entfaltung. Wie sie in ihren Bauwerken geschwungene Linien und buntes Farbenspiel liebten, so brachten sie in ihren Gärten lauschige Grotten und labyrinthische Gänge an, mit welchen wundervolle Blumenbeete und

rauschende Wasserkünste abwechselten. Auch die Tanzkunst fand gerade bei ihnen eine besondere Pflege, und die sogenannten „Moretken“ waren lange Zeit an allen Höfen beliebte Bühnenspiele mit Tanzunterhaltungen. —

Während ihres wiederholten Aufenthalts im südlichen Frankreich hatten die Mauren daselbst reichliche Spuren ihres geistigen Einflusses hinterlassen.



Dante im Atelier Giotto's. Nach G. Vogel.

Jene wunderbaren orientalischen Zaubermärchen, welche das heiße Klima Arabiens der menschlichen Phantasie eingibt, waren unter dem Einflusse der milderer und gerade darum so bezaubernden Luft Südfrankreichs zu poetischen Gebilden geworden, in denen die Tapferkeit und alle ritterlichen Tugenden, mit abenteuerlichen Vorgängen vermischt, eine Hauptrolle spielten. Dem Einflusse des Christentums mochte es zuzuschreiben sein, daß die glühenden Liebesabenteuer des Orients zu jener zarten Huldigung edler Frauenschönheit wurden, welche im Verlaufe der Zeit den Namen der Valanterie erhielt. Wie in der christlichen Kirche die

reine Himmelskönigin Maria die höchste Verehrung genoß, so wurde auch schönen und reinen Frauen eine Art von Anbetung gezollt, und vereinte eine solche Frau Anmut des Geistes mit körperlichem Reiz, hoher Geburt und reichem Besitz, so bildete sich ein ganzer Hof von schwärmerischen Rittern um sie, die sich theils darum bewarben, in ihren Dienst treten zu dürfen, oder freiwillig ihr Wappen und ihre Farbe trugen und sich auf diese Weise ihrem Dienste widmeten. Solche Ritter thaten alles, was sie unternahmen und vollbrachten, in der schwärmerischen Hoffnung, durch irgend eine Gunstbezeigung ihrer Dame, sei es auch nur das Geschenk eines Bandes, eines Handschuhs, durch ein reiches Wort oder einen zärtlichen Blick belohnt zu werden. Diese ritterlichen Gefinnungen und daraus entspringenden Huldigungen fanden auch in mancherlei friedlichen Festen ihren Ausdruck.

So versammelte sich an einem herrlichen Frühlingsabende auf einer Ebene nahe bei dem berühmten Orte, wo einst Petrarca seine herrlichen Sonette zu Ehren der schönen Laura dichtete, eine zahlreiche Versammlung von Herren und Damen mit stattlichem Gefolge von Zosen und Dienern; die Herren auf mutigen, schäumenden Rossen, die Damen auf schön gezäumten edlen Zeltern. Sie stiegen ab, denn sie waren am Ziele ihres Rittes angelangt, da sich auf der Ebene ein Zeltlager zeigte, welches zu ihrer Aufnahme bestimmt war. Man befand sich einige Stunden von dem Schlosse Baudemont, woselbst Zolanthe, die Tochter des Königs René, mit ihrem Gemahl Jaufred wohnte. Schloß Baudemont war seiner Gastlichkeit wegen berühmt, aber diesmal beherbergte es so edle Herren und Damen, wie es selten vorkam; König Karl VIII. hatte in Begleitung seiner jungen Gemahlin Anna von Bretagne seiner Base Zolanthe einen Besuch abgestattet, und ihm zu Ehren sollte ein Fest stattfinden, welches ganz an die alten Sitten der Provence und an den Hof des Vaters der Gräfin von Baudemont erinnerte.

Es ging die Sage, daß Zolanthe als Kind blind gewesen sei und erst als Jungfrau durch die Kunst eines maurischen Arztes das Augenlicht erlangt habe. Sie war nun lange Jahre verheiratet und Mutter blühender Kinder, aber sie setzte das Leben, welches ihr Vater geführt hatte, in gewisser Weise fort, indem sie und ihr Gemahl der schönen Poesie huldigten und mit den größten Minnedichtern in regem Verkehr blieben.

Die Zeiten schwerer Drangsale waren für Frankreich vorüber. Fünfzig Jahre waren vergangen, seitdem das Wundermädchen Johanna d'Arc die französischen Truppen begeistert und gegen die Engländer von Sieg zu Sieg geführt hatte. Seitdem hatte sich unter mancherlei Kämpfen ein einiges und starkes Königreich gebildet, und Karl VIII. blickte auf ein mächtiges stehendes Heer, welches ganz seinem Willen gehorchte, so gut diszipliniert, wie es kein zweites in der Welt gab. Welche Pläne sein Ehrgeiz für die Zukunft ersinnen werde, war noch nicht vorauszusehen, denn sein junges Eheglück ließ ihn vorläufig

von allen Staatsgeschäften absehen, und so war denn auch gerade jetzt der geeignete Moment, um einmal als Gast der Gräfin Yolanthe eine Art Schäferspiel mitzumachen.

In jenem gesegneten Landstriche begünstigt das unveränderlich klare und schöne Wetter derartige Unternehmungen, und so waren denn schon tags vorher die prächtigen Zelte errichtet worden, in welchen die Gäste ihr Unterkommen finden und die Zusammenkünfte geschehen sollten.

Für das Königspaar war ein besonders geschmackvolles Zelt von blauer Seide mit goldenen Lilien bereit. Es war natürlich überall für die größte Bequemlichkeit gesorgt und alles derart geordnet worden, daß sich jeder einzelne Gast wohl und behaglich fühlen konnte. Vor den Zelten der vornehmsten Gäste, namentlich vor denjenigen, in welchen der König und die Königin wohnten, waren Wachen aufgestellt, welche jede Störung fernhielten. Diese Wachen sowie die Dienerschaft hatte man in phantastische Tracht gekleidet, und die Farbe ihrer Gewänder harmonierte jedesmal mit den Farben des Zeltes, zu welchem sie gehörten. Die Herrschaften selbst hatten sich nach Geschmack leicht und doch kostbar gekleidet, die Herren ohne Rüstung und die Damen statt des Goldes und der Edelsteine nur mit frischen, köstlich duftenden Blumen geschmückt. Überhaupt war für einen reichen Vorrat von Blumen aller Art gesorgt, so daß man sich fortwährend an deren lieblichen Farben und ihrem süßen Dufte erfreuen konnte.



König Karl VIII. von Frankreich.

Die ganze Zusammenkunft, welche nur einen Tag und eine Nacht, also bis zum folgenden Morgen währen sollte, hatte den Zweck, im Gegensatz zu den üblichen Ritterspielen einen poetischen Wettstreit vorzuführen, und der Graf von Baudemont hatte sich angelegen sein lassen, eine Anzahl der gefeiertsten Dichter Frankreichs dazu einzuladen. Es sollten Preise der verschiedensten Art

verteilt werden, und wer von den Dichtern die andern alle übertraf, sollte aus der schönen Hand der jugendlichen Königin selbst den Lorbeerkranz und ein kostbares Kleinod empfangen. Für die Dichter war diese Preisverteilung natürlich der wichtigste Moment des ganzen Festes, denn ihr Ruhm wurde durch dieselbe begründet oder befestigt, weil alle Welt davon sprechen würde. Die übrigen Gäste setzten je nach ihrer Neigung auf die Freuden der Tafel und des Weins, oder auf die Unterhaltung mit den Damen ihre Erwartungen.

Nach dem Gebrauche war einem älteren Herrn das Amt des Festordners übertragen worden und ihm mußten sich alle andern Teilnehmer fügen, weil der König dies freiwillig zu thun erklärte und er allein die Berechtigung gehabt hätte, Änderungen zu treffen. Obgleich der Mitt vom Schlosse Baudemont nicht sehr anstrengend war, wurde doch zuerst eine kurze Pause verkündigt, welche dazu dienen sollte, die Pferde beiseite zu schaffen, die Kleidung ein wenig zu ordnen und etwas der Ruhe zu pflegen. Die Damen legten ihre Kopfbedeckung ab und schmückten die teils frei herabwallenden, teils in Netze aufgefangenen Haare mit frischen Blumen, bei deren Auswahl sie ihren besondern Geschmack an den Tag legten. Auch die Herren trafen kleine Änderungen in der Kleidung, indem sie die schweren Reiterstiefel mit leichtem Schuhwerk vertauschten.

Zur festgesetzten Zeit versammelte man sich darauf in der Nähe des königlichen Zeltes, und als alle Gäste beisammen waren, erschien König Karl mit seiner Gemahlin. Darauf ging man zu dem großen offenen Zelte, welches zu den verschiedenen Mahlzeiten errichtet war, und in welchem sich reich gedeckte Tafeln befanden. Der König nahm neben Gräfin Zolanthe und der Graf von Baudemont neben der Königin Platz, während sich die andern Herrschaften in bunten Reihen anschlossen. Es wurde nun ein leichtes Frühstück eingenommen, wobei köstliche Früchte und seltene Weine die Hauptsache bildeten. Die heiterste Unterhaltung würzte das kurze Zusammensein, welches sein Ende fand, als der Festordner dem König eine Verbeugung machte, worauf Karl sich erhob und alle andern seinem Beispiele folgten.

Nun begab man sich in gleicher Ordnung auf einen freien Platz, woselbst die Vorrichtungen zum Wettstreit der Sänger getroffen waren. Unter einem prachtvollen Baldachin standen auf einem kostbaren Teppich zwei Thronesseln für die Majestäten, und rechts und links reiheten sich Sessel und Taburets für die übrigen Herrschaften an. Auch die Dienerschaft ward zugelassen und hatte sich in respektvoller Weise stehend hinter den edlen Gästen gruppiert.

Sechs der berühmtesten Dichter, alle dem Ritterstande angehörig, hatten sich eingefunden, und für diese waren besondere Sitze an der Seite aufgestellt. Ganz besonders neugierig war man auf zwei von ihnen, den Ritter Hugo von Marillac und den Herrn von Letellier, die beide in neuerer Zeit mit ihren kunstvollen Strophen viel Aufsehen gemacht hatten. Zwar wurde behauptet,

daß die Dichtungen des Herrn von Letellier eigentlich ihren Ursprung in einem Kloster hätten, wo ein gelehrter Mönch sie verfertigte, der seinen Namen nicht zu solchen weltlichen Schöpfungen hergeben dürfe und sie deshalb seinem Verwandten Louis Letellier völlig überlasse. Aber wer konnte wissen, ob dies Gerücht auf Wahrheit beruhte!

Unter den Rittern, welche im Kreise der Zuhörer saßen, zog besonders der junge Bayard die Augen der Damen durch seine kräftige Gestalt und den kühnen Schnitt seiner Gesichtszüge auf sich. Wußte man doch, daß er sich als Edelknabe bereits in allen Stücken als Muster bewährt hatte, und so mochte manche edle Dame die sanfte Klothilde von Limoges beneiden, welche er während des ganzen Festes zu seiner Herrin erkoren und an deren Seite er auch diesmal Platz genommen hatte.

Wiederum gab der König auf eine Verbeugung des Festordners das Zeichen zum Beginn, und die Vorträge nahmen ihren Anfang. Der erste Dichter war der Ritter Claude von Tournai, der in wohlgesetzten Reimen ein gefühlvolles Lied auf die Schönheit einer ungenannten Dame vortrug.

Die Zuhörer lauschten aufmerksam. Jede Unterhaltung wurde abgebrochen, die Damen bewegten leise ihre Fächer, und wenn einmal ein Herr es wagte, seiner Nachbarin eine zärtliche Bemerkung zuzuflüstern, verwies ihn meistens ein tadelndes Lächeln oder ein leiser Schlag mit dem zugeklappten Fächer zur Ruhe. Als der Vortrag beendet war, machte der Dichter eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und trat zurück.

Nun entwickelte sich ein lebhaftes Reden über die Vorzüge und Schattenseiten seines Liedes. Man kam darin überein, es sei in vieler Hinsicht lobenswerth; die Damen hätten gern gewußt, an wen die Verse gerichtet waren, aber vorläufig mußten die Urtheile zurückgehalten werden, da die andern Sänger der Reihe nach gehört werden sollten.

Herr von Letellier war der zweite Vortragende. Sein Gedicht behandelte die Liebe im allgemeinen, aber dasselbe war wieder derart mit gelehrten Reminiszzenzen aus griechischen und römischen Dichtern geziert, daß ein allgemeines Lächeln und Flüstern des Zweifels entstand. Es konnte nicht geleugnet werden, daß die Dichtung in der Form geradezu vollendet war und dazu edle und schöne Gedanken enthielt, aber es bestand nun einmal das Vorurteil gegen die Echtheit der Arbeit, und niemand dachte daran, Herrn Louis mit dem ersten Preise zu beglücken.

Auch die folgenden Vorträge erregten große Befriedigung. Es war offenbar, daß man hier nicht nur die auserlesensten Dichter beisammen sah, sondern, daß diese auch ihr Bestes dargebracht hatten und jeder von ihnen eifrig suchte, das schöne Fest würdig zu verherrlichen.

Noch bevor die ganze Reihe der Dichter gesungen hatte, war man bereits darüber einig, daß der Ritter Hugo von Marillac den Preis erhalten müsse,

denn sein Gedicht hatte ausschließlich der schönen Königin Anna eine ebenso geistvolle wie poetische Huldigung dargebracht, und der König selbst hatte sofort seinen vollen Beifall dafür ausgesprochen.

Es war eigentlich zu verwundern, daß nicht mehrere Herren das gleiche Thema gewählt hatten, aber wie sich nachträglich herausstellte, hatte jeder einzelne geglaubt, die andern würden sämtlich die junge Königin besingen, und um doch wenigstens eine Ausnahme eintreten zu lassen, hatte jeder ein andres Thema gewählt; nur Hugo war der Ansicht gewesen, es sei ganz in der Ordnung, wenn alle Huldigungen nur allein der Königin zu Füßen gelegt würden.

Nachdem die Versammlung sämtliche Vorträge gehört hatte, ernannte der König durch Vermittelung des Festordners fünf Ratgeber, welche sich um ihn versammelten und mit ihm die Preise bestimmten; denn daß jeder der Sänger einen Preis erhalten werde, verstand sich bei diesem Feste von selbst.

Die Königin ernannte hierauf fünf Damen, welche mit ihr beriethen, durch wen die Preise verteilt werden sollten, und hierbei gab es nun manches Scherzwort und viel fröhliches Lachen, denn man wußte von einigen der Sänger, welchen Damen sie besonders huldigten, und auch der Name derjenigen Dame war genannt worden, an welche Louis von Vatellicr seine Strophen von der Liebe im allgemeinen besonders gerichtet hatte.

Es wurde nun angeordnet, daß jeder Sänger von derjenigen Dame seinen Preis erhielt, die er ganz besonders als seine Muse verehrte und aus deren Händen ihm das Geschenk am willkommensten war.

Zuerst kniete Herr von Marillac auf ein Kissen, welches ein Edelknabe vor die Königin niedergelegt hatte, und er empfing aus ihren Händen den Lorbeerkranz und eine kostbare Hutagraffe, welche in zierlichen Arabesken den Anfangsbuchstaben ihres Namens in Brillanten trug.

Ähnliche Geschenke überreichten die übrigen erwählten Damen andern Sängern und es gab viel Scherz und Lust von allen Seiten.

Da die eigentliche Feierlichkeit nun vorüber war, erhob sich der König mit seiner schönen Gemahlin und gab damit das Zeichen zu ungezwungener Unterhaltung, welche lange Zeit anhielt und bei welcher fast jeder der vornehmeren Gäste durch freundliche Worte des Herrscherpaares ausgezeichnet wurde. Immer leichter und ungezwungener gestaltete sich das Zusammensein, man grupperte sich nach freier Wahl, und die Sänger bildeten an diesem schönen Tage den Mittelpunkt des Interesses.

Als der Ritter Bayard einmal in die Nähe des Herrn von Vatellicr kam, sagte er zu diesem:

„Ich werde mich bei Euch in die Schule geben müssen; vielleicht gelingt es auch mir, schöne Gefühle in liebliche Reime zu bringen. Wir leben jetzt in tiefstem Frieden und unsre Schwerter würden rosten, wenn wir nicht zuweilen ein kleines Abenteuer mit Wegelagerern erlebten oder beim Turnier einmal

dreinhauen dürften. Da wird es Zeit, sich nach einem andern Mittel umzusehen, um die Blicke schöner Frauen auf sich zu ziehen, denn ohne die feinen Künste ist doch das ganze Heldentum nur wenig gerühmt, nur blinder Lärm."



Ritter Bayard.

„Nun“, meinte Herr von Detellier, „ich dächte, Ihr bedürftet keiner neuen Mittel, um die Teilnahme der Frauen zu erwecken. Von Euren Abenteuern erzählen sich bereits die Damen des Hofes und die Dirnen in den Dörfern und Ihr werdet bald in den Legendenbüchern stehen. Anstatt selbst zu dichten, fahrt nur fort, den Dichtern Stoff zu geben und seid versichert, daß Euer Ruhm nicht geschmälert wird, wenn auch einmal ein schönes Auge dem Sänger ein wenig Beifall winkt. Laßt nur erst unsern König ein Jahr verheiratet sein, so gelüstet ihn gewiß nach andrer Unterhaltung als wir ihm heute hier geboten haben, und dann wird der Ruhm edler Ritterschaft wieder glänzen, denn unsres Königs Wesen ist nicht für lange Ruhe und süße Tändelei geschaffen.“

„Bei Gott“, entgegnete Bayard, „eine so herrliche Frau, wie Königin Anna, kann wohl den kühnsten Mann in Rosenfesseln schlagen; darum eben meine ich, daß es Zeit ist, sich in den Künsten des Friedens zu üben, um auch ihr zu gefallen. Vor seiner Heirat hatte der König mancherlei Pläne, und wir durften schon hoffen, es werde ihm gelüsten, die Hand nach der Krone von Neapel auszustrecken, aber ich glaube nicht mehr daran, denn die holden Augen der Königin üben einen stärkeren Zauber als der Trieb nach Vergrößerung seiner Macht.“

„Alles zu seiner Zeit“, versetzte Detellier, „wartet nur erst, bis es Karl VIII. plötzlich einmal einfällt, daß König René, der Vater unsrer lebenswürdigen Gräfin Solanthe, der rechtmäßige Erbe von Neapel war, dann kommt wieder die Zeit zu Kriegsabenteuern.“

„Gott gebe es!“ seufzte Bayard, „denn ich glaube, Eure Kunst des Gesanges würde ich schwer erlernen und ewig darin ein Stümper bleiben. Wir alle lernen von Jugend auf die Waffen führen und Ihr stellt auch darin Euren Mann, aber es ist nicht jedem gegeben, kunstreiche Verse zu dreheln, und ein schlechter Reimschmied spielt eine gar lächerliche Rolle.“

Hätte der tapfere Bayard das Gespräch hören können, welches inzwischen der König mit dem Herrn von Marillac führte, er würde sofort eingesehen haben, daß Detelliers Vermutungen richtig waren.

Herr von Marillac war viel in der Welt umher gekommen; er war eigentlich das Muster eines fahrenden Sängers im größten Stile und bei allen Höfen Europas gut angeschrieben, was zum Teil seinen Grund in der ungewöhnlichen Geschwindigkeit hatte, die es ihm möglich machte, mit großer Geschicklichkeit den Mantel nach dem Winde zu hängen. In diesem Augenblicke, seinem eignen König und Herrn gegenüber, ließ er den Gefühlen, die er gegen andre Herrscher hegte, freien Lauf, und Karl ergötzte sich daran, als der schlaue Marillac ihm vom deutschen Kaiser Max erzählte und berichtete, daß dieser gleichfalls der Poesie huldige und selbst Gedichte anfertige.

„Kennt Ihr etwas davon?“ fragte der König mit spöttischem Lächeln.

„Die römisch-deutsche Majestät hat mir selbst einiges vorgelesen“, erwiderte Marillac, „aber ich bin fast dabei eingeschlafen. Es handelte sich nämlich um das Lob zweier Könige, des Weiskönig und des Theuerdank, ersterer ist der Vater des Kaisers, letzterer dieser selbst, aber Ihr könnt Euch keinen Begriff davon machen, wie geschmacklos und übertrieben das alles ist.“

„Das will ich gern glauben“, entgegnete Karl lachend, „aber ich werde mich bestreben, die Verse des Kaisers entzückend zu finden, denn ich sehe die Zeit kommen, wo ich seiner Freundschaft bedarf. Maria von Burgund hat uns entzweit, vielleicht macht Blanca Sforza uns zu Freunden, denn ihr Bruder, Ludwig Moro, sucht unsre Freundschaft und bietet uns vielleicht willkommene Gelegenheit, ein wenig in den italienischen Händeln mitzureden und

zugleich unsre Rechte in Neapel zu wahren. Ihr waret ja auch vor nicht langer Zeit in Italien; erzählt doch ein wenig, wie sie es dort treiben."

„Dort herrscht Gärung überall und auf allen Gebieten“, versetzte Marillac. „Unheimlich hebt sich die Gestalt des ältesten Sohnes Seiner Heiligkeit aus den vielfachen Wirren hervor, und mir ahnt, daß Cäsar Borgia bald der gefürchtetste Name auf der Halbinsel ist. Daß Herzog Ludwig von Mailand sich mit den Medici verschwägert hat, ist Euch bekannt und Eure Majestät sieht dieses Bündniß gewiß mit Wohlgefallen.“

Der König nickte. „Was meint Ihr“, sagte er dann plötzlich, „wie unsre Truppen in Italien aufgenommen würden?“

Marillac war überrascht. Als er sich besonnen hatte, entgegnete er schlaun: „Die Heere Frankreichs werden sich überall Respekt zu verschaffen wissen.“

„Das will ich meinen!“ rief der König. „Ganz besonders ihrer Disziplin wegen! Was ist das für eine elende Kriegsführung in Italien! Rationale Truppen kommen nur in den seltensten Fällen ins Gefecht. Gewöhnlich bringt ein Fürst oder eine Stadt ihre militärische Macht auf dem Wege der Miete zustande, und das ganze Geschäft, die Bewaffnung und Auszahlung des Soldes mit inbegriffen, wird einem Unternehmer überlassen, mit welchem ein Kontrakt geschlossen wird. Viele Söhne großer Adelsfamilien geben sich zu solchen Armeelieferanten her und übernehmen sogar bestimmte Kriege, welche durch Armeen geführt werden, die weder die Städte noch die Fürsten kennen, für welche sie kämpfen. Der Mehrzahl nach sind diese Soldaten vagabundierendes Gefindel, das sich aus allen Ländern zusammenzieht. Kommt es wirklich zum Kampfe, so bringen sie ungeordnet von beiden Seiten auf einander ein und beide suchen den Feind zurückzutreiben. Man macht soviel als möglich Gefangene, nimmt ihnen Roß und Rüstung ab und läßt sie wieder laufen. Welcher Schrecken würde entstehen, wenn unsre Heere wirklich totschlagen, was ihnen nicht weichen will! Ebenso neu und erschreckend würde die Kampfesart der Schweizer erscheinen, welche als unsre Mietstruppen in geschlossenen Bataillonen stehen wie Mauern. Das Furchtbarste aber würde unsre Artillerie sein. Statt der Steinkugeln, die sie aus ungeheuren eisernen Röhren schleudern, fliegen bei uns eiserne Kugeln aus bronzenen Geschützen, die nicht auf schweren Ochsenfuhrwerken langsam fortgeschleppt werden, sondern mit Pferden bespannt und von einer wohl eingeübten Mannschaft bedient sind. Wahrhaftig, es würde mir große Genugthuung gewähren, diesem zerfahrenen Volke einmal eine Probe tüchtiger Kriegsführung zu liefern.“

Damit endete der König das Gespräch. —

Der junge Ritter Bayard hatte übrigens durchaus keine Ursache, die Sängern zu beneiden, und er wußte dieß auch recht gut. Seine Worte waren ein liebenswürdiger Scherz, denn nachdem die Damen sich einige Zeit mit den Sängern unterhalten hatten, sahen sie sich doch wieder nach den tapfern Rittern

um, und nicht nur Klothilde von Limoges, sondern auch viele andre näherten sich vorzugsweise dem schönen und tapferen Bayard; denn am Manne werden eben doch Kraft und Tapferkeit am meisten geschätzt und allen andern Vorzügen vorausgestellt. Dies konnte man auch besonders bemerken, als der König darauf sämtliche Teilnehmer am Feste zu einem Spaziergange einlud, welcher einer in der Nähe gelegenen, mächtigen Ruine, die zwischen Fels und Wald auftrug und aus der Zeit der römischen Herrschaft in Gallien stammte, gelten sollte. Gern hätten viele Damen gesehen, daß der tapfere Bayard sich ihnen anschloße, aber er blieb dem Gesetze der Galanterie getreu und bot Fräulein von Limoges den Arm. Diese fühlte sich nicht wenig geschmeichelt und gab sich bereits der Hoffnung hin, ihr kühner Begleiter habe sie nicht nur für den heutigen Tag und zum Spiel und Tanz zu seiner Dame erkoren, sondern ihr im Ernste für immer sein Herz zugewendet.

Sie war so in diese süßen Gedanken und seligen Hoffnungen versunken, daß sie langsam am Arme ihres Helden einherschritt und den Worten lauschte, die er zu ihr sprach. Es war nichts besonderes, was er ihr erzählte, aber sie waren trotzdem in das Gespräch versunken und bemerkten kaum, daß sie etwas hinter den andern zurückgeblieben waren, als der Weg steil anstieg und zwischen Gebüsch und mächtigen Steintrümmern zu der Ruine führte, welche der Zielpunkt der Wanderung sein sollte. Es war eine recht wild aussehende Felsen- gegend. Bayard erzählte von mancherlei Jagdabenteuern, auf welche die Gegend ihn brachte, die mit ihren breiten Thälern und felsigen, waldbedeckten Höhen gewiß vielerlei Wild beherbergte. Fräulein von Limoges lauschte aufmerksam seinen Worten und blickte nur von Zeit zu Zeit auf, um die Vorangehenden nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

Plötzlich stieß sie einen lauten Schreckensruf aus und sank ohnmächtig am Arme ihres Begleiters zu Boden. Bayard blickte sich erstaunt um, denn er konnte nicht begreifen, wodurch das Fräulein so in Furcht gesetzt worden. Da bemerkte er etwas entfernt vom Wege, hinter einem Felsen hervorschauend, den Kopf eines großen Bären, der mit wilden Blicken nach ihm hinsah. Zwischen dem Wege und jenem Felsen befand sich starkes Gebüsch, und es war möglich, daß das Tier ruhig an seinem Platze geblieben wäre, hätte der Aufschrei des Fräuleins den Ritter nicht aufmerksam gemacht. Nun aber durfte dieser nicht zögern, dem Ungetüme zu Leibe zu gehen. Er lehnte daher die ohnmächtige Dame sitzend gegen einen Baumstamm, zog seinen Degen und begann das Dickicht zu durchbrechen. Kaum sah der Bär, daß sich ihm ein Angreifer nahte, so erhob er sich und ging aufgerichtet dem kühnen Manne entgegen. Bayard hatte in seinem Arm und Degen allein die Gewähr, der ihm zugebachten Umarmung zu entgehen. Kaltblütig ging er auf das Ungetüm zu und rannte ihm den Degen in die Brust, so daß die Klinge am Rücken wieder herauskam und das Tier tödlich getroffen sofort röchelnd zusammenstürzte.

Der Ritter zog seinen Degen ruhig aus der Wunde, worauf ein Blutstrom dieser entströmte und der Bär mit wenigen Zuckungen verendete. Dann kehrte Bayard zu der ohnmächtigen Dame zurück, die inzwischen zu sich gekommen war und den Schluß dieses Ereignisses mit angesehen hatte. Sie schauderte ein wenig vor dem blutigen Degen, aber sie blickte den Retter doch mit bewundernden und dankbaren Blicken an, als er seinen Degen durch Laub vom Blute reinigte und ihr nun schweigend den Arm bot, um sie langsam, als sei nichts geschehen, zu der übrigen Gesellschaft zu führen.

Diese war bereits bei der Ruine angelangt, und man hatte das Zurückbleiben des Paares bemerkt. Als dasselbe nun anlangte, veranlaßte die mit Blut besleckte Kleidung des Ritters und das verstörte Aussehen der Dame eine Menge Fragen. Bayard überließ es Fräulein Klothilde von Limoges den ganzen Hergang zu berichten, was sie mit überschwenglichen Worten und Dankfagungen that, wobei sie fortwährend Bayard ihren Retter nannte.

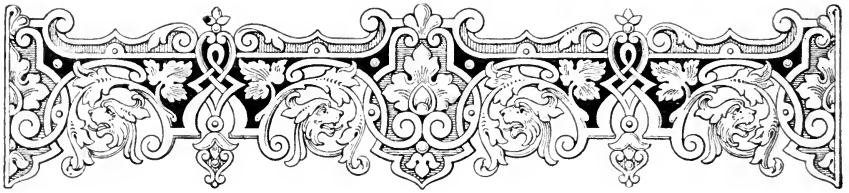
Dieser meinte ganz ruhig, von einer Gefahr könne ebensowenig die Rede sein, wie von einer Rettung, denn der Bär würde sie nicht überfallen haben, und jedenfalls wäre sein eigener Degen eine genügende Sicherheit für alle Fälle gewesen. Ihn habe bei dem ganzen Abenteuer nichts weiter überrascht als der Umstand, daß Fräulein von Limoges in Ohnmacht gefallen sei.

Der Ton, in welchem er dies sagte, war für die arme Klothilde eine betäubende Aufklärung, denn er vernichtete ihre besten Hoffnungen. Bayard, dem seine Genossen bereits den Beinamen des „Ritters ohne Furcht und Tadel“ gaben, war im Punkte seiner Mannesehre von einer Empfindlichkeit, die alles übertraf. Daß Klothilde in seiner Nähe einem Anfälle von Verzagttheit nachgegeben hatte, verzieh er nie, und sie fühlte, daß er darin einen Mangel an Vertrauen in seinen ritterlichen Sinn erkannte. An Bayards Arme durfte eine Frau niemals ohnmächtig werden, dies war das Einzige, wodurch sie ihn unheilbar kränken konnte.

Somit hatte Fräulein von Limoges die einzige Gelegenheit, die sich ihr bot, um ihres Ritters Herz für immer zu gewinnen, verfehrt, und obgleich Bayard seine Pflicht als galanter Cavalier auch bei der Mahlzeit, welche nach der Rückkehr vom Spaziergange im großen Zelte stattfand, erfüllte, geschah dies doch mit so kühler Zurückhaltung, daß das arme Fräulein nicht darüber in Zweifel sein konnte, sie habe jede Hoffnung auf sein Herz verloren.

Der Abend verlief in Frohsinn und Spielen; am andern Morgen kehrte man nach dem Schlosse Baudemont zurück, und dort verabschiedete sich das Königspaar mit seinem Gefolge sehr gnädig von dem Grafen und der Gräfin.

Klothilde von Limoges kehrte zum Schlosse ihres Vaters zurück und sie nahm die niederdrückende Überzeugung mit sich, daß sie jetzt die Braut des tapfersten französischen Ritters sein könnte, wenn sie nicht beim Anblicke jenes Bären in Ohnmacht gefallen wäre.



Elftes Kapitel.

Savonarola auf dem Gipfel seiner Geltung.



Die prächtigen Feste, welche der Ermählung des Kardinals Rodrigo Borgia zum Papste folgten, trugen einen höchst weltlichen Charakter, aber die Römer waren bereits durch die beiden Vorgänger daran gewöhnt, das Papsttum nicht mehr als eine geistliche Macht, sondern als ein sehr weltliches Regiment zu betrachten, und die Verhandlungen, welche zwischen dem Cardinal Rodrigo Borgia und seinen Wählern stattgefunden hatten, waren so offen betrieben worden, daß niemand über den Charakter dieses neuen Pontifikates in Zweifel sein konnte. Beim „Possesso“ des neuen Papstes wurde ein großer Triumphbogen dem Octavianusbogen beim Kolosseum nachgeahmt, aber mit einem ganz freien prächtigen Gefimse von Füllhörnern und Guirlanden, mit Reliefs, die bunt bemalt und teilweise vergoldet waren. Im Bogen hing eine Tafel mit einer Inschrift. Bei einem zweiten Triumphbogen standen in zwölf Nischen lebendige singende Mädchen, welche symbolische Personen, wie Caritas, Viktoria, Europa, Roma u. dgl. vorstellten.

Überhaupt war damals bei den meisten Festdekorationen eine überreiche Verwendung des Grüns, zumal in Gestalt von Guirlanden, im Gebrauch. Die Triumphbogen wurden zu farbenreichen Prachtbauten, die an Bändern hängende Tafel mit Inschriften, die Anwendung lebendiger, mit reichen Gewändern und Attributen ausgestatteter Personen als Statuen war charakteristisch für die Zeit. Jedes einzelne Haus hatte Teppiche vorrätig, um dieselben bei festlichen Gelegenheiten aus den Fenstern zu hängen. Das Schattentuch, welches oft über lange Straßen und weite Plätze ausgebreitet wurde, war häufig zu geschmackvollen Dessins geordnet.

Der letzte Rest der römischen Freiheit war übrigens längst dahin. In den umliegenden Provinzen hatten die Päpste eifrig dahin gestrebt, den eingeborenen Adel zum Gehorsam zu zwingen, und die Heftigkeit, womit Sixtus IV. die Colonna und Innocenz VIII. die Orsini verfolgten, hatte diese beiden mächtigen Häuser so geschwächt, daß sie nur noch im Schutze des heiligen Stuhles Sicherheit fanden. Ähnlich erging es den übrigen Staaten Italiens, und somit konnte

wohl gesagt werden, daß Alexander VI. auch als weltlicher Herrscher fast allmächtig war. Wie wäre es sonst denkbar gewesen, daß eine Frau aus dem edlen Hause Farnese, dessen Familienpalast noch heute als Werk der reinsten Renaissance Staunen erweckt, seine erklärte Geliebte hätte werden können!

Damals war noch mehr als die Hälfte von Europa geistliches Eigenthum; man lieferte überall nach Rom seine Abgaben und empfing von dort Befehle. Die Kardinäle waren Männer aus den ersten Fürstenfamilien, jung, streitbar und mit starken Leidenschaften. Der Kardinal Ascanio Sforza hatte ganz ungeheure Summen darangesetzt, um nach Innocenz' Tode die Wahl zum Papste auf sich zu lenken. Ebenso der Kardinal Rovere. Aber der noch reichere Rodrigo Borgia besiegte alle Nebenbuhler.

Kurz nach der Vermählung Ludwig Moros war unter den Fürsten Italiens ein Bündniß verabredet worden. Auf Ludwigs Veranlassung hatte man beschlossen, Gesandte nach Rom zu senden, um dem neuen Papst dadurch einen Beweis von der Einigkeit der italienischen Fürsten zu geben. Der Plan entsprang aus dem innern Glückgefühl des Herzogs von Mailand, der gern durch eine feste Allianz mit den übrigen italienischen Regenten dauernden Frieden gestiftet hätte. Aber die kindische Eitelkeit Peters von Medici vernichtete diese löbliche Absicht. Da er nicht der Regent von Florenz war, wurde er von der Republik zum Gesandten erwählt, und es kränkte ihn, daß Ludwig Sforza und der König von Neapel, seine persönlichen Freunde, nicht selbst an der Gesandtschaft teil nahmen, sondern sich durch Edelleute vertreten ließen.

Diese Einrichtung verletzte den Hochmut Peters und seiner Mutter im höchsten Grade. War er kein souveräner Fürst, so wollte er wenigstens bei dieser feierlichen Gelegenheit durch Pracht und Glanz alle übrigen Gesandten dertart überbieten, daß der Unterschied augenfällig sein mußte. Er wollte den Römern einmal den Schatz von edlen Steinen, den sein Vater gesammelt hatte, vor Augen führen; der Luxus seiner Equipagen und Livreen sollte alles übertreffen. Zwei Monate lang war sein Palast mit Schneidern, Stickern und Dekorateurs angefüllt, die Kleider seiner Pagen und die Gewänder seiner Edelknaben waren mit Edelsteinen bedeckt, und man erzählte sich, ein einzelnes Halsband, welches sein erster Kammerdiener tragen sollte, habe zweimalhunderttausend Gulden gekostet.

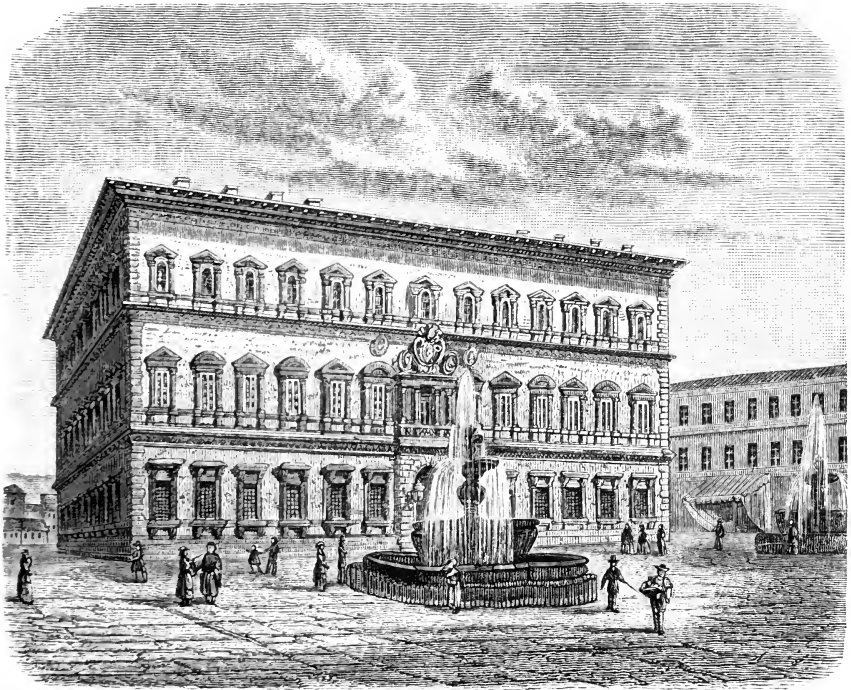
Damit noch nicht zufrieden, verlangte Peter von Medici, daß er der Sprecher der Gesandtschaft sein solle, während doch der erste Rang dem Königreiche Neapel zukam. Diese Verhandlungen führten zu dertartig unangenehmen Auseinandersetzungen, daß Ludwig Sforza den ganzen Plan fallen ließ, um sich nicht mit seinen neuen Verbündeten gänzlich zu entzweien.

Selbstverständlich trugen dertartige Vorfälle nicht dazu bei, die schwindende Popularität des Hauses Medici wieder zu stärken, und die Bewohner von Florenz legten ihre Unzufriedenheit mit Peter sehr häufig an den Tag.

Wäre Peter nicht so verblendet gewesen, er würde gewiß alles aufgebieten haben, denjenigen Mann aus Florenz zu entfernen, welcher immer mehr auf die öffentliche Meinung einwirkte und dabei eine totale Umänderung in den Verhältnissen der Kirche und der öffentlichen Sitten anstrebte. Dieser Mann war der Dominikaner Savonarola, dessen Predigten nach und nach so populär geworden waren, daß kaum ein Tag verging, an welchem er nicht eine zahlreiche Zuhörerschaft, sei es in Florenz, sei es in einem benachbarten Orte, um sich versammelte. Was das Publikum am meisten anzog, waren die Prophezeiungen, welche er in seinen Predigten vorbrachte, und durch welche er mächtig auf die Phantasie einwirkte. Meistens wählte er die großartigen Bilder aus der Offenbarung Johannis, um daran Erklärungen zu knüpfen, deren Sinn das Volk leicht erraten konnte. Rom als der Mittelpunkt aller Verworfenheit wurde von ihm oft genug gegeißelt, aber nicht minder sagte er für Florenz große Strafen voraus, wenn die Bewohner nicht ihr Leben änderten. Er verkündete den Untergang des Staates, und da er stets im Namen des Himmels sprach und die Zuhörer aufforderte, Buße zu thun und sich zu bessern, so gewann er beim Volke immer mehr Boden für seine Lehren. Er entrollte vor den Augen seiner Zuhörer die Bilder der Sittenverderbnis, das Überwuchern des Luxus und die Sittenlosigkeit in allen Ständen und schritt unerbittlich gegen jede Art von Ausschweifung ein. Seine Zuhörer fühlten sehr wohl, daß er nur im Interesse der Wahrheit sprach. Die Unordnung in der Kirche, die Verworfenheit ihrer Diener, die Verwirrung im Staate und die Tyrannei der Herrscher, alles dieses schilderte er in den lebhaftesten Farben, aber ebenso hinreißend sprach er auch von der Errichtung eines wahren Gottesreiches auf Erden, von den Segnungen, welche die Rückkehr zu den einfacheren Sitten und die wahre Religiosität über die Menschheit bringen würden. Was die Wirkung seiner Vorträge ganz besonders erhöhte, war der Umstand, daß er in seinem eignen Leben die äußerste Genügsamkeit und Selbstverleugnung an den Tag legte. Als Prior führte er im Kloster San Marco die strengste Ordnung ein, und man konnte von ihm in Wahrheit sagen, daß er mit der Reform, die er predigte, bei sich selbst den Anfang machte. Auch in bezug auf das Klosterleben eiferte er gegen alle neueren Einrichtungen und sagte, man müsse an den ursprünglichen Regeln festhalten, welche die Väter geordnet, die weiser und frömmere gewesen seien.

Da Savonarola auf diese Weise in den Verhältnissen, die ihm am nächsten lagen und ihn selbst betrafen, mit Selbstverleugnung und Strenge verfuhr, glaubte das Volk, ihn auch berechtigt, über die Interessen des Staates und der Kirche zu urteilen. Schon bewiesen die Bewohner von Florenz durch die größere Einfachheit in ihrer Kleidung, die Bescheidenheit in ihrem Betragen und ihren Reden, daß sie die Reform Savonarolas begriffen; die Frauen entsagten der Putzsucht, und nach und nach bemerkte man eine Veränderung in den Sitten

der ganzen Stadt. Es war vorauszusehen, daß Savonarolas Einfluß in politischer Beziehung nicht geringer sein werde als die Wirkung war, welche seine Predigten in bezug auf die Sitten hatten. Savonarolas Begriffe von der staatlichen Ordnung waren nichts weiter als der strengste Gegensatz der bestehenden Verhältnisse. Er ging ebenso zu weit, als man bisher in andrer Richtung zu weit gegangen war. Der äußerste Egoismus sollte einer großen allgemeinen Verbrüderung weichen und die Bewohner der Paläste mit dem Volke gemeinsame Sache machen.



Palast Farnese zu Rom.

Ein Blick auf den italienischen Palastbau zeigt den Geist jener Zeiten. Die Fassade lag nach innen; der Hof war der eigentliche Mittelpunkt des Gebäudes. Ein ringsum eingeschlossener Raum, wo zu allen Tageszeiten schattige Kühle herrschte, wo sich der Brunnen befand und die Statuen im günstigsten Lichte standen. Von außen zeigten sich diese Paläste als ringsum abgeschlossene, finstere Bauwerke, geeignet, um verteidigt zu werden, und mit allen Mitteln versehen, um plötzliche Überfälle abzuwehren. Die nach außen rauhen und düsteren Massen zeigten nach dem Hofe zu leichte, offene Säulengänge.

Hier war man sicher und doch unter freiem Himmel. Um diese Paläste

lagen die Wohnungen der Dienstleute und all derjenigen, die sich zu dem Herrn hielten. Die engen Straßen zwischen diesen Häusern wurden nachts mit Ketten gesperrt. So hatte jeder Mächtige seine Stadt in der Stadt für sich, seinen Hof, seine Kirche, seine Soldaten, Edelleute, Künstler und Gelehrte. Zwischen diesen einzelnen Höfen und dem päpstlichen herrschte in Rom selbst eine ewige Reihe von Intrigen mit heimlicher oder offen ausbrechender Feindschaft. Ähnlich war es in Florenz und überall in Italien.

Auf letzteren Umstand gründete Savonarola einen Teil seiner vielbesprochenen Vorherfagungen.

Selbstverständlich konnte das ungeheure Aufsehen, welches Savonarolas Predigten in ganz Italien verursachten, seiner Familie nicht unbekannt bleiben, aber der Ruf brachte so verschiedenartige und widersprechende Urtheile über sein Auftreten zu den Ohren der Seinigen, daß sein Vater lange Zeit über die wirkliche Bedeutung der Bewegung, an deren Spitze sein Sohn Girolamo stand, im Unklaren blieb. Solange der Vater lebte, wurde möglichst wenig über Girolamo gesprochen, und man vermied es in der Familie, irgend wie Partei für oder gegen ihn zu nehmen. War es doch stets dem Vater ein Dorn im Auge gewesen, daß zwei seiner Söhne das Klosterleben gewählt hatten, und namentlich hatte er den unerwarteten Eintritt Girolamos diesem niemals verzeihen können!

Nun aber war der Vater gestorben, die übrigen Kinder bis auf die jüngste Tochter Beatrice verheiratet. Letztere lebte bei der Mutter in Ferrara. Das einsame Leben der Witwe und ihrer unverheirateten Tochter bot wenig Abwechslung, und es lag im Geiste der Zeit, daß der tägliche Besuch der Messe und die genaue Befolgung aller kirchlichen Vorschriften nach und nach fast den einzigen Inhalt ihres Lebens bildete. Da klang denn zuweilen wie ein fremder Laut aus einer ganz andern Welt die Kunde von Girolamos reformatorischem Auftreten in ihre Abgeschlossenheit. Sie vernahmen von der Gewalt seiner Rede, aber sie erfuhren auch, daß er mit dieser Gewalt gegen den Papst und die Regierung eifere.

Anna Savonarola-Buonacorfi war eine kluge und unterrichtete Frau, aber sie betrachtete die religiöse Form als etwas Unantastbares und sie würde nie gewagt haben, einen Stein auf das Haupt der Christenheit zu werfen. Vielmehr war sie der Ansicht, daß man durch Gebet und eigne Kasteiung die göttliche Hilfe herbeiziehen, niemals aber selbstthätig ein großes öffentliches Übel bekämpfen dürfe. Es beunruhigte sie daher nicht wenig, als sie erfuhr, daß ihr Sohn den Heiligen Vater mit Luzifer, dem Dämon des Hochmutes, verglich und daß er ohne Aufhören gegen die Übelstände in der Kirche predigte.

Ihre Tochter Beatrice war noch ein Kind gewesen, als der Bruder das Vaterhaus verließ und sie kannte denselben zu wenig, um eine wirklich lebhafte Theilnahme für seine Person zu empfinden. Bei ihr konnte daher die geängstigte Mutter wenig Trost finden. Nun war die Schwester bereits in dem Alter, wo

die Hoffnungen der Jugend verwelken, und in weiblichen Herzen eine gewisse Herbigkeit an die Stelle der Schwärmerei tritt. Hätte der Bruder sich den Ruf eines Heiligen, eines angesehenen Mannes innerhalb der bestehenden kirchlichen oder weltlichen Schranken erworben, Beatrice würde stolz auf ihn gewesen sein und in diesem Stolze vielleicht sogar einen Ersatz für ihre eignen verfehlten Hoffnungen gefunden haben. Nun aber zürnte sie ihm und verurteilte ihn schärfer als andre; denn da viele ihn verdamnten, fand sich ihre Eitelkeit durch ihn gekränkt und er stand ihr persönlich nicht nahe genug, um seine Sache unbedingt für gut zu halten. Dazu kam noch der Umstand, daß gerade in Ferrara die vom Hofe abhängige Partei streng auf der Seite des Papstes stand.

So befand sich denn die arme Mutter in einem schweren Zwiespalt. Ihr Herz verteidigte den Sohn, aber sie durfte seinen Namen nicht nennen, wollte sie nicht von allen Seiten schwere Anklagen über ihn hören. Da sie nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur nach fremden Mitteilungen urteilen konnte, war sie nicht im Stande, ihn zu entschuldigen oder zu verteidigen, und sie konnte nicht einmal bei sich selbst die Gründe angeben, weshalb sie dennoch im Innern seine Partei nahm. Dieser Grund war eben nichts weiter als die Liebe der Mutter, jener unerlöschliche Born von Milde und Vergebung, der selbst das schuldige Kind nicht verstoßen kann, wie viel weniger dasjenige, bei welchem zweifelhaft bleibt, ob das, was man ihm zur Last legt, in den Augen Gottes wirklich ein Vergehen oder eine Tugend ist. —

Aber die Seele der Mutter sollte schwerere Prüfungen durchzumachen haben. Ihr Beichtvater, dem sie jahrelang alle ihre Seelenkämpfe anvertraut hatte, sprach eines Tages ihr gegenüber seine Bewunderung darüber aus, daß sie niemals mit ihm von ihrem Sohne Girolamo gesprochen habe, und doch halte er es für durchaus wichtig, den Zustand ihrer Seele nach dieser Richtung hin zu erforschen und ihr dann sein Urteil und seinen Rat zu erteilen. Mit Zittern und Zagen ging Anna auf dieses Gespräch ein, denn sie ahnte nichts Gutes, und das arme mütterliche Herz bebte zurück vor dem Gedanken, daß man sie nötigen könne, ihrem Sohne zu fluchen.

So schlimm sollte es jedoch nicht kommen. Pater Eusebius, ihr geistlicher Berater, ging sogar mit besonderer Schonung auf den Gegenstand ein, rühmte die hohe geistige Begabung ihres Sohnes und redete davon, welche großen Dienste ein solcher Mann der Kirche leisten könne, wenn er die Demut nicht verbanne und immer berücksichtige, daß der einzelne Mensch doch nur im Anschluß an das große Ganze seinen Zweck erfüllen könne.

„Euer Sohn“, sagte er, „ist von Gott mit der Gabe begnadigt, die Herzen vieler Menschen lenken zu können, wohin es ihm beliebt, aber nun handelt es sich darum, daß er dieses Geschenk nicht zum eignen Verderben mißbrauche, denn der Versuchter ist immer bereit, den Samen des Hochmuts auszustreuen, weil es ihm ja nur darum zu thun ist, die Seelen für sich zu verlocken.“

Sich beschuldige Euren Sohn nicht, aber beklage sein Schicksal, wenn er verblendet genug ist, die Gunst des Volkes höher zu stellen als den Frieden mit Gott und seiner Kirche. Wer auf dem Pfade des Hochmutes wandelt, der fällt früher oder später in die Schlingen des Bösen, und sein Lohn ist dann das ewige Feuer, jene unsägliche Qual, welche die Seelen dahin bringt, daß sie denjenigen fluchen, die sie in das Dasein gerufen haben. Möge Euer Sohn rechtzeitig einsehen, welcher Weg der richtige ist und umkehren, wenn er den falschen Pfad eingeschlagen.“

Hätte der Vater geflucht und gezetert, seine Worte würden die geänstigte Mutter weniger tief getroffen haben als es nun der Fall war, da er vorsichtig und scheinbar schonend mit ihr redete.

Annas gepreßtes Herz machte sich zuerst in einem Strome von Thränen Luft, dann bat sie den Vater um Verzeihung, daß sie den Kummer, der sie schon lange bedrückte, erst jetzt gegen ihn ausspreche, und darauf flehte sie, ihr mit seinem Räte zur Seite zu stehen und sie zu belehren, auf welche Weise sie dazu beitragen könne, die Seele ihres Sohnes vor der drohenden Gefahr zu retten, wenn der Weg, welchen er eingeschlagen hätte, wirklich zu seinem Verderben führen sollte.

„Beruhigt Euch doch“, entgegnete hierauf der Vater, indem er sie mit teilnehmenden Blicken ansah, „und gebt noch nicht alle Hoffnung auf. Gottes Gnade kann selbst den ärgsten Bösewicht auf den Weg der Tugend führen, wie vielmehr einen Mann, der nur aus Verblendung vom rechten Wege gewichen ist. Und noch wissen wir nicht einmal, ob dies geschah. Es kommt nur darauf an, daß er zur Einsicht gelange, oder vielmehr daß der Herr ihm die Gnade erweist, ihn zur Einsicht zu bringen. Glückselig das Werkzeug, das der Himmel mit dieser Aufgabe betraut. Eine Seele zu retten, ist doch das Schönste, was wir vollbringen können. Wenn es durch Gebete und Bußübungen zu erreichen ist, bleibt es schon ein verdienstliches Werk, aber wer einen Sünder zur Umkehr bringt, hat ihm die höchste Wohlthat erwiesen und zugleich das Größte vollbracht, was überhaupt einem Christen gelingen kann.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte die betrübtete Mutter den Worten des Vaters gelauscht. Es war kein Zweifel, er glaubte die Seele ihres Sohnes gefährdet, wenn er sich auch nicht deutlich darüber ausgesprochen hatte, welcher Art die Gefahr war und wie Rettung gebracht werden konnte.

Aber die arme Mutter sollte nicht lange auf die Erklärung warten.

„Gibt es eine schönere Bezeichnung für unsre Kirche“, fuhr der Vater wie in Begeisterung fort, „als wenn wir sie unsre Mutter nennen, und ist nicht die Mutter unsres Erlösers, die Mutter der Gnaden, das erhabenste Bild, das wir überhaupt kennen? Und eine Mutter, die den Sohn, den sie geboren hat, vom ewigen Verderben rettet, die ihm das Leben, das sie ihm gab, zum zweiten Male und in höherem Sinne schenkt, ist das nicht das herrlichste und beneidenswerteste Loß, das es auf Erden geben kann? O, beneidenswerte Mutter,

die so hoch begnadigt wird, daß sie den verirrten Sohn auf den rechten Weg zurückbringt und ihn dem verlorenen Heile wieder zuführt!"

Nach diesen Worten blickte er Girolamos Mutter wieder bedeutungsvoll an und entließ sie hierauf, indem er ihr wie gewöhnlich seinen Segen erteilte.

Anna eilte nach Hause. In ihrem Innern war eine große Verwandlung vor sich gegangen und eine Unruhe hatte sich ihrer bemächtigt, die ihr früher unbekannt gewesen war. Vergeblich suchte sie durch eifrige Übungen der religiösen Vorschriften, durch unermüdeliches Beten des Rosenkranzes, Nachtwachen und Kasteiungen diese Unruhe zu beschwichtigen; es gelang ihr nicht und sie fühlte endlich das unabweishbare Bedürfnis, sich ihrer Tochter Beatrice mitzuteilen.

Diese, welche leichter geneigt war, den Bruder für einen Verirrten zu halten, erklärte die Worte des Vaters Eusebius dahin, daß es die heiligste Aufgabe der Mutter sei, dem Sohne den Abgrund zu zeigen, vor welchem er stehe, und daß sie weder Mühe noch Herzensleid scheuen dürfe, dieses gottgefällige Werk zu unternehmen.

Weder die Mutter noch die Tochter hatten eine Ahnung davon, daß der Vater nur im Auftrage seiner geistlichen Oberen gehandelt und gesprochen habe.

Der einfache Dominikanermönch in Florenz begann eine große Gefahr für den römischen Hof zu werden, denn er redete unerschrocken die Sprache der lautern Wahrheit und fuhr fort, die Hauptschäden des kirchlichen Regiments schonungslos aufzudecken. Nicht nur gegen den von Johann XXIII. zuerst ausgeschriebenen und seitdem in Aufschwung gekommenen käuflichen Ablass, der bereits überall diejenigen Menschen, welche noch nicht ganz des Denkens entwöhnt waren, tief empörte, sondern auch gegen die schändliche Käuflichkeit der geistlichen Stellen, namentlich aber gegen das weltliche und sittenlose Treiben am päpstlichen Hofe hatte er seine kühnen Blitze geschleudert. Lange Zeit hatte der Hof zu Rom es unter seiner Würde gehalten, sich um das Schelten des armeneligen Dominikanermönches zu bekümmern, aber in neuerer Zeit waren Ereignisse eingetreten, welche denn doch bewiesen, daß Girolamo Savonarola eine wirkliche Gefahr war, die man nicht übersehen, sondern mit welcher man rechnen mußte. Was ihn beim Volke besonders gehoben hatte, waren seine Prophezeiungen. Wiederholt hatte er öffentlich verkündet, er habe eine Hand vom Himmel herunter reichen sehen, die ein Schwert gehalten habe, mit der flammenden Aufschrift: „Das Schwert des Herrn kommt bald und plötzlich auf die Erde“.

Er hatte besonders häufig düstere Voraussetzungen ausgesprochen, in welchen er der Stadt Florenz große Drangsale verkündigte, und er hatte die Bewohner sämtlich zur Buße und Umkehr aufgefordert, damit die Gefahr sie nicht unvorbereitet finde.

Offenbar hatte er nämlich vorzugsweise die Stadt Florenz als geeigneten Boden für die Verwirklichung seines Reformationswerkes im Auge. Von dort aus sollte sich die neue Ordnung dann weiter verbreiten.

Diese Drohungen hatten sofort in den Gemüthern des unerfahrenen Volkes Furcht und Schrecken erregt, aber die aufgeklärten und gebildeten Leute sahen lange Zeit darin nur leere Redensarten und spotteten noch immer darüber. Zwar hatte man schon damals, als Savonarola dem sterbenden Lorenzo Medici die Absolution verweigerte, die Charakterfestigkeit des Mönches allgemein bewundert, und der berühmte Pico de Mirandola, der an Gelehrsamkeit in den Naturwissenschaften für das Wunder seiner Zeit galt, da er das talmudische Wissen eines Rabbiners mit der griechischen Weisheit verband, schätzte Savonarola hoch und hatte trotz seiner Freundschaft für Lorenzo von Medici nicht versäumt, über jene letzte Zusammenkunft der beiden merkwürdigen Männer wahrheitsgetreu zu berichten. Nun aber sollte sich etwas ereignen, was alle Prophezeiungen Savonarolas zu bestätigen schien und ihm mit einem Schläge die unumschränkte Herrschaft über das Volk von Florenz völlig in die Hand gab.

Ganz Italien erzitterte nämlich bei der schreckensvollen Nachricht, daß der König von Frankreich mit einem gewaltigen Heere die Alpen überschritten habe und mit seinem Schwerte die Völker Italiens zu unterjochen gedente.

In Florenz sah man hierin sofort die Erfüllung der Weissagungen Savonarolas. Die angedrohte Züchtigung sollte über Italien kommen, und das Volk von Florenz wehklagte und jammerte bereits in Erwartung großen Unheils.

Aber nicht nur am Orte seiner Wirksamkeit, sondern in ganz Italien und nach und nach in ganz Europa verbreitete sich das Gerücht, daß Girolamo Savonarola den Kriegszug des Königs von Frankreich nach Italien in allen Einzelheiten vorausgesagt habe, und daß der Dominikanermönch offenbar ein Seher sei, dem die Zukunft klar vor Augen liege, dessen Worte daher als Eingebungen des Himmels betrachtet werden müßten.

Zu einer Zeit, wo der Aberglaube im Volke absichtlich genährt wurde und man von Wundern und seltsamen Ereignissen Nutzen zu ziehen suchte, mußte das zufällige Zusammentreffen von Ereignissen, die scheinbar mit den Vorhersagungen in Verbindung von Ursache und Wirkung standen, eine große Aufregung im Volke hervorrufen. So lange Zeit hatte die Kirche sich als alleinige Vermittlerin zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt hingestellt — jetzt kam einmal von andrer, feindlicher Seite die Behauptung und der Beweis, daß ein Strafgericht hereinschreie, welches der Anmaßung der Kirche ein Ende machen werde. Das Volk zitterte, aber es glaubte daran, daß das Maß endlich voll sei und der Tag der Rache hereinschreie werde. —

Nun wurde Rom aufmerksam, und der Papst beriet zum ersten Male mit seinen Kardinälen, wie man sich zu dem kühnen Prediger in Florenz zu stellen habe. Es wurden genaue Erkundigungen über seine Herkunft, seine Familie, seine persönlichen Beziehungen eingezogen, und dann beschlossen, daß zuerst mit der größten Vorsicht vorgegangen und versucht werden solle, den unerschrockenen Reformator in Güte von dem eingeschlagenen Wege abzubringen und seine große

Beliebtheit entweder der Kirche dienstbar zu machen oder ihn ganz zum Schweigen zu bringen. Hatte man erst versucht, sein Gemüt zu bestürmen, so konnte man ihm alsdann nochmals verlockende Anträge stellen, um auf diese Weise das gewünschte Ziel, ihn mundtot zu machen, zu erreichen.

In solchem Sinne war von Rom aus, durch Vermittelung des Erzbischofs von Ferrara, an Pater Eusebius der Auftrag gelangt, die Mutter Savonarolas vorsichtig dahin zu bringen, daß sie persönlich auf ihren Sohn einzuwirken suche, und alles daran setze, ihn zur Umkehr zu bewegen; denn man wußte, daß Girolamo die Seinigen hoch hielt.

Daß Pater Eusebius seine Aufgabe nicht ungeschickt löste, bewies der Erfolg. Die beunruhigte Mutter, welche viel zu sehr zurückgezogen gelebt hatte, um von den politischen Ereignissen früher etwas zu erfahren, als wenn sie der Stadt Ferrara Gefahr drohten, entschloß sich wirklich, nach Florenz zu reisen, um dort auf das Herz ihres Sohnes zu wirken, und ihn zu bestimmen, daß er den Kampf gegen die ihr hochheilige Kirche und den Papst aufgebe.

Es war selbstverständlich, daß Anna Savonarola nach dem ersten Gespräche mit Pater Eusebius diesem alles, was ihr Herz und ihren Kopf in bezug auf ihren Sohn bestürmte, sofort mittheilte, seinen Rat einholte und alle ihre Absichten mit ihm besprach. Der Pater riet zum Schweigen und zur vorsichtigen Behandlung der Sache, aber er drängte zu einem raschen Entschlusse und zur möglichst schleunigen Ausführung desselben. Zwar war der Zeitpunkt zur Reise nicht besonders geeignet, denn das neue Jahr hatte eben erst seinen Einzug gehalten und die Natur lag noch im Winterschlaf, oder vielmehr, sie zeigte sich auch in Italien von ihrer trübseligen und unfreundlichen Seite. Aber ein Mutterherz achtet nicht auf äußere Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelt, eines ihrer Kinder vom Verderben zu retten. Denn gerade in damaliger Zeit, wo die Kirche auf Erden zur höchsten Macht gelangt war, lebte in der ganzen Christenheit eine große Besorgnis vor den ewigen Höllestrafen, da die Beförderung dieser Furcht zu den wirksamsten Mitteln gehörte, um die kirchliche Macht zu stützen und sie bei hoch und niedrig gefürchtet zu machen. Deshalb wurde dieser Furcht durch alle ihre Diener fortwährend Nahrung gegeben. Waren doch der Ablasshandel und die frommen Vermächtnisse für Seelenmessen sowie zur Stiftung geistlicher Ämter, Kirchen und Kapellen dadurch zur Blüte gelangt. Denn alles dies wurzelte in der hochgesteigerten Furcht vor der Macht der Kirche in bezug auf das göttliche Gericht, dessen befürchteter Eintritt wie ein Alp auf der gesamten Menschheit lastete, von dem sich sogar die aufgeklärtesten Geister jener Zeit nicht völlig zu befreien vermochten.

Die Reise von Ferrara nach Florenz war für die damalige Zeit kein geringes Unternehmen, namentlich für zwei einzelne Frauen, da die Wege nirgends im ganzen Lande besonders sicher waren und allenthalben Gefindel und bewaffnete Strolche umherlungerten. Der einzige größere Ort, den die

beiden Frauen berühren mußten, war Bologna, woselbst Frau Anna Verwandte besaß und ihren Sohn Marco Aurelio im Kloster besuchen konnte. Pater Eusebius hatte ihr eingeschärft, es sei besser, wenn sie diese Reise wie eine Art Wallfahrt betrachte und jeder Begegnung mit Menschen von weltlicher Gesinnung ausweiche. Er hatte ihr daher eine genaue Reiseroute vorgeschrieben, und diese so eingerichtet, daß sie jede Nacht in einem Frauenkloster verbleiben konnte und auch in Bologna, wo sie einen Tag auszuruhen gedachte, bei frommen Schwestern ein Unterkommen fand.

Dennoch versäumte sie nicht, ihren Sohn Marco Aurelio zu sprechen. Die Schwester durfte nicht in das Kloster, aber der Mutter wurde der Eintritt gestattet. Nicht nur Marco Aurelio, sondern das ganze Dominikanerkloster war erfüllt von Verehrung für den ehemaligen Genossen Savonarola, und die beglückte Mutter schöpfte Trost und Hoffnung aus den Mittheilungen, die ihr daselbst zu teil wurden. Girolamo wurde ihr als wahrer Gottesmann geschildert, als Streiter für das gereinigte Christentum, und sie vernahm mit Stolz, was man dort über ihn sprach.

Ganz anders sprachen die frommen Schwestern, in deren Kloster sie Herberge gefunden hatte. Diese beklagten sie und redeten ihr zu, den Sohn von dem Irrwege abzuziehen, auf den er geraten sei. Pater Eusebius hatte dafür Sorge getragen, daß sie unterwegs stets nur Meinungen vernehmen sollte, welche mit den seinigen übereinstimmten, und sie in der Ansicht bestärkten, daß ihr Sohn ein abtrünniger Mönch sei, dessen Seele unrettbar der ewigen Verdammnis anheimfallen würde, wenn die göttliche Gnade ihn nicht zur Einker und strengen Buße führe. Aber der Pater Eusebius hatte nicht voraussehen können, daß im Dominikanerkloster zu Bologna seiner Vorsicht würde entgegengearbeitet werden. Auch während ihres Aufenthaltes in Florenz sollten die beiden Frauen nach der Anweisung des Pater Eusebius in einem Kloster ihr Absteigequartier nehmen.

Schon bevor sie die Stadt erreichten, konnten sie aus mancherlei Anzeichen abnehmen, daß daselbst ungewöhnliche Ereignisse stattgefunden haben mußten, denn auf der Landstraße herrschte ein reges Leben. Die Frauen erfuhren bald, daß wunderbare Veränderungen vorgegangen seien und die ganze Stadt sich seit einiger Zeit in großer Aufregung befinde.

Da es schon spät am Abend war, stiegen sie im nächsten Wirtshause ab, um zu übernachten und dann am folgenden Morgen das Kloster aufzusuchen.

So wenig Frau Anna und ihre Tochter Beatrice geneigt waren, an demselben Abend noch lange Gespräche zu führen, konnten sie doch der Gelegenheit nicht entgehen und mußten im Wirtshause die Mittheilung der zuletzt stattgehabten Ereignisse vernehmen.

Die Nachricht, der König von Frankreich habe die Alpen überschritten, hatte gerade in Florenz ein ungeheures Aufsehen hervorgerufen, denn diese Thatfache berührte eben diejenigen beiden Männer in besonderer Weise, um

welche sich in Florenz alle Parteien scharten. War das Erscheinen Karls VIII. in Italien für Savonarola eine Bestätigung seiner Warnungen und Vorhersagungen, so war es dagegen für Peter von Medici eine bittere Strafe für seine Eitelkeit und die Abhängigkeit von den Einflüssen der Frauen seines Hauses. Sein ganzes Auftreten hatte dadurch nach und nach einen weibischen, unentschlossenen Anstrich bekommen. Zu spät sollte er nun erkennen, daß er besser daran gethan haben würde, die Bestrebungen Ludwig Moros energisch zu unterstützen, statt demselben durch seine Eitelkeit Hindernisse zu bereiten und ihn endlich zu dem Entschlusse zu treiben, den fremden König in das Land zu rufen, damit die gemeinschaftliche Noth endlich die Einigung der Fürsten bewirke und dann später eine innere Kräftigung der Verhältnisse herbeiführe. Frau Clariſſa hatte es damals unerträglich gefunden, daß ihr Sohn als Abgesandter einer Republik und nicht als souveräner Fürst in Rom auftreten solle; sie lernte nun zu spät einsehen, wie thöricht ihre hochmütigen Ansprüche gewesen waren. Sie fiel aus einem Extrem in das andre, indem sie nun plötzlich ihren Sohn veranlaßte, sich der Politik des Herzogs von Mailand unbedingt anzuschließen und dem Könige von Frankreich entgegen zu kommen.

Des unerträglichen Zustandes müde, hatte Ludwig Moro nämlich, nachdem der Versuch gescheitert war, durch enges Aneinanderschließen der einzelnen italienischen Staaten einen festen Grund für dauernde Verhältnisse zu schaffen, in hellem Zorn den Entschluß gefaßt, sich durch den Schutz und die Freundschaft großer auswärtiger Mächte auf seinem Throne zu befestigen. Er hatte das Beste gewollt, aber da seine Bestrebungen an der Selbstsucht und Eitelkeit gescheitert waren, zog er nun in seinem persönlichen Interesse den allgemeinen Feind in das Land, um auf diese Weise gewissermaßen den letzten Trumpf auszuspielen. Zwischen Karl VIII. und dem deutschen Kaiser Maximilian kam es zu freundschaftlichen Versicherungen, da die jetzige Gemahlin des deutschen Kaisers, Blanca Sforza, die Schwester Moros war; somit gelang es dem schlauen Könige von Frankreich, sich mit England und Deutschland zu verständigen, bevor er unter dem Vorwande, die Zustände in Oberitalien zu befestigen, den Zug über die Alpen unternahm, um seine Ansprüche auf Neapel zur Geltung zu bringen.

Aus den überstürzten Maßregeln, welche Peter von Medici dieser schwierigen Lage gegenüber nahm, konnte man sofort erkennen, daß ein ränkesüchtiges Weib das Scepter im Hause führte.

Peter hatte einen gewissen Cardiero bei sich, einen ausgezeichneten Lautenschläger und Improvisator. Dieser Cardiero kam eines Morgens im Hofe des Palastes auf Michelangelo zu, der auf längere Dauer dort wohnte, zog ihn bleich und verstört beiseite, und eröffnete ihm, Lorenzo sei ihm in vergangener Nacht erschienen, in schwarzen zerrissenen Kleidern, daß die nackte Haut durchgesehen hätte, und habe ihm befohlen, seinem Sohne Peter zu sagen, er würde in kurzer Zeit aus seinem Hause vertrieben werden, um niemals wieder zurückzukehren.

„Was meint Ihr, daß ich thun soll?“ setzte er hinzu.

Michelangelo gab ihm den Rath, dem Befehle zu gehorchen. Einige Tage darauf kommt Cardiero abermals zu ihm, außer sich vor Erregung. Er habe nicht gewagt, sagte er, den Herrn anzusprechen, nun aber sei ihm Lorenzo zum zweitenmale erschienen, habe das Gesagte wiederholt und ihm zur Bekräftigung und zur Strafe des Ungehorsams einen furchtbaren Schlag in das Gesicht gegeben.

Jetzt redete ihm Michelangelo so eindringend ins Gewissen, daß Cardiero sich entschloß, auf der Stelle alles zu sagen. Peter war aber nicht in der Stadt, sondern in Careggi. Cardiero machte sich dahin auf und begegnete Peter Medici, der mit seinem Gefolge angeritten kam. Der Lautenschläger faßte Peters Pferd am Zügel und bat diesen um Gotteswillen, ihn anzuhören. Hierauf trug er seine Sache vor. Peter lachte ihn aus und die übrige Gesellschaft that dasselbe.

Michelangelo wurde durch die Erzählung Cardieros mehr ergriffen als derjenige, den sie betraf. Der Glaube an übernatürliche Winke der Vorsehung steigerte sich in der letzten Zeit durch die energischen Vorher sagungen Savonarolas. Zeichen und Wunder wurden erblickt. Heilige Bilder und Statuen schwitzten Blut aus. Einmal erblickte man des Nachts drei Sonnen zugleich am Himmel, in Arezzo sah man in den Wolken Scharen Bewaffneter auf ungeheuren Rossen sich bekämpfen und unter furchtbarem Getöse dahinziehen. — Wurde doch früher auch erzählt, daß kurz vor Lorenzo Medicis Tode ein betäubender Schlag aus heiterm Himmel herabgefahren sei und die Spitze des Domes zerschmettert habe, daß die Löwen, welche öffentlich vor der Stadt gehalten wurden, sich unter einander anfielen und zerfleischten, und daß ein hell leuchtender Stern über Careggi stand, dessen Licht schwächer und schwächer wurde, bis es im Augenblick verlöschte, in welchem Lorenzos Seele entfloß.

Zuerst wurde nun durch die Orsini'sche Verwandtschaft in Rom der Papst bearbeitet, um den Florentinern seine Hilfe zu versprechen. Aber die alten Gegner der Orsini, das mächtige Haus Colonna, veranlaßten in Rom einen so gefährlichen Aufstand, daß der Papst das Verlangen der Orsini ablehnen mußte. Als dieser Plan gescheitert war, erreichte die Kopflosigkeit im Hause Medici den höchsten Grad, und Peter beschloß, sich sofort mit dem Könige von Frankreich auf guten Fuß zu setzen. Er vergaß alle seine Beziehungen zu der königlichen Familie von Neapel, wählte eine Anzahl von Beamten der Republik, darunter natürlich alle diejenigen, welche zugleich Geschäftsführer der Firma Medici gewesen waren, und sandte sie dem König von Frankreich entgegen, um ihn günstig für Florenz und das Haus Medici zu stimmen.

Als dieser Versuch mißlang und Karl VIII. allerlei ausweichende Antworten gab, entschloß sich Peter selbst, das französische Lager aufzusuchen, und er begab sich mit zahlreichem Gefolge dahin.

Das Erscheinen des großen Lombarden, unter welchem Namen Peter nach seines Vaters Vorgang in Frankreich bekannt war, da alle Italiener, welche

Geldgeschäfte machten, dort für Lombarden galten, erregte Staunen im Lager. Noch mehr wunderte man sich über die schmählischen Anerbietungen, die er machte. Er wollte die Festungen Sarzana, Livorno und Pisa freiwillig überliefern, Florenz sollte sich mit König Karl verbünden, unter seine Obhut treten und ihm Geld zur Fortführung seines Krieges leihen.

Auf diese Bedingungen hin wurde Peter im Lager zu Gnaden angenommen, und der König machte ihm Versprechungen, wie er sie wünschte.

Daß dieses Vorgehen die Bewohner der Stadt Florenz furchtbar gegen Peter erbitterte, war selbstverständlich. Das ganze Haus Medici hatte die Schwierigkeit der Sachlage erkannt, und es waren in Florenz alle mit Peter befreundeten Angehörigen desselben vereinigt, denn Peter wollte einem Familienrate die Entscheidung anheimgeben, wie er sich dem Könige gegenüber verhalten solle. Auch der Cardinal Johann von Medici und Paul Orsini, der Bruder Clarissas und Befehlshaber der päpstlichen Gendarmerie, waren zugegen, und letzterer führte sogar seine Truppen zum theil mit sich. Alles war umsonst. Die Unzufriedenheit des Volkes erreichte den höchsten Grad. Vergeblich streuten die Agenten der Medici Geld unter das Volk und suchten die Arbeiter durch Versprechungen zu gewinnen. Der Aufruhr wuchs von Stunde zu Stunde, und als Peter von Medici unter starkem Gefolge sich nach der Signoria begeben wollte, um dort mit den höchsten Beamten der Republik zu verhandeln, brach der Tumult in den benachbarten engen Straßen aus und erreichte in kurzer Zeit eine solche Höhe, daß Peter eilig aus der Stadt flüchten mußte. Er begab sich zuerst nach Bologna, wo er sich mit Hippolyt Bentivoglio, seinem Freunde und Bundesgenossen, beraten wollte. Aber Hippolyt empfing ihn mit großer Kälte und sagte zu ihm: „Wenn Euch jemand erzählt, Hippolyt Bentivoglio sei aus Bologna verjagt worden, wie es Euch heute in Florenz geschah, so glaubt es ihm nicht, und seid versichert, daß er sich lieber von seinen Feinden in Stücke hauen läßt, als sich durch die Flucht rettet.“

Das Volk zu Florenz stürmte die Häuser der Familie Medici, und die kostbaren Schätze an Gemälden, Statuen, geschnittenen Steinen und Büchern, welche Cosmus und Lorenzo mit soviel Fleiß und Einsicht gesammelt hatten, wurden in alle Winde zerstreut. Die wertvollsten Bilder rettete die Familie nach Venedig und vertraute sie dem Schutze der dortigen Signoria. Die Republik setzte einen Preis auf den Kopf jedes erwachsenen männlichen Mitgliedes des verbannten Hauses und zog alle seine Besitztümer ein. Dagegen wurden alle diejenigen Familien, welche während der Herrschaft der Mediceer verurteilt worden waren, wieder in ihre Ehren und Stellungen eingesetzt, darunter auch alle noch lebenden Teilnehmer der Verschwörung der Pazzi.

Es waren also in Florenz die Medici zu Rebellen und Feinden des Vaterlandes erklärt worden. Ihre Paläste und die ihrer Ratgeber hatte das Volk geplündert; nur mit Mühe gelang es, den Hauptpalast der Familie zu retten,

in welchem Lorenzos Witwe, Clariffa, und Peters Gemahlin, Alfonsine, mit dem Knaben Lorenzo, Peters und Alfonsinens Sohn, zurückgeblieben waren.

So war die mit dem ganzen öffentlichen Leben in Florenz seit Menschenaltern eng verwachsene Familie der Medici, deren große Beliebtheit beim gesamten Volke erst vor wenigen Jahren die Verschwörung der Pazzi erwiesen hatte, so schnell wie über Nacht aus der Volksgunst verdrängt worden. Es wird uns dieser plötzliche Umschwung in den öffentlichen Verhältnissen kaum verwundern, wenn wir die leicht wandelbare Stimmung des italienischen Volkes berücksichtigen, noch weniger wenn wir in Betracht ziehen, wie mannigfaltig in jener Zeit die maßgebenden Gesellschaftselemente (Adel, Vollbürger, Kleinbürger u.) waren, auf welche sich in raschem Wechsel die Staatsherrschaft zu gründen vermochte. Daher sind auch in fast keinem andern Gemeinwesen die Gewalten, bald tyrantischen, bald republikanischen, bald fremdherrschaftlichen Charakters, so schnell wie in dem mittelalterlichen Florenz aufeinander gefolgt. Als sich im 13. Jahrhundert der Adel in den Kämpfen der Ghibellinen und Welfen ermüdet hatte, gelang es Karl I. von Neapel, nach dem Tode von Benevent, um 1266, auf eine Reihe von Jahren das Oberregiment über eine Regierung von zwölf, später vierzehn Senatsmitgliedern zu behaupten. Dann bildeten infolge eines Volksaufstandes um 1282 die Prioren der Zünfte die sogenannte Signoria, welche aber um 1323 wieder unter die Oberherrschaft des Königs von Neapel, Robert, und darauf seines Sohnes, des Herzogs Karl von Kalabrien, kam. Um 1328 gelang es von neuem, das rein republikanische Regiment einzuführen; aber schon dreizehn Jahre später übertrug man die oberste Gewalt abermals einem Fürsten, dem Herzoge von Athen, einem Grafen Walter von Brienne, welcher sich jedoch bald als ein verschwenderischer und grausamer Herrscher enthielt.

Da erhob sich infolge der Verschwörung im Jahre 1343 die ganze Stadt; man vertrieb den Herzog und setzte eine neue Verfassung unter Begünstigung der Vollbürger ein, da die Kleinbürger der Tyrannei des gestürzten Fürsten Vorschub geleistet hatten. Die notwendigen Folgen aus dieser Maßregel blieben nicht aus; Verschwörungen auf Verschwörungen wurden geplant, bis es endlich im Juli 1378 der untern Volkspartei gelang, den Palast der Prioren unter Anführung eines Vollkammers, Michele di Lando, zu stürmen. Aus diesem sogenannten Aufstand der Vollkammer sind noch für die heutige, von sozialistischen Bewegungen durchsetzte Zeit die Gedanken und Reden von Interesse, welche damals zur Rechtfertigung und Verherrlichung des unternommenen Aufstandes gesprochen wurden. Es stand nämlich gewissermaßen eine von den Kleinbürgern vertretene „Arbeiterpartei“ gegenüber dem besitzenden Kaufmannsstande, der damaligen „Bourgeoisie“, weil jene für ihre Arbeit nicht so befriedigt zu werden glaubten, wie ihre Leistungen nach ihrer Meinung verdienten. Mit andern Worten: man wollte schon damals Anteil

von dem Gewinnte der reichen Kaufherren, in deren Dienste man seine Knochen zu Markte trage; — kurz, es stand Arbeit gegen Kapital.

„Wir gehen“, sagen schon zu jener Zeit die Hädelsführer der Bewegung, „einem gewissen Siege entgegen, weil die, welche uns widerstehen könnten, uneinig und reich sind. Ihre Uneinigkeit wird uns den Sieg geben, ihr Reichthum in unsern Händen wird ihn uns erhalten. Laßt euch durch das Alter ihres Blutes, das sie uns vorhalten, nicht abschrecken. Alle großen Stämme von Adam ab, ihre Geschlechter sind gleich alt, alle hat die Natur gleichgeschaffen. Zieht sie nackt aus: ihr werdet sehen, daß sie uns gleich sind; kleidet uns in ihre Kleider, sie in die unsrigen, und ohne allen Zweifel werden wir als Adel, sie als Pöbel erscheinen.“ —

Sozialistische Gleichheit also war es, was damals wie jetzt auf dem Panier der roten Partei stand! Ist dieselbe hinsichtlich allgemein menschlicher Rechte, z. B. gleicher Geseze und Rechte für alle Gesellschaftsklassen u., berechtigt und heute auch durchgesezt, so gingen doch schon die damaligen Sozialisten noch weiter und verlangten geradezu eine Umänderung in den Besitzverhältnissen. „Gewissensbedenkllichkeiten“, rief ein Redner jener Zeit, „gibt es hier nicht; betrachten wir nur, wie die Reichen zu ihren Schätzen gelangt sind: durch nichts andres als durch Gewalt und Betrug! Was sie aber durch List und Gewalt an sich gerissen, das beschönigen sie, um den unrechtmäßigen Erwerb zu verdecken, durch falsche Titel, wie „Gewinn“ und „Aneignung.“ Haben wir hier nicht die in neuerer Zeit so beliebt gewordene Phrase, daß Eigentum Diebstahl sei, nur um ein halbes Jahrtausend zurückdatirt?

Durch solche und ähnliche Reden angeregt, ging das Volk dann alsbald zur That über, und am 21. Juli 1378 drang der Pöbel unter dem schon genannten Lando, der die Fahne der Justiz trug, in das Rathhaus ein, wo man ihn zum Präsidenten der Republik ernannte. Er fand jedoch bald, daß er sich auf die untere Volkspartei auf die Dauer nicht zu stützen vermöge, und suchte dann seinen Halt unter den besseren Handwerkern und wohlhabenden Familien. Drei Jahre lang blieb er am Ruder, dann aber gelangte das adlige Welfentum wieder zum Übergewicht und schlug mit Waffengewalt die andre Partei zu Boden. Jedenfalls hatte es die vorübergehende kommunistische Regierung nicht verstanden, die weitreichenden Handelsbeziehungen der Stadt, denen Florenz seine Größe verdankt, zu erhalten und zu pflegen. Durch alle diese Bewegungen kamen schließlich die reichen Familien der Medici, Toscali, Alberti mehr in den Vordergrund, bis erstere schließlich zur Alleinherrschaft gelangte und dieselbe, wie wir gesehen haben, bis zum Jahr 1494 festhielt. In dem damals ausgebrochenen Aufstand war es schließlich noch gelungen, den Hauptpalast der Medici zu erhalten, in welchem die Angehörigen der Familie ihren Schutz fanden.

Der König von Frankreich war während eines kurzen Aufenthaltes zu Florenz in eben diesem Palaste abgestiegen, und die beiden Frauen versäumten nicht,

noch einmal den Versuch zu machen, ihn durch ihre Thränen und inständigen Bitten zu gunsten Peters zu stimmen.

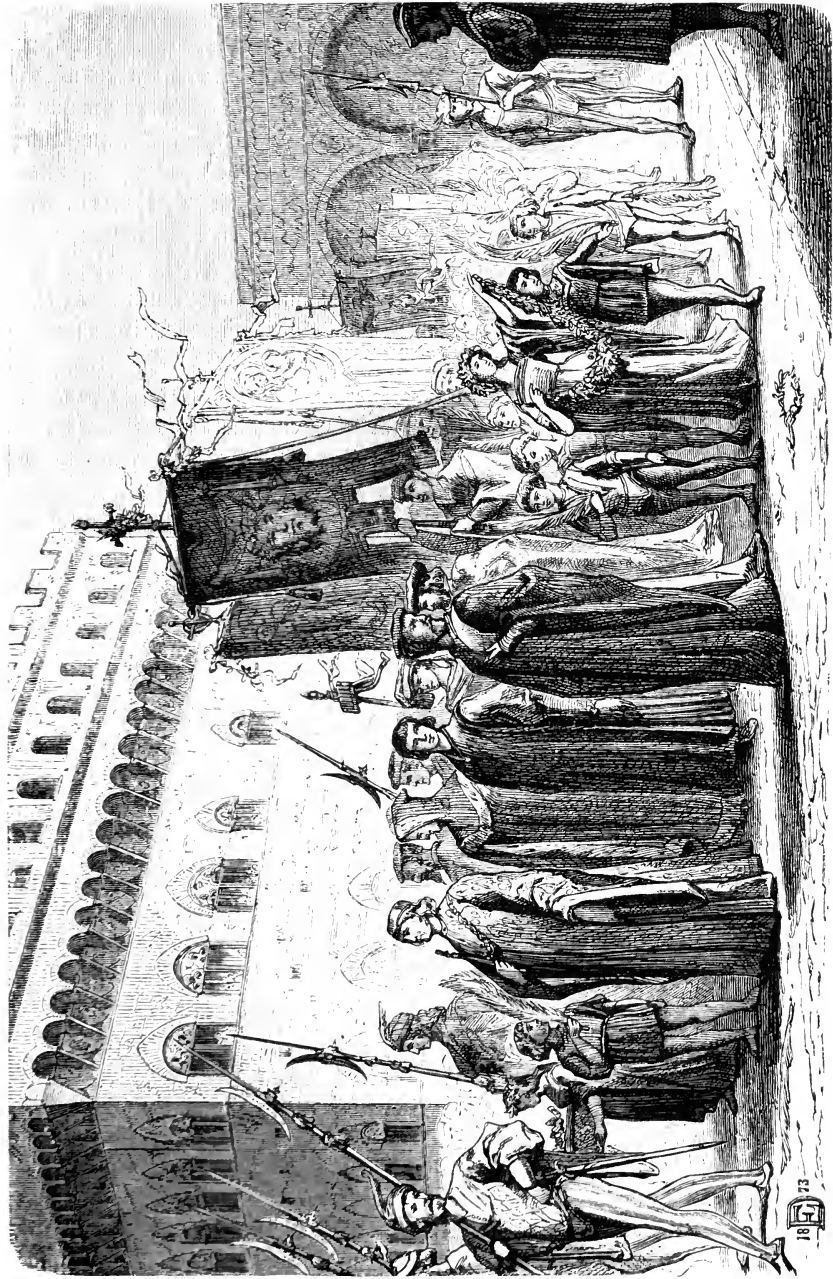
Alles dieses war in den letzten Wochen geschehen, und wenn die Kunde dieser wichtigen Umwälzung auch bereits in den politischen Kreisen weit und breit besprochen wurde, so war sie für Anna Savonarola doch eine Neuigkeit, der sie mit verhaltenem Atem in größter Spannung lauschte, weil sie immer erwartete, den Namen ihres Sohnes dabei genannt zu hören. Dies geschah jedoch nur vorübergehend bei Gelegenheit der Flucht des Peter von Medici, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der reformatorische Dominikanermönch bei diesem Aufstande seine Hände nicht direkt im Spiele gehabt hatte und selbst von dem schnellen Ausbruche derselben so sehr überrascht worden war, daß er seine Absicht, den König Karl zu sprechen und ihm eindringlich in das Gewissen zu reden, für diesmal gar nicht zur Ausführung brachte.

Aber kaum hatte Peter Medici die Stadt verlassen, so ergriff der begeisterte Dominikanermönch die Zügel der Regierung. Dies geschah jedoch mit größter Zurückhaltung, so daß vorläufig das Volk kaum etwas davon bemerkte. Savonarola blieb nach wie vor der einfache Prior des Dominikanerklosters San Marco, obgleich alle Fäden der Regierung und Verwaltung sich in seiner Hand vereinten. Wenngleich er nur als Ratgeber den eigentlichen Vertretern der Regierung zur Seite stand, war er doch die Seele aller Anordnungen, und nach und nach ging alles nach seinem Willen.

Frau Anna und ihre Tochter begaben sich zur Ruhe, aber das Auge der Mutter fand keinen Schlaf, denn sie befand sich ja endlich an dem Orte, wo sie ihr schweres und verdienstvolles Werk beginnen und den Versuch machen wollte, ihren langentbehrten Sohn vom drohenden Verderben zu retten. Beatrice war weniger erregt, denn sie dachte sich die Sache nicht allzu gefährlich. Hatte man doch schon öfter von kezerischen Irrlehrern vernommen, aber meistens waren dieselben in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, um dem gräßlichen Lose, das sie schon auf Erden bedrohte, zu entgehen. Girolamo werde den Bitten der Mutter nachgeben, meinte die Schwester, und durch Reue und Buße nicht nur den Schaden in seiner Seele wieder gutmachen, sondern auch die Schande auflösen, die er der Familie angethan habe.

Am folgenden Morgen schien die Sonne frühzeitig in das Schlafgemach der Frauen, und als Anna den Laden öffnete, leuchtete ihr ein so heller und milder Tag entgegen, als sei der Frühling bereits angebrochen. Schon regte sich auf der Straße geschäftiges Leben und Treiben; aus den heiteren Gesichtern der Vorübergehenden strahlte Frohsinn und Munterkeit, und ihre Reden ließen erkennen, daß dieser Tag eine ungewöhnliche Bedeutung haben solle.

Unwillkürlich vernahm nun die bekümmerte Mutter einige Worte aus dem Munde von einzelnen vorübergehenden Leuten, aus denen sie plötzlich erkannte, wodurch die lärmend fröhliche Stimmung veranlaßt wurde. Es war Karneval!



Feierzug zu Florenz unter Sadotharola.

Wie hätte sie auch mit ihren Sorgen im Herzen daran denken sollen! Früher war der Karneval für sie und ihre Kinder ein Fest der Freude, des ausgelassenen Scherzes; aber diese glücklichen Zeiten waren längst dahin, und wenn ihr wirklich das Werk gelang, um dessentwillen sie die beschwerliche Reise hierher gemacht, so wollte sie ihr künftiges Leben gern ausschließlich dem frommen Dienste Gottes widmen und an den Eitelkeiten der Welt keinen Anteil mehr nehmen.

Für Beatrice that es ihr leid. Weshalb sollte diese nicht einmal einen Blick auf die bunt bewegten Straßen werfen und sich an diesem Tage das Leben in Florenz in der Nähe ansehen? Was konnte es schaden, wenn sie eine Stunde später in die stillen Räume des Klosters eintraten und vorher einen Gang durch die Hauptstraßen machten? Vielleicht sahen und erfuhren sie dabei irgend etwas, was auch zu ihrem Zwecke dienlich sein konnte!

Mit diesen Gedanken weckte Frau Anna die noch schlafende Tochter. Sie selbst hatte bereits ihr einfaches Gewand angelegt und half nun Beatrice, sich gleichfalls anzukleiden. Dann gingen sie in die nächste Kirche, verrichteten dort ihre Morgenandacht und traten hinaus auf die belebte Straße.

Aber sie hatten sich das Gewirre und die Entfernungen nicht so groß vorgestellt, und da sie sich von dem Strome der Menschen fortgezogen fühlten, auch bald hier, bald dort ein prächtiges Gebäude bewunderten, verzögerte sich ihr Aufenthalt und sie gerieten endlich in die Nähe des Platzes der Signoria.

Indes noch bevor sie dort anlangten, begegnete ihnen ein seltsamer Zug, der gerade seinen Weg nach jenem Plage nahm. Es war eine lange Reihe von Kindern, die paarweise unter Anführung einer Schar von Trabanten dahin schritten. Jedes dieser Kinder trug in den Händen irgend etwas, was zum Karneval in Beziehung, oder vielmehr, was mit den weltlichen Eitelkeiten, deren Hauptglanzzeit der Karneval ist, in Verbindung stand. Man sah Masken, bunte Garderobe, Perücken, aber auch Gemälde, Spielkarten, Würfel, Schmuckkästchen, Handschuhe, Bücher und bunten Flitter, der zum Fuß verwendet wurde. Hinter den Kindern erschienen im langen Zuge weißgekleidete Mädchen, welche einfache Schalen in den Händen trugen, die sie den Neugierigen entgegenhielten, um Almosen zu sammeln. Darauf folgte ein Musikchor und dann wieder eine Anzahl bewaffneter Soldaten, denen sich eine große Menge von Volk jedes Alters unter lautem Gesange geistlicher Hymnen angeschlossen hatte.

Die beiden fremden Frauen wußten nicht, was dieser Zug zu bedeuten hatte, aber sie folgten demselben, da ihre Neugierde gereizt war und sie wenigstens sehen wollten, zu welchem Ziele derselbe führe. Auf dem Marktplatz vor dem Palaste der Signoria wurde Halt gemacht. Hier war eine Rednertribüne aufgeschlagen und an deren Fuße standen mehrere Dominikanermönche.

Frau Anna glaubte, ihr Herz werde plötzlich stille stehen, denn mitten unter diesen Mönchen erkannte sie ihren Sohn Girolamo, der mit freudigem Gesichte dem herannahenden Zuge der Kinder entgegenblickte und einigen

dienenden Brüdern, die in seiner Nähe standen, Anweisungen gab, welche diese sofort mit fröhlichem Gehorsam befolgten.

Die Kinder und jungen Mädchen waren nun sämmtlich auf dem Platze angelangt und bildeten dort unter der Leitung jener Klosterbrüder einen großen Kreis, von welchem Trabanten die übrigen Teilnehmer und Zuschauer des Zuges fern hielten. Der Platz war ganz von Menschen erfüllt, und aus allen Fenstern, ja sogar von den Dächern herab schauten Neugierige, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren, welches hier jetzt stattfinden sollte.

Seitdem Anna ihren Sohn erkannt hatte, erhielt der ganze Vorgang für sie eine so große Bedeutung, daß sie alles übrige vergaß und sich soweit wie möglich vorzudrängen suchte. Sie flüsterte ihrer Tochter die Entdeckung zu, und nun war Beatrice gleichfalls doppelt begierig, zu erfahren, was sich hier begeben sollte.

Die Kinder brachten alle jene Dinge, welche sie in ihren Händen getragen hatten, in die Mitte des Platzes, und dort schichteten sie mit Hilfe der Klosterbrüder eine Pyramide der seltsamsten Art auf. Die Schmuckkästchen wurden vorher ihres Inhaltes entleert, und alles, was von Gold, Silber und Edelsteinen vorhanden war, in eine große Wase zusammengethan. Dann wurden die leeren Kästchen, die Garderobenstücke, Schleier, Masken, auch Bilder und Bücher, sowie die Perücken und sonstigen Attribute der weltlichen Eitelkeit aufgehäuft, und unter dem Jubel der Menge wuchs die Pyramide zu riesiger Höhe. Inzwischen gingen die weißgekleideten Mädchen umher und verteilten das Geld, welches sie unterwegs gesammelt hatten, an die Armen.

Darauf entstand eine Pause, und unter dem jauchzenden Zurufe der Menge bestieg Savonarola die Rednertribüne. Was bei diesem Anblicke in der Seele der Mutter vorging, war unaussprechlich. Sie sah ihn endlich wieder, den oft entbehrten, viel beweinten und doch heißgeliebten Sohn, die nur mittelgroße schwächliche Gestalt, das ausdrucksvolle Gesicht mit den tiefen Seheraugen; sie sah ihn erhöht mitten unter der Menge des Volkes, das sein Erscheinen jubelnd begrüßte und gleich darauf das tiefste Schweigen beobachtete, um keines seiner Worte zu verlieren.

Und wie er nun sprach, da empfand auch sie die Gewalt seiner Rede und wurde hingerissen von dem Wohlklange seiner Stimme und dem Zauber der Worte, die er redete. Er gab Rechenschaft von dem Feste, das auf seine Veranlassung heute in Florenz gefeiert wurde. Jahrhundertlang habe man an diesem Tage der Thorheit gefrönt und der weltlichen Eitelkeit mit freigebigen Händen Opfer gebracht. Brot und Spiele, damit hätten von jeher die Tyrannen das gedankenlose Volk gekübert und blind gemacht gegen ihre eigne Selbstsucht. Mit Flittertram und tollen Scherzen habe man die Sinne betäubt, und gerade hier in Florenz sei dieser Gebrauch von jeher geübt worden. Aber die Stadt, welche bisher als schwelgerisch und sittenlos verrufen gewesen, solle nun eine Stadt

Gottes werden, ein Muster für Italien und die ganze Welt. Darum müsse eine allgemeine Umkehr stattfinden, und wie diese im Innern bewirkt werden solle, so wolle er sie auch im Außern zeigen und beweisen. In den Kindern liege die Zukunft der Menschheit, und wer eine wahre innere Umgestaltung, eine rechte Wiedergeburt des menschlichen Geistes bewerkstelligen wolle, der müsse sich an die Kinder wenden und ihnen den neuen Geist einflößen. Darum habe er vor einigen Tagen die Kinder aufgefordert, ihre Eltern flehentlich zu bitten und nicht nachzulassen, bis diese ihnen die Mittel, durch welche sie sonst in dieser Zeit der Eitelkeit zu frönen pflegten, übergeben würden, ja, er habe die Kinder sogar beauftragt, diese Dinge wegzunehmen, wo sie sie fänden, auch die Bücher der gefeierten weltlichen Dichter und die Werke der Kunst, soweit sie verwerflich seien, aus den Häusern zu entfernen und ihm hierher zu bringen. Denn hier solle nun ein Beispiel aufgestellt werden, wie wertlos und leicht zerstörbar die eitlen Freuden der Welt seien, damit die Kinder und durch sie auch die Erwachsenen erkennen lernten, man müsse nach höheren Gütern trachten und im Ernste danach streben, der Welt das Beispiel zu geben, wie groß und unüberwindlich ein Volk dastände, wenn es einzig und allein dem Willen Gottes nachlebe und im großen und kleinen dem irdischen Flitterand entsage.

Während Savonarola dies und Ähnliches geredet hatte, waren einzelne Mönche beschäftigt gewesen, den mächtigen Scheiterhaufen noch etwas zu ordnen. Er ragte als eine Stufenpyramide, ähnlich dem Scheiterhaufen, auf welchem römische Imperatorenleichen verbrannt zu werden pflegten, empor. Unten, zunächst der Basis, waren Larven, falsche Bärte, Maskenkleider u. dgl. gruppiert; darüber folgten Bücher der italienischen und lateinischen Dichter, unter andern der Morgante des Luigi Pulci, der Boccaccio, der Petrarca, zum Teil kostbare Pergamentdrucke und Manuskripte mit Miniaturen; dann Zierate und Toilettengeräte der Frauen, Riechwässer, Spiegel, Schleier, Haartouren; weiter oben Lauten, Harfen, Schachbretter, Tricktricks, Spielkarten; endlich enthielten die beiden obersten Absätze allerlei Gemälde, besonders von weiblichen Schönheiten, teils unter den klassischen Namen der Lucretia, Kleopatra, Faustina, teils wirkliche Porträts, wie die der schönen Boncina, Lenacorella, Vina und Maria de Lenzi. Man erzählte, ein anwesender venezianischer Kaufmann habe der Signoria vergeblich 20 000 Goldthaler für den Inhalt der Pyramide geboten.

Kaum hatte Girolamo seine Rede geendet, so traten die Mitglieder der Signoria auf den Balkon; Trompetenschall und Glockengeläute erfüllten die Lüfte.

Nun winkte der Prior von San Marco mit der Hand, und einer der dienenden Klosterbrüder näherte sich mit einer Fackel der Pyramide, um dieselbe in Brand zu stecken. Die Musikbände stimmte eine Weise an, in welche die Kinder und das Volk mit Gesang einfielen, bis unter dem Jubelschrei der Menge der ganze Haufen zu Asche verbrannt war.

Inzwischen hatte Savonarola die Tribüne verlassen, und kaum war die

Pyramide ausgebrannt, so setzte er sich langsam in Begleitung der ihn umgebenden Mönche in Bewegung, um zu seinem Kloster zurückzukehren. Sofort schloß sich ihm die ganze Schar der Kinder an, alle paarweise in bester Ordnung. Dann kamen die weißgekleideten Mädchen, darauf die Trabanten und hinterher eine große Menge Volkes, das fortwährend Savonarolas Namen mit Worten der Begeisterung und Hochachtung rief. —

Frau Anna und Beatrice hatten während aller dieser Vorgänge kein Wort miteinander gesprochen. Erstere befand sich wie im Traume und fürchtete nun jeden Augenblick, daraus zu erwachen und dann wieder gleich den Anklägern ihres Sohnes zu denken, daß ihr Sohn, den sie im Triumphe dahinschreiten sah, ein Opfer des höllischen Verführers sei. Wie auf gemeinschaftliche Verabredung schlossen sich Mutter und Tochter dem allgemeinen Zuge an, der durch die Straßen der Stadt, am Dome vorüber, nach dem Kloster San Marco ging.

Dort angekommen, machte Savonarola an der Pforte Halt und blieb, umgeben von den Mönchen, so lange stehen, bis der Zug der Kinder und Jungfrauen an ihm vorüber geschritten war. Nachher hielten sämtliche anwesende Männer auf dem Platze vor San Marco einen dreifachen konzentrischen Rundgang, zuinnerst die Mönche dieses Klosters, abwechselnd mit sogenannten Engelknaben, dann junge Geistliche und Laien, zuäußerst endlich Greise, Bürger und Priester, diese mit Olivenzweigen bekränzt. Es war ein erhebender und zugleich rührender Anblick, wie die unschuldsvollen Gesichter der Kinder mit glücklichem Lächeln zu dem ernststen Manne aufblickten und wie ihre Augen leuchteten, wenn er ihnen grüßend zunickte.

Fast instinktiv hatte sich Frau Anna so nahe als möglich herangedrängt, da sie sich an ihrem Sohne nicht satt sehen konnte. Auch Beatrice betrachtete die Vorgänge mit Aufmerksamkeit, ohne recht zu wissen, ob sie alle diese Triumphe als Gott wohlgefällig oder für ein Werk des Satans halten sollte. Nun war der Zug vorüber, und Savonarola erhob, bevor er in das Kloster eintrat, noch einmal den Blick, um der Menge seinen Segen zum Abschiedsgruß zu geben.

Da plötzlich trafen seine Augen auf das Gesicht der Mutter, die mit liegender Sehnsucht zu ihm aufschaute und ganz in seinen Anblick versunken war. Auch das Mädchen an ihrer Seite erblickte er und erkannte an der Ähnlichkeit mit der Mutter seine Schwester Beatrice.

Da stieg ein augenblickliches Gefühl kindlicher Zärtlichkeit in ihm auf, und der Mann, welcher seit Jahren keinen andern Gedanken gehegt hatte, als Gott zu dienen, dem die Menschheit Vaterland und Familie ersetzte, vergaß in diesem Augenblicke alles übrige um sich her. Der eben noch gleich einem göttlichen Propheten gefeierte Mönch folgte dem Zuge einer süßen Erinnerung, welche traumhaft aus den Jahren der Kindheit in ihm aufstieg und ihn mit heiliger Gewalt in die Nähe der alten Frau zog, die ihn geboren und seine frühesten Kinderjahre überwacht hatte.

Ehriebietig und erstaunt wich die Menge zurück, als der hochverehrte Prior auf die fremde Frau zuschritt, seine Hände auf ihre Schultern legte und mit dem Ausrufe: „Meine Mutter!“ einen Kuß auf ihre Stirn drückte. Hierauf reichte er dem Mädchen die Hand, indem er sie als seine Schwester begrüßte.

Da die Frauen nicht in das Kloster San Marco eintreten durften und Savonarola keine Szene auf offener Straße herbeiführen mochte, flüsterte er der Mutter: „Auf Wiedersehen!“ zu und begab sich dann, von seinen Mönchen gefolgt, in das Innere des Klosters.

Kaum hatte sich die Pforte hinter ihm geschlossen, so entstand eine große Bewegung unter dem versammelten Volke. Savonarolas Mutter! Savonarolas Schwester! so ging es von Munde zu Munde, und bald sahen sich die beiden Frauen umringt von teilnehmenden Menschen, die vor Ehrfurcht kaum wagten, sich mit ihnen bekannt zu machen und ihnen zu sagen, wie hoch erfreut sie seien, Angehörige des allgemein beliebten Mannes unter sich zu sehen. Seine eigne Anspruchslosigkeit hatte bis jetzt jeden Dank zurückgewiesen und seine Freunde verhindert, ihm ihre Anhänglichkeit durch die That zu beweisen. Nun bot sich die erwünschte Gelegenheit, die hohe Verehrung, welche der Mann des Volkes genoß, öffentlich zu bekunden. Es befanden sich einige reiche Bürger unter der Menge; diese nahen sich ehrfurchtsvoll den beiden Frauen und baten sie, ihre Gastfreundschaft annehmen zu wollen. Verwirrt und erfreut wagte Anna nicht, diese Anerbietungen abzulehnen, und bald sah sie sich mit ihrer Tochter umringt und selbst wie im Triumphe durch die Straßen geleitet, bis sie zu einem stattlichen Hause kamen, wo sie gebeten wurden, als Gäste vorlieb zu nehmen und dem Besitzer und seiner Familie die Ehre ihrer Anwesenheit zu gönnen. Was blieb den beiden Frauen anders übrig, als auf dieses ehrenvolle Anerbieten einzugehen? Sie zögerten zwar, aber darauf wurde kaum geachtet, und bald sahen sie sich in der Mitte der angesehenen Familie eines Beamten, Namens Paolo Campini, wie liebe Angehörige aufgenommen.

Und nun zeigte sich in den nächsten Tagen, welche Verehrung Savonarola in Florenz genoß, denn seine Mutter und seine Schwester wurden von vielen der reichsten Bewohner der Stadt mit Einladungen und Geschenken überhäuft, Blumen, Früchte und Aufmerksamkeiten aller Art wurden ihnen von allen Seiten zugesandt, und weder Anna noch Beatrice konnten länger daran zweifeln, daß Girolamo die Herzen der meisten seiner Mitbürger besaß und von alt und jung als der erste Mann Gottes, der Verkünder des reinen Evangeliums, der Wohltäter der Menschheit betrachtet und gepriesen wurde. Sie überließen sich dem süßen Gefühle, von einem ganzen Volke als seine Angehörigen geehrt zu werden, und es dauerte lange Zeit, bevor sie aus diesem seligen Traume aufgeschreckt wurden.



Zwölftes Kapitel.

Das Strafgericht bricht herein.

Schon hatte die Sonne einen Teil ihrer Kraft wiedergewonnen und das erste, was sie vollbrachte, war die siegreiche Sprengung der Fesseln, welche der Winter der Natur angelegt hatte. In den Thälern des schönen Italien wurde ihr dies leicht, denn dort waren nur geringe Spuren des winterlichen Einflusses zu vertilgen, aber in den höheren Gebirgslagen, namentlich in den Alpengebieten, handelte es sich um einen schweren Kampf. Indes blieb der endliche Erfolg nicht aus, und die überall herabrieselnden kleinen und großen Gewässer gaben die beste Kunde, daß die Sonne Siegerin blieb, soweit ihre Macht reichte. Nur in jenen unwirthbaren Regionen des ewigen Winters behaupteten Eis und Schnee ihre Herrschaft, aber auch hier mußte der mildern Zeit wenigstens ein Tribut gezollt werden, und so kam es, daß in den Thälern die Flüsse und Bäche mächtig anschwellen und den Bewohnern verkündeten, die warmen Sonnenstrahlen hätten endlich auch die höheren Schneegebirge erreicht.

Bereits sproßten in den tiefer gelegenen Thälern der Alpen die jungen Keime der Pflanzen und Kräuter. Es befanden sich darunter auch viele, welche als wirksame Heilmittel verwendet und daher sorgsam gesammelt wurden. An einem hellen Morgen konnte man einen Mann mit grauem Bart und Haar, scharf ausgeprägten, wie versteinert aussehenden Zügen und in wenig geordneter Kleidung aus einem von Felsen überragten Dorfe hinaufsteigen sehen zu den im ersten Grün prangenden Wiesenstreifen, die sich, mit wildem Felsgestein abwechselnd, bis hoch in die Schneeregion zogen. Aufmerksam blickte er spähend überall umher, um gewisse Kräuter zu entdecken, deren er zu irgendwelchem Zwecke bedurfte. Der einsame alte Mann war so sehr in sein Werk vertieft, daß er nur selten einmal aufblickte, und wenn dies geschah, war es, als ob sein Auge gleichgültig die wunderbare Pracht der erwachenden Natur umher anschauete, als ob die lächelnde Frühlingssonne für ihn nicht vorhanden sei, das Wehen der stärkenden Gebirgsluft seine Brust nicht erfrische und die ganze Welt ihn völlig gleichgültig lasse. Seltsam war es dabei, daß die einzige Aufgabe,

welche er verfolgte, ihn derart erfüllte, daß er immer höher stieg, immer neue Pfade einschlug. Während er die Kräuter, welche er hier und da entdeckte, nach sorgfältiger Prüfung durch Geruch und Geschmack, in einen leinenen Beutel steckte, den er an einem Bande über die Schultern trug, murmelte er mancherlei einzelne Worte vor sich hin, die sich auf die Arten der Pflanzen bezogen, welche er auf seinem Pfade sammelte.

Schon war er über Felsblöcke hinweggeklettert und hatte einzelne Schneefelder überschritten, um die kostbaren Frühlingskräuter im frischesten Zustande zu finden, als er sich unerwartet bei einer Felsengruppe befand, die nach oben hin an gewaltige Gletscher angrenzte und überhaupt die äußerste Grenze des ewigen Winters bezeichnete.

Müde geworden, wollte der Mann hier einen Augenblick ruhen und ließ sich auf ein Felsstück nieder. Um aber auch hier nicht unthätig zu sein, nahm er die leinene Tasche mit den gesammelten Kräutern hervor und begann, diese letzteren nach Geruch und Geschmack in ihre Arten zu sortieren, wobei er abermals so eifrig verfuhr und sich derart vertiefte, daß es schien, als kenne sein Geist gar keine andre Beschäftigung, kein andres Interesse als das, welches ihn eben erfüllte.

Nach einer Weile wurde er aus seiner Versunkenheit aufgeschreckt, und er hätte in der That blind und taub sein müssen, wenn ihn die nahende Störung nicht aus seinem versunkenen Treiben hätte aufrütteln sollen. Er blickte empor, und der bisher matte und teilnahmslose Blick seines Auges veränderte sich denn doch etwas bei dem völlig unerwarteten Anblick, der sich ihm bot.

Oben auf dem Kamme des Gebirges, auf einem nicht sehr breiten, von Schnee bedeckten Wege, der sich zwischen Gletscherriesen dahin wand, erschien ein Trupp von Reitern, teilweise in voller Waffenrüstung, teilweise von warmen Mänteln umhüllt, daneben Fußvolk und endlich eine Reihe von Geschützen und Wagen, die mühsam von starken Pferden fortgezogen wurden. Noch vernahm man nur das ferne Geräusch von Stimmen und Waffengeklirr, aber der Geist des alten Mannes hätte wirklich völlig abgestumpft sein müssen, wäre er nicht bei diesem unvorhergesehenen und fast räthselhaften Anblick ausgerüttelt worden. Zwar wußte er nicht, was er dabei denken sollte, aber er starrte die fremden Gestalten, die ihm riesengroß und gewaltig erschienen, mit sichtbarer Spannung an und erwartete, was sich weiter begeben werde.

Der reitende Trupp kam näher. Den Winken und Gebärden nach zu urtheilen, durch welche die vorderen Anführer ihr Gespräch begleiteten, während sie ihre Gedanken miteinander austauschten, schienen sie hocherfreut, endlich aus der Region des ewigen Winters herauszukommen und ein sonnig beleuchtetes Thal vor sich zu sehen. Sie mußten an der Stelle vorüber, wo der einsame alte Mann saß, und da dieser noch immer sprachlos und fast wie im Traume nach ihnen hinblickte, waren die ersten Reiter bereits dicht bei ihm, bevor er eigentlich daran dachte, daß sie ihn bemerken würden.

Es durchfuhr ihn daher ein heftiger Schrecken, als die kühn dareinblickenden Reiter vor ihm still hielten und einer derselben ihn anredete. Also war es keine Vision, die seine Phantasie sich geschaffen, es waren Menschen von Fleisch und Blut, zwar fremdartig und seltsam in ihrem Wesen und auch schwer verständlich in der Sprache, aber doch immerhin von demselben Stoffe, wie er selbst, das fühlte er jetzt und er empfand auch, daß es bei ihrem plötzlichen Anblick wie Schuppen von seinen Augen fiel. War es ihm doch, als ob gleichsam ein Schleier, der seinen Geist verhüllt hatte, zerrissen und in die Lüfte verweht wurde! Wie die Boten aus einer Welt, in der er früher gelebt hatte, die aber seit langer, langer Zeit seinem inneren Blicke entschwunden war, traten jene Gestalten vor ihn hin.



Karl VIII. überschreitet die Alpen.

Es wurde ihm klar, daß der Ritter, der mit ihm sprach, der Anführer der andern sein müsse, und er konnte seine Gedanken so weit sammeln, daß er die Sprache des Fremden verstand, richtige Antwort darauf gab und Auskunft erteilte, wie das Dorf heiße, das da unten lag und wie weit es nach der nächsten, größeren Stadt sei und was dergleichen Fragen mehr waren.

Dann wollte der Anführer auch wissen, wer er selbst sei und was der leinene Sack enthalte, den er bei sich führte.

Schweigend reichte der alte Mann den Sack dem Ritter hin. Dieser nahm ihn und betrachtete neugierig die darin enthaltenen Kräuter. Dann reichte er ihn seinen Begleitern und auch diese prüften das Aussehen und den Geruch der Pflanzen, schüttelten den Kopf und redeten in ihrer fremden Sprache

untereinander. Endlich wendete sich der Anführer wieder zu dem alten Manne und sagte, sich mühsam verständlich machend:

„Seid Ihr ein Zauberer, der Wundertränke braut?“

Der Alte schüttelte mit dem Kopfe und lächelte dabei in einer Weise, daß kein Zweifel an der Irrigkeit der Voraussetzung blieb.

„So seid Ihr ein Heilkünstler“, meinte der Ritter, „und habt diese Kräuter gesucht, um Arzneimittel daraus zu bereiten? Wohl, solch einen Mann könnten wir brauchen, denn unser Zug über dieses schreckliche Gebirge hat manchem unsrer Leute an der Gesundheit geschadet, und wenn wir erst in das gottverlassene Land da unten kommen, werden die giftigen Dünste uns genug zu schaffen machen. Ihr seid der erste Mensch, der uns auf dieser Seite der gewaltigen Grenze, welche die Natur zwischen Nord und Süd aufgetürmt hat, begegnet, und ich nehme dies als einen Wink des Himmels, der uns in Euch ein notwendiges Hilfsmittel bescheren will. Wenn Ihr wollt, und sonst nichts Euch abhält, könntet Ihr uns begleiten. Selbstverständlich gegen Lohn, denn wir zwingen niemand, der uns nicht feindlich entgegen tritt. Vor allen Dingen aber folgt uns nun in das Dorf, denn die zufällige Raft hier dauert unsern Leuten schon zu lange. Da unten können wir alles Weitere in Erwägung ziehen.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte der alte Mann diesen Worten zugehört und immer klarer wurde dabei sein Blick, immer teilnahmsvoller der Ausdruck seiner Züge. Zuletzt erhob er sich und fragte:

„Wer aber seid ihr, die ihr so unerwartet hier erscheint?“

„Wir sind Ultramontane“, entgegnete der Ritter; „Leute von jenseit der Berge; wir bringen das Strafgericht in dieses unselige Land, um alle Frevel zu rächen, die seit langer Zeit hier begangen wurden.“

Beim Anhören dieser Worte ging eine merkwürdige Verwandlung mit dem alten Manne vor. Seine Gestalt hob sich, sein Auge strahlte in unheimlicher Glut und mit Erstaunen bemerkte der Ritter, daß der Mann gar nicht so alt war, wie er vorher geschienen.

„Um alle Frevel zu rächen seid ihr in dies Land gekommen!“ rief er aus, und auch seine Stimme klang anders als vorher; „wohlan, so folge ich euch und will euch dienen mit meiner ganzen geistigen Kraft und der Wissenschaft, die mich einst berühmt gemacht hat, vor allen Heilkundigen dieses Landes. Nehmt mich nur mit, ihr werdet es nicht bereuen, denn der Herr hat euch gleich beim Eintritte in dieses Land in mir einen Mann zugeführt, der ein Wort mitreden kann bei den Freveln, die hier stattgefunden haben.“

Darauf erhob er sich und schritt rüstig neben den Reitern einher, als hätte ihn das Zusammentreffen verjüngt. Der Anführer und seine Begleiter schauten verwundert nach dem seltsamen Führer, der sie an der Schwelle des Landes begrüßte, in welchem sie das Schwert im Namen des Königs von Frankreich schwingen sollten.

Unten im Dorfe sandte der Anführer einen seiner Leute mit Schriftstücken zu dem Podesta (Ortsvorsteher), um diesen zu benachrichtigen, daß ein neues Hilfsheer, welches der französische König in der Schweiz geworben habe, unter Führung des Ritters Torcy Quartier begehre und zwar auf Grund eines Übereinkommens zwischen dem Könige von Frankreich und dem Herzoge von Mailand. Selbstverständlich war bereits alt und jung im Dorfe zusammengelaufen, um die schweizerischen Soldaten zu sehen, die zu dem Heere des Königs der Franzosen stoßen und den Feldzug nach Rom und Neapel mitmachen sollten. Herr von Torcy und die französischen Ritter, die den Haufen anführten, machten einen zutrauenerweckenden Eindruck, und bald waren die biedern Schweizer von den Dorfbewohnern, die schon vor Plünderung in Furcht gewesen, gastlich aufgenommen. Oft genug gab es große Überraschungen und schwere Belästigung in den Dörfern, wenn Truppen einrückten, aber gegen die erhaltenen Befehle war nichts zu thun und die Gemeinde mußte sich in das Unabwendbare fügen. Daß sich sofort der Schrecken in der Umgegend verbreitete und in geflügelter Eile dem Heere voranging, war auch hier selbstverständlich.

Die Bewohner des Grenzdorfes beklagten nach dem Abzuge der fremden Krieger die Wegführung des alten Mannes, der nun schon seit langer Zeit als Arzt im Dorfe viel Gutes gethan hatte. Der Geistliche nebst den meisten Bewohnern des Dorfes hielten den Mann für gestört im Geiste; sie ließen ihn gewähren, seitdem man wußte, daß er seine Verstandeskkräfte beisammen hatte, sobald er an einem Krankenlager zu Rate gezogen wurde.

Auch seinen neuen Beschützern gegenüber hüllte sich der Arzt in den Schleier der Verborgenheit, denn sein umflorter Geist war seit langer Zeit daran gewöhnt, sich nicht mehr als denjenigen zu betrachten, der er wirklich war. Jahre waren darüber hingegangen, als er plötzlich durch den entsetzlichen Schicksalsschlag, der ihm die Kinder raubte, aus seinem friedlichen Leben im Ghetto zu Rom herausgerissen, der Verzweiflung und dem Wahnsinn verfiel. Wie oft trat die furchtbare Stunde jenes Abends vor seine Seele, als er im Vatikan am Lager des kranken Papstes Innocenz stand und diesem das Blut seiner eignen Söhne in die erschöpften Adern flößte! Damals stürmte er hinaus in Nacht und Grauen, als wäre er verdammt, auf Erden keine Ruhe zu finden und doch auch dem Tode nicht zu verfallen. Mit wirrem Haar und zerrissenen Kleidern wanderte er von Ort zu Ort, die Menschen flohen vor ihm, denn sein Aussehen war schreckenerregend und die düstere Flamme seines Auges verkündete den Zustand seiner irren Seele. Wenn er ermattet und hungrig war, erbarmten sich mitleidige Menschen über ihn, gaben ihm Speise und ließen ihn unter sicherem Dache schlafen. Aber immer wieder trieb es ihn fort. Oft jammerte er, daß er nicht sterben könne, weil er ewig wandern müsse von einem Ende der Welt zum andern. Kam er dann nach längerer Zeit wieder an denselben Ort zurück, so fürchteten die Menschen, er könne Unheil bringen und verschlossen oft die Thüren vor ihm.

So hatte er das Land Italien kreuz und quer durchzogen, bis er eines Abends müde und hungrig in jenes Gebirgsdorf an der Grenze kam und dort Obdach und Nahrung suchte. Lange war er vergeblich umhergewandert, bis endlich mitteleidige Menschen ihm gestatteten, zu ihnen in die Stube zu kommen. Sie waren milder gestimmt als andre, denn das Unglück stand an ihrer Schwelle und schien dieselbe eben überschreiten zu wollen. Ein junges Ehepaar war es, dessen einziges Kind krank in der Wiege lag. Mit Thränen in den Augen setzte die Frau dem fremden Manne ihr eignes Abendbrot vor, und dieser verzehrte es gierig, ohne die Betrübniß der jungen Leute zu bemerken. Aber während er aß, drang ein klägliches Wimmern an sein Ohr, ein Ton, der die Nacht seines Geistes für einen Augenblick lichtetete und den Beruf, der sonst die höchste Aufgabe seines Lebens gewesen, wieder in ihm weckte. Er kannte genau diese kläglich Töne und er ahnte, was sie bedeuteten. Das junge Elternpaar erschraf fast, als der fremde Mann mit irrem Blicke, zerrauten Haaren und zerrissenen Kleidern sich der Wiege des Kindes näherte, dessen Händchen betastete, die Stirne befühlte und dann mancherlei Anordnungen traf, welche mit solcher Bestimmtheit gegeben wurden, daß die Eltern sich ihnen nicht zu widersetzen wagten. Der seltsame Mann verlangte dies und jenes und bereitete aus verschiedenen Dingen, welche rasch beschafft wurden, einen Trank, den er dem Kinde einflüßte. Schon hatten alle alten Frauen im Dorfe ihre Heilkunst an dem kleinen kranken Geschöpfe versucht und den Eltern war bereits jede Hoffnung auf dessen Erhaltung geschwunden. Nun bemerkten sie zu ihrer Freude, daß der Trank des fremden Mannes gleich einem Wundermittel wirkte und dem Kinde Erleichterung brachte. Sie knieten zu beiden Seiten des kleinen Bettchens nieder und blickten voll freudiger Hoffnung in das Gesicht des schon verloren geglaubten Söhnchens, dann aber nötigten sie den Mann, zu bleiben, bis er sein Werk völlig vollbracht und das Knäblein ganz wiederhergestellt hatte.

Und Isaaq Dem blieb, denn er hatte einen Zweck, der ihn fesselte. Es war unzweifelhaft, daß die Heilung des Kindes seine irren Gedanken von der Vergangenheit ablenkte und die Phantasien in seiner Seele zurückdrängte.

Schon am folgenden Tage erfuhr man im Dorfe von dem seltsamen Menschen, der mehr von der Heilkunde verstand als alle übrigen Bewohner der Gegend. Noch bevor das Kind seiner Wirtskleute vollkommen genesen war, hatte man ihn schon zu andern Kranken berufen, und es gelangen ihm mehrere schwierige Kuren. Man zog ihn auch in der Umgegend zu Räte, und wenn ihn auch wiederholt die innere Unruhe packte und ihm den Wanderstab wieder in die Hand geben wollte, immer kam eine Verpflichtung dazwischen, welche das Gewissen des Arztes bestürmte und ihn zum Bleiben nötigte. So hatte sich nach und nach eine Wandlung in ihm vollzogen. Die ewige Unruhe, welche ihn früher durch Länder und Städte getrieben hatte, schwand allmählich, und es trat an ihre Stelle ein stiller Tiefinn, der ihn jedoch nicht hinderte, seinen

Beruf als Arzt mit Eifer auszuüben. Es kostete ihn viele Mühe, in dem abgelegenen Dorfe die Heilmittel zu erhalten, deren er bedurfte, und so gewöhnte er sich, Kräuter und Wurzeln zu suchen, um die Tränke und Pulver selbst zu bereiten. Eine einfache Stube, wenig Nahrungsmittel und die Einsamkeit hatten ihm jahrelang genügt, bis nun endlich die überraschende Erscheinung der Hilfstruppen des französischen Heeres seinen Geist mächtig aufrüttelte und sein Schicksal in andre Bahnen lenkte.

Je mehr die Verstandeskkräfte des jüdischen Arztes wieder erstarkten, um so mehr erstaunte er über alle die großen Begebenheiten, von denen er bisher keine Ahnung gehabt. Wohl erhob er zu wiederholten Malen seine Arme gen Himmel und seine bebenden Lippen stammelten hebräische Worte des Lobes für Jehova, als er erfuhr, wie gewaltig das Strafgericht über Italien hereingebrochen war: Innocenz VIII. war tot und Alexander VI. saß auf dem päpstlichen Stuhle; der König von Frankreich hatte sich an die Spitze seiner tapfern Ritter und Mietstruppen gestellt, mit denen er bereits vor Monaten die Alpenpässe überschritten hatte, während die Flotte mit der Artillerie, der furchtbarsten Waffe der Franzosen, von Marseille nach Genua unter Segel gegangen war. Ohne Schwertstreich war der König vorgerückt und stand nun nahe bei Rom. Er hatte sich nicht nur mit dem Könige von England, dem deutschen Kaiser und dem Könige von Spanien ins Einvernehmen gesetzt, sondern auch Gesandte nach den verschiedenen italienischen Staaten geschickt, um zu erfahren, wie sie sich zu den Ansprüchen, die er in bezug auf Neapel erhob, stellen würden. Mit Ausnahme von Venedig hatten die norditalienischen Regierungen sich alle auf Seite des Königs von Frankreich gestellt oder ausweichend geantwortet. Neapel durfte also nur auf Venedig als Bundesgenossen zählen.

Inzwischen war Peter von Medici, den das kühle Verhalten Hippolyt Bentivoglios gekränkt hatte, von Bologna nach Venedig gereist und hatte seine Familie dorthin kommen lassen. So war also in Venedig ein Zusammenfluß von Elementen, welche dem Könige von Frankreich entgegen zu wirken schienen. Karl VIII. schickte seinen Bevollmächtigten, Philipp von Commynes, dahin, um womöglich noch ein Übereinkommen zu schließen. Die Verhandlungen waren auch so weit gediehen, daß Commynes in das Hauptlager des Königs bei Genua zurückkehrte, aber zur selben Zeit versuchte auch der König von Neapel durch seinen Sohn Friedrich auf die Entschließung des Rates der Zehn einzuwirken.

Peter von Medici war noch ein halbes Kind gewesen, als sein Vater Lorenzo den König von Neapel besucht hatte, aber Clarissa, seine Mutter, erinnerte sich aller damaligen Vorgänge sehr genau, und es konnte nicht ausbleiben, daß ihr beim Anblicke des neapolitanischen Prinzen dessen unglückliche Liebe zur schönen Katharina Cornaro wieder in das Gedächtnis kam. Katharina lebte nach wie vor als Herrin zu Asolo, mit dem Titel Königin von Jerusalem, Cypren und Armenien, welchen übrigens Carlotta von Lusignan auch führte.

Die Schönheit der ehemaligen Gemahlin Jakobs von Cyprien hatte sich nicht vermindert und Katharina war noch immer eine höchst reizende Erscheinung. Als sie ihren feierlichen Einzug in die neue Residenz gehalten hatte, wurde sie durch eine besondere Deputation begrüßt. Eine Schar von Kindern zog ihr aus der Stadt mit Olivenzweigen in den Händen entgegen, und unter einem Baldachin von Goldstoff, den die Notabeln Voloß trugen, wurde sie durch die mit Teppichen und Laubgewinden geschmückten Straßen, von einer großen Volksmenge umgeben, in die Hauptkirche und später in ihr Schloß geleitet. Sie hatte einen zahlreichen Hofstaat, darunter auch, nach der Sitte der Zeit, einige Dichter und Gelehrte. Schon ein Jahr nach ihrer Ankunft ließ sie sich einen eignen Sommeritz nahe bei Voloß erbauen, der von einem prächtigen Parke im damaligen Stile umgeben war. War doch überhaupt gerade in der letzten Zeit während der diplomatischen Verhandlungen mit Venedig häufiger wie sonst von der ehemaligen Königin von Cyprien die Rede gewesen, denn der gelehrte Dichter und Geschichtschreiber Bembo, ein vornehmer Venetianer, der sich häufig an dem kleinen Hofe Katharinas zu Voloß aufhielt, war von dort zu den Verhandlungen nach der Lagunenstadt gekommen und verkehrte mit allen jenen Personen, welche an den stattfindenden Beratungen Interesse hatten.

Den Winter pflegte die schöne Königin von Cyprien gewöhnlich in Venedig zu verleben, wo sie dann im vollen Schmucke ihrer Würde an großen kirchlichen Feierlichkeiten teil nahm.

Auch in diesem Winter lebte sie in der Vaterstadt und sie beteiligte sich ausnahmsweise bei den Karnevalsfestlichkeiten. Ihr Bruder Georg, der vor einigen Jahren gestorben war, hatte eine aufblühende Tochter hinterlassen, welche fast immer in Gesellschaft der jugendlichen Tante erschien, und da der Prinz Friedrich von Neapel auffallend häufig in der Nähe dieser Damen gesehen wurde, wußte man nicht, wem eigentlich seine Aufmerksamkeiten galten.

Wie hätte es ausbleiben können, daß Friedrich von Neapel sich auch an die Frauen des Hauses Medici näher angeschlossen und manchen Abend in ihrer Gesellschaft verbracht! Die Tage gingen in Beratungen und Abfertigung von Depeschen hin, und erst die Abendstunden brachten eine Erholung, indem man auch einmal auf persönliche Angelegenheiten kam und die Dinge in einem andern Lichte sah. Peters Gemahlin, Alfonsine Orsini, kannte Carlotta von Lusignan, und so woben die verschiedenen freundschaftlichen Beziehungen ein Band wohlthuernder Vertraulichkeit, welches den lebenswürdigen und ernstgesinnten Prinzen immer enger mit den Damen des Hauses Medici verknüpfte.

Clarissa war neuerdings erzürnt über den Herzog von Mailand, der durch sein Bündnis mit dem Könige von Frankreich zwar für sich selbst festen Boden gewonnen, aber die übrigen italienischen Fürsten und namentlich Peter von Medici in eine schiefe Stellung gebracht hatte. Selbst die starkgeistigste Frau kann sich schwer von persönlichen Stimmungen frei halten, und das

unglückselige Schwanken in Peters Haltung kam seit einiger Zeit ganz allein auf Rechnung des Einflusses seiner Mutter. So war Clarissa auch jetzt sehr geneigt, wieder ganz auf die Seite des Königs von Neapel zu treten, und da sie in Venedig vielfach dergleichen Ansichten begegnete, gewährte es ihr eine Genugthuung, dem Prinzen Friedrich ihre ganze Sympathie zu zeigen.

Es fiel ihr nicht schwer, eines Tages im vertraulichen Gespräche mit ihm auch auf Katharina Cornaro zu kommen, und sie bemerkte bald aus der Art, wie Friedrich über das Scheitern seiner Hoffnungen sprach, daß diese weniger auf die Herrschaft über Cypern, als auf den Besitz der schönen Frau gerichtet waren. So ehrgeizig und stolz Clarissa auch war, hatte sie doch ihren Gatten Lorenzo wahrhaft geliebt, und sie nahm daher innigen Anteil an der noch immer nicht erstorbenen Trauer des schönen Prinzen über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe. Sie rieth zu dem Versuch, Katharinas Hand, wenn ihre Liebe ihm treu geblieben, doch noch zu erringen. Friedrich kämpfte einen schweren Kampf. Sein väterliches Reich war in Gefahr, er selbst befand sich in diplomatischer Sendung zu Venedig, und sein Herz drängte ihn, einem gefahrvollen Liebesabenteuer nachzugehen. Aber es handelte sich um eine wahre, echte Liebe, welche bereits eine jahrelange Trennung überdauert hatte, und das rein menschliche Empfinden behauptete den ersten Rang in der Brust des Prinzen, dessen ganze Natur zu Staatsgeschäften wenig geeignet war.

Während in Florenz der strenge Savonarola die Zeit des Karnevals benutzte, um seine Sittenlehren dem Volke recht anschaulich vor Augen zu führen, fanden sich in dem üppigen Venedig eine Anzahl von Personen zusammen, die theils durch ihr Thun, theils durch ihr Schicksal so recht den Geist jener Epoche repräsentierten, welchen der ernste Dominikanerprior bekämpfte. Katharina Cornaro schmachtete seit ihrem fünfzehnten Jahre als das reich geschmückte Opfer am Altare des handelspolitischen Egoismus; Friedrich von Neapel war der Sohn eines rücksichtslosen Ufurpators, und diese beiden bedauernswerten Menschen litten unter den Sünden anderer, wohingegen die Glieder des Hauses Medici für die eigne Schuld büßten. Welche Leidenschaften mochten sich unter den Masken und kostbaren Gewändern bergen, und welche Pläne und Intrigen kamen unter scheinbar harmlosen Gesprächen zur Erörterung!

Auf einer großen Maskerade, welche der Doge veranstaltete, erschien ein griechischer Minnesänger mit der Laute, und niemand ahnte, wer er sei, auch dann nicht, als er sich mit einer weiblichen Maske in dem geschmackvollen Kostüme einer vornehmen Bewohnerin von Cypern, die man sofort als die anmutvolle Katharina Cornaro erkannt hatte, in eine lebhaft Unterhaltung einließ.

Bald nach dem Karneval hatte Peter von Medici den Versuch gemacht, in Florenz wieder festen Fuß zu fassen. Die Republik Venedig hatte ihm eine Anzahl Gemälde abgekauft, so daß es ihm an Geld nicht fehlte. Die Orsini

hatten die nötigen Truppen aufgebracht, die Signoria zu Florenz war ihm günstig gestimmt, aber die Gegner hielten sie im Palaste fest, schlossen die Thore der Stadt und fuhren Kanonen auf. Die Mitglieder der Signoria traten ab und die Gegner der Medici kamen in den Rat. Peter kehrte dicht vor den Thoren um und ging nach Siena zurück.

Die Anhänger Savonarolas waren die Piagnoni, diejenigen der Medici die Palleschi, sogenannt nach den fünf Kugeln (palle), welche die Medici im Wappen hatten. Eine dritte Partei waren die Arabiaten, die sich am eifrigsten zeigten und weder für Savonarola noch für die Medici, sondern für das Wohl der unabhängigen Republik entflammt waren. Vorläufig war die Partei der Piagnoni am Muder, aber Savonarola wußte, daß er seine Feinde nicht treffen konnte, so lange Papst Alexander selbst nicht beiseite geschafft war. In energischen Sendschreiben an die höchsten Fürsten der Christenheit, den deutschen Kaiser und die Könige von England, Spanien und Frankreich, forderte er mit Berufung auf die anerkannte Verworfenheit Borgias und die Nothwendigkeit einer Reform des Kirchenregimentes ein Konzil, auf welchem der Papst gerichtet und abgesetzt werden sollte. Einen dieser Briefe und zwar für König Karl VIII. von Frankreich fing Ludwig Moro auf und ließ ihn an den Papst gelangen.

Ein Konzil war das Einzige, was die Päpste fürchteten, und von nun an wurde der Prior von St. Marco für den Papst eine große Gefahr.

Übrigens haßten alle jungen Lebemänner in Florenz das eiserne Regiment des Dominikaners, denn sie mußten ihren liebgewordenen Unterhaltungen entsagen. Auch die jugendlichen Mitglieder des Rates, die er selbst gefördert und auf deren Liebe und Begeisterung er besonders gezählt hatte, waren nicht für ihn. Bis dahin hatten letztere die Umänderung der öffentlichen Verhältnisse, die Abstellung des fröhlichen Lebens, wie es früher in Florenz geherrscht hatte, ertragen müssen. Jetzt besaßen sie Macht und Einfluß, und indem sie ins gegnerische Lager der Arabiaten übergingen, schlug nach und nach die Situation um.

Bisher war ein Alter von dreißig Jahren erforderlich gewesen, um Eintritt in das Consiglio zu erlangen, von jetzt ab sollte das zurückgelegte vier- und zwanzigste genügen. Savonarola zählte dabei auf die jungen Männer, welche als Knaben ihn gehört hatten, und auf die Kinder, welche er für sich zu begeistern wußte und die rasch heranwuchsen, aber er übersah dabei, daß seine ernste Richtung auch der herangewachsenen Jugend nicht sonderlich gefiel, da die unschuldigen Freuden, welche er gestattete, dem lebensfrohen Sinne der jungen Männer zu wenig Spielraum gaben und ihnen nüchtern und langweilig erschienen, sobald sie die Kinderschuhe ausgetreten hatten.



Dreizehntes Kapitel.

Alle Blicke richten sich auf den nahenden Feind.

Die Mutter Girolamo Savonarolas gab sich in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes zu Florenz dem tiefen innern Glücksgeföhle hin, welches von dem Augenblicke, da sie den Triumph ihres Sohnes gesehen hatte, in ihr herrschte. Sie war überzeugt, seine Sache sei eine gute und Gott wohlgefällige, und da sie ihn nicht nur vom Volke geehrt, sondern wahrhaft geliebt sah, erfüllte der Gedanke, die Mutter eines solchen Mannes zu sein, sie mit freudigem Stolze.

Aber die gottesfürchtige Frau ahnte in ihrer Bescheidenheit doch nicht, wie groß die Bedeutung war, welche Savonarolas Auftreten den übrigen Weltbegebenheiten gegenüber hatte. Nach der Vertreibung Peters von Medici hatten sich die drei Parteien unter den vornehmen Geschlechtern gebildet, und da zu jener Zeit, als Savonarolas Mutter und Schwester nach Florenz kamen, die Piagnoni völlig die Oberhand hatten, war der kühne Mönch gerade damals das Oberhaupt der Stadt. Er gab derselben eine neue Verfassung, durch welche sie eine Stadt Gottes nach seinem Sinne sein sollte und ganz allein der Autorität Jesu Christi unterworfen wurde, also eine Art geistlicher Republik mit einem Präsidenten als Stellvertreter Christi. Aber der Blick des klugen Mönches reichte weiter als Florenz; er hoffte Italien, die ganze Welt, Staat und Kirche zugleich zu reformieren. Zwar wollte er seinen Ordensgelübden nicht untreu werden, sondern nur durch seine Reden der Republik den rechten Weg zeigen, deshalb bat er auch in einigen seiner Predigten: „Kommt nicht, mich wegen jeder Kleinigkeit zu belästigen; in großen Sachen und wenn Zweifel obwalten, will ich gern Euer Rat sein!“ Aber er war doch unbedingt das Haupt und die Seele des neuen Gottesstaates und von seiner Kanzel ging sowohl die Anregung wie die Entscheidung zu allen wichtigen Reformen aus. Unaufhörlich verlangte er eine gründliche Erneuerung des christlichen Lebens und unter seiner Führung gewann das üppige und ausschweifende Florenz bald ein ganz neues Aussehen: die Schauspielhäuser standen leer, viele Wirtshäuser mußten geschlossen werden, immer mehr vornehme Frauen entsagten ihren

kostbaren Gewändern und brachten ihren Schmuck als Opfer zu dem Altare des Vaterlandes, große Summen wurden von Kaufleuten dargebracht, welche wegen ungerecht erworbenener Güter Reue empfanden, kurzum, überall zeigte sich eine allgemeine Umwandlung, eine Erweckung zum neuen Leben.

Auf Savonarolas Betreiben wurden die Sittengesetze streng gehandhabt, die Spielhäuser geschlossen und harte Strafen für Verschwendung und unnütze Vergeudung der Zeit festgesetzt. Als Grundlage des öffentlichen Lebens wollte er die Bibel angesehen wissen, und er griff nach wie vor alle Mißbräuche der Kirche, namentlich aber den Schacher mit den hohen Ämtern beim heiligen Stuhle schonungslos an.

Wieder stieg Savonarolas Glückssonne in schönster Pracht empor, als am Palmsonntage auf seine Veranlassung ein feierlicher Umzug in Florenz stattfand. Er war in Wahrheit ein Freund des Volkes und das harmlose Vergnügen der Jugend lag ihm stets am Herzen.

Ähnlich wie am Karnevalstage waren auch diesmal die Kinder die Hauptteilnehmer an der Feierlichkeit, zu welcher der Himmel gleichsam die schöne Stadt Florenz mit dem herrlichsten Sonnenschein bevorzugt hatte. Festlich geschmückt und mit Blumen bekränzt durchzogen beinahe achtausend Kinder unter feierlichen Gesängen die Straßen der Stadt. Die reinste Freude glänzte auf allen Gesichtern, und man konnte in der That nichts Lieblicheres sehen, als diese hoffnungsvollen Menschenknospen im Schmucke der bunten und duftenden Boten des Lenzes. Wiederum trugen einzelne der Kinder Becken in den Händen, in welchen sie Geld und Schmuckgegenstände sammelten, die dann später dazu verwendet werden sollten, den Armen der Stadt einen Festtag zu bereiten. Der Zug wurde durch Trabanten eröffnet und begleitet. Voran schritt der Magistrat der Stadt, in seiner Mitte der Prior, welcher die ganze Festlichkeit ins Leben gerufen hatte. Dann kamen die Kinder und hinter ihnen der größte Teil der Bevölkerung. Von der Partei der Paleschi war der Versuch gemacht worden, den Zug zu stören, aber der Unwille darüber war so allgemein, daß jene Gegner sich beschämt zurückziehen mußten. Auf dem freien Platze vor dem Kloster San Marco ordnete sich die Schar der Kinder, und Savonarola sprach voll Begeisterung über Christus den Erlöser, welche Rede bei der zahlreichen Kinderschar und sämtlichen Anwesenden jubelnde Zustimmung fand.

Während dieser Zeit seiner höchsten, unbestrittenen Geltung, lebte Anna Savonarola in der Nähe ihres Sohnes. Zwar konnte sie ihn nur selten sehen, denn sein Amt als Prior und die vielen öffentlichen Staatsgeschäfte ließen ihm keine Zeit an persönliche Angelegenheiten zu denken, aber trotzdem war es für Anna eine glückselige Zeit, denn sie war durch lange Jahre von ihm getrennt gewesen und konnte nun Zeugin seiner schönsten Triumphe sein.

Inzwischen hatte der König von Frankreich sein Heer zusammengezogen und beschloß nun, so rasch als möglich sich dem eigentlichen Ziele des gewaltigen

Kriegszuges zu nähern. Zu diesem Zwecke mußte er abermals Florenz berühren, dann nach Rom und von da nach Neapel eilen. Nach allen Erfahrungen, die er bereits gesammelt hatte, durfte er erwarten, diesen Feldzug fast ohne Blutvergießen zu vollenden. Überall öffnete man ihm die Thore und die Fürsten wetteiferten, ihn durch Feste zu gewinnen. Jedenfalls war Karl VIII. ein unternehmender und lebenskräftiger Mann. Nicht nur der militärische Ehrgeiz, sondern auch die Freuden der Tafel und der Verkehr mit schönen Frauen hatten großen Einfluß auf ihn. Dies wußte der Herzog Ludwig Moro ganz genau, und als er zur Begrüßung des Königs nach Asti ging, ordnete er daselbst einige Festlichkeiten an, von denen er wußte, daß sie ganz im Geschmace seines Gastes waren. Die Herzogin hatte aus Gesundheitsrückichten zurückbleiben müssen, das heißt, Maria wollte an dieser Art von Festlichkeiten nicht teilnehmen, und man hatte daher den Ausweg gewählt, sie durch Krankheit zu entschuldigen; dafür aber waren die äußersten Schönheiten der Stadt Mailand vom Herzoge aufgefordert worden, den Banketten beizuwohnen, welche er in Asti veranstaltet hatte. König Karl und die Ritter seiner Umgebung bewährten den Ruf der Galanterie, welcher ihnen vorausging und vergaßen in Gesellschaft der schönen Mailänderinnen für mehrere Tage alle Strapazen des Feldzuges. Das herrliche Frühlingswetter, der außerlesene Geschmack in der Anordnung der Festlichkeiten und die wirklich ungewöhnliche Schönheit der weiblichen Gäste gaben den französischen Herren einen Vorgesmack des Lebens, welches sie in dem bevorzugten Italien erwartete, aber sie empfanden auch schon jetzt etwas von dem entnervenden Einfluß, welchen der Zauber dieses Genußlebens auf alle Fremden ausübt.

Die Reise wurde fortgesetzt und der König fand wenig Schwierigkeiten auf seinem Heereszuge. In Pisa kam ihm eine florentinische Gesandtschaft mit Savonarola an der Spitze entgegen. Letzterer war erfüllt von seinem prophetischen Verufe und erschien vor dem Könige in der Überzeugung, daß seine Rede hier dieselbe unwiderstehliche Wirkung ausüben werde, welche er beim Volke bereits gewohnt war.

„Ziehe ein“, sagte er zu dem Könige, „nahe dich uns mit Vertrauen, mit Zübel und Triumph, denn derjenige, welcher dich sendet, ist derselbe, der zu unserm Heile am Kreuze triumphierte. Aber höre meine Worte, allerchristlichster König, und präge sie tief in dein Herz. Der Diener Gottes, der von oben erleuchtet ist, benachrichtigt dich, den der göttliche Herrscher in dieses Land gesendet hat, daß du aller Orten Gnade üben sollst, ganz besonders aber in seiner Stadt Florenz, in welcher er, obgleich viele Sünder daselbst wohnen, doch auch viele treue Bekenner besitzt, und um deretwillen sollst du diese Stadt verschonen, damit sie für dich beten und deinen Unterthanen Hilfe gewähren. Der Knecht Gottes, welcher zu dir spricht im Namen des Herrn, beschwört dich, mit aller deiner Macht die Anschuld, die Witwen und Waisen und die Unglücklichen

zu beschützen und besonders die Keuschheit der Bräute Gottes zu schonen, welche in den Klöstern sind, damit du nicht die Sünden auf Erden vermehrst und dadurch die Kraft abschwächst, welche Gott dir verliehen hat. Endlich, o König, ermahnt dich Gott, deinen Beleidigern zu verzeihen. Wenn du dich durch das florentinische Volk oder durch ein andres beleidigt glaubst, so verzeihe ihnen, denn sie haben aus Unwissenheit gesündigt, weil sie nicht wußten, daß du von Gott gesandt bist. Gedenke deines Erlösers, der noch vom Kreuze herab seinen Mördern verzieh. Wenn du alle diese Dinge thust, so wird Gott, dein König, deinen Ruhm vergrößern, dir überall den Sieg verleihen und dich dereinst in das ewige Königreich des Himmels aufnehmen.“

Der Ruf Savonarolas war wohl kaum bis zu den Ohren des Königs von Frankreich gedrungen. Seinen Brief in Bezug auf den Papst hatte er nicht erhalten; er sah in ihm nur einen schlichten guten Mönch und seine Rede erschien ihm wie eine fromme Predigt; er versprach daher, daß er in Florenz alles zur Zufriedenheit des Volkes ordnen werde. Er dachte dabei an ein Versprechen, welches er im Taumel des Vergnügens zu Asti dem Herzoge von Mailand gegeben hatte, und welches sich auf Peter von Medici bezog. Dies Versprechen war ihm bereits unbequem geworden, aber es erschien schwierig, sich dem gegebenen Worte zu entziehen.

Die Gesandtschaft ahnte nichts von den Gedanken des Königs; sie brachte nach Florenz die besten Hoffnungen zurück, und nun war das Ansehen Savonarolas auf den Gipfel gelangt. Da man in Rom sehr gespannt auf das Verhalten des Königs von Frankreich gegenüber der Stadt Florenz sein mußte, machte dort die Nachricht von der günstigen Wirkung, welche das kühne Auftreten des Dominikanermönches auf den König von Frankreich geübt hatte, großen Eindruck. Der Papst geriet in gewaltigen Zorn über seine Umgebung, weil er behauptete, man habe ihn über die Bedeutung des Prior von San Marco im Unklaren gelassen, er würde sonst längst alle Mittel aufgeboten haben, um sich denselben günstig zu stimmen und sein Interesse mit der Kirche zu vereinigen. Gewohnt, alles durch persönliche Begünstigung zu erreichen, und in der festen Meinung, eine große geistige Kraft wie Savonarola sei nicht weniger käuflich wie alles Übrige in der Welt, nur müsse man den entsprechenden Preis bieten, sandte Papst Alexander VI. sofort einen vertrauten Beamten nach Florenz und ließ Savonarola das Erzbistum Florenz und den Kardinalshut anbieten, wenn er sich entschließen wolle, mit derselben Begeisterung für die Zwecke des Oberhauptes der Kirche zu predigen, wie er bisher gegen denselben aufgetreten war.

Aber Savonarola wies dies Anerbieten nicht nur mit Entrüstung zurück, sondern er ergriff auch die Gelegenheit, als er am nächsten Sonntage im Dome vor einem alle Räume erfüllenden Publikum sprach, die ganze Angelegenheit öffentlich mitzuteilen und die Worte hinzuzusetzen: „Jesus Christus ist mein Papst und ich begehre keinen roten Hut als den, der mit meinem eignen Blute gefärbt ist.“



Savonarola. Vom Lutherdenkmal in Worms.

Daß auch dieser Vorgang zu Florenz in allen Kreisen vielfach besprochen wurde, war selbstverständlich und auch ganz begreiflich, daß die Parteien für und gegen Savonarola sich insolgedessen noch schärfer als vorher absonderten. Die Mönche seines Klosters verehrten ihn in einer Weise, die an Anbetung grenzte, denn sie wußten am besten, welche Selbstverleugnung er übte und wie rein und tadellos stets sein eigener Lebenswandel war. Unter den ältern Klosterbrüdern waren ihm namentlich Domenico Buonvicini und Silvestro Maruffi mit ganzer Seele ergeben, während unter den jüngeren Mönchen Donato Ruffioli mit schwärmerischer Begeisterung zu ihm aufblickte.

Die übrigen Klöster in der Stadt stellten sich ihm größtenteils feindlich

gegenüber, namentlich blieben die Franziskaner seine erbitterten Gegner, welche ihn sogar offen zu bekämpfen suchten, indem ein Mönch dieses Ordens, Namens Zaccali, mit ihm vor vielen Zuhörern über mancherlei religiöse Fragen, allerdings ohne Erfolg, disputierte. Auch eine Nonne aus dem Annunziatenkloster hatte dem Drange nicht widerstehen können, Girolamo Savonarola den Fehdehandschuh hinzuwerfen, indem sie sich erbot, gleichfalls mit ihm zu disputieren; aber der Dominikanerprior hatte sie höhnisch zurückgewiesen und ihr einen Brief geschrieben, worin er sie ermahnte, sie möge nicht vergessen, daß sie ein Weib sei und ihre Pflicht besser am Spinnrocken erfüllen könne als durch Gelehrsamkeit. Derartige Vorfälle, die er stets in seinen Predigten den Zuhörern selbst mittheilte, erhöhten seine große Beliebtheit bei dem Volke.

Zufällig hatte der Pater Eusebius zu Ferrara die Mutter und Schwester Savonarolas gerade an das Annunziatenkloster in Florenz gewiesen. Zwar machte die Gastfreundschaft, welche ihnen von angesehenen Anhängern des Volksmannes geboten worden, den Aufenthalt im Kloster überflüssig, aber dennoch durften sie nicht versäumen, den frommen Schwestern ihren Besuch zu machen. Es geschah dies gerade zu jener Zeit, als Savonarola den Kardinalshut ausgeschlagen hatte, was den Insassen der Klöster als ein unerhörter Frevel erschien und als neuer Beweis dafür galt, daß der Dominikaner im Dienste des bösen Feindes stehe.

Die Nonnen in Santa Maria Annunziata empfangen Mutter und Schwester Savonarolas daher mit tiefer Bekümmerniß und redeten im Tone christlicher Entrüstung von dem Sohne und Bruder ihrer Besucherinnen. Von Beatrice war der Groll über den Bruder nie völlig gewichen. Seitdem sie nun wußte, daß er Kardinal hätte werden können, wenn er dem Papste Gehorsam gelobt hätte, und dieses Anerbieten, welches für die ganze Familie die höchste Ehre und unabsehbare Vorteile bringen konnte, abgelehnt hatte, war ihre stille Bestimmung der Mutter gegenüber wieder zur lauten Anklage gegen den Bruder geworden. Vergeblich hatte die Mutter versucht, Girolamo zu verteidigen. Auch den Nonnen gegenüber hielt sie sich tapfer und nahm ihren Sohn gegen alle Verdächtigungen in Schutz.

Eines Tages aber, als jene gelehrte Klosterschwester, welche Savonarola an den Spinnrocken verwiesen hatte, mit einfürmig kreischender Stimme das Verdammungsurteil über den Prior der Dominikaner von San Marco sprach, als Beatrice mit einstimmte und den Bruder, statt ihn zu verteidigen, in liebloser Weise verurteilte, brach die gekränkte Mutter in bittere Thränen aus, und es spielte sich in dem Empfangszimmer des frommen Klosters eine Szene ab, welche einer Stätte des Friedens und der Duldsamkeit sehr wenig entsprach.

Daß der Papst über die schroffe Ablehnung seiner glänzenden Anerbietungen heftig erzürnt war, ließ sich voraussehen; aber Alexander VI. war ein viel zu schlauer Diplomat, um nicht mit Vorsicht zu verfahren.

Es stand nun fest, daß Savonarola sich durch Vorteile nicht gewinnen ließ; es handelte sich also darum, ihn unschädlich zu machen. Dazu mußte er in eine Falle gelockt werden, denn sein Anhang in Florenz war zu groß, um dort etwas gegen ihn durchsetzen zu können. Ueberdies wußte der Papst ganz genau, daß dem Herzoge von Mailand und der Familie Medici gleichfalls ein Gefallen geschah, wenn der hartnäckige Mönch ihnen aus dem Wege geräumt wurde, und der Cardinal Medici, der Bruder Peters, hatte nicht versäumt, dies alles am gehörigen Orte eindringlich vorzubringen. Der Papst sandte daher abermals einen Boten zu ihm und lud ihn in schmeichelhaften Ausdrücken nach Rom ein, da seine Gabe der Weissagung sich durch den Einmarsch der Franzosen so glänzend bewährt habe und der heilige Vater von ihm selbst Aufklärung über seine prophetische Begabung erlangen wolle.

Savonarola lehnte indes auch diesmal die Aufforderung ab, ohne jedoch den Zorn des Papstes aufs neue reizen zu wollen. Er gab als Grund seiner Weigerung den Umstand an, daß seine Gesundheit schwankend und er überdies während der Kriegsunruhen außerhalb Florenz vor seinen Feinden nicht sicher sei.

Inzwischen war die schöne Königin von Cypren wieder nach Nsolo zurückgekehrt und empfing an ihrem kleinen Hofe häufig Besuche. Sie war zwar fortwährend auch hier von Spionen umgeben, aber man gestattete ihr doch mancherlei Freiheiten und ließ sie ihren Liebhabereien nachgehen, so lange sie sich ruhig verhielt und keine weiteren Ansprüche erhob als den Umgang mit Künstlern und Gelehrten und den zeitweiligen Verkehr mit befreundeten Personen. Daß ihr auch die Damen der Familie Medici bald nach dem Karneval einen Besuch machten und bei dieser Gelegenheit von dem Prinzen Friedrich von Neapel begleitet wurden, konnte keinen Verdacht erwecken. Georg Cornaro, der Bruder, dem sie damals bei der Abreise von Cypren ihr Herz ausgeschüttet hatte, war tot und hatte jenes Geheimnis mit in das Grab genommen. Es wurde nicht einmal bemerkt, als die Damen Clarissa und Alfonso ohne den Prinzen zurückkehrten.

Man war in Venedig allgemein der Meinung, Prinz Friedrich befände sich krank in seiner Wohnung, während derselbe sich in der Nähe von Nsolo aufhielt, um dort die heimliche Abreise zu überwachen, welche Katharina Cornaro mit ihm und Clarissa von Medici verabredet hatte. Der Plan dazu war im Kopfe Clarissas gereift und sie glaubte, ihn schlau genug erdacht zu haben, da man weder ihren Einfluß noch auch die Beteiligung des neapolitanischen Prinzen vermuten konnte.

Katharina selbst war durch das Erscheinen Friedrichs plötzlich aus der Stimmung sanfter Beschaulichkeit, welche sie so viele Jahre bewahrt hatte, herausgerissen und wieder auf das sturmbewegte Meer heftiger Leidenschaft

versezt worden. Als ihr Auge dem Blicke des Geliebten wieder begegnete, als sie ihre Hand in der seinigen fühlte, war die leidenschaftliche Empfindung mit vermehrter Kraft erwacht und sie wünschte nichts sehnlicher, als irgend ein Mittel zu finden, welches sie mit ihm vereinige. Wie lauschte sie nun, als er ihr mit herbedten Worten den Weg zeigte, der zu ihrer Verbindung führen konnte. Klüglich hatte Clarissa von Medici die Anordnung getroffen, daß die Liebenden sich längere Zeit allein sprechen konnten, während sie mit ihrer Schwiegertochter die Kunstschätze in den anstoßenden Gemächern des anmutigen Schlosses der Königin besichtigte. Die glühendsten Küsse wurden inzwischen von dem lang getrennten Paare ausgetauscht, und in fliegender Hast theilte Friedrich der Geliebten mit, daß ihre Schwägerin Carlotta von Lusignan das Geheimnis ihrer Liebe kenne und bereit sei, ihre Verbindung zu fördern; deshalb solle Katharina mit einer kleinen Bedeckung sich aufmachen, um nach Rom zu reisen, wo Carlotta sie mit offenen Armen aufnehmen werde. Noch war der Weg frei und keine Gefahr zu fürchten. Katharina stimmte sofort bei.

In der That gelang die abenteuerliche Reise. Einige ihrer Frauen begleiteten Katharina und vertraute Diener bildeten ihr bewaffnetes Geleite.

Raum war sie abgereist, so eilte Prinz Friedrich nach Venedig, um die dortige Signoria zu täuschen. Aber nur wenige Stunden darauf traf auch schon ein Bote von Volo im Dogenpalaste ein, der von der heimlichen Abreise der Königin Bericht erstattete. Die Königin Katharina von Cypern stand also im Begriffe, ihre ärgste politische Feindin aufzusuchen, und die Königin Carlotta von Cypern kam dadurch in die Lage, der Republik Venedig, die sie auf den Tod haßte, große Verlegenheiten zu bereiten.

Es wurden daher unverzüglich die nötigen Schritte eingeleitet, um Katharinas sofortige Rückkehr zu veranlassen, und sie nötigenfalls zwangsweise durch die päpstliche Regierung wieder nach Volo befördern zu lassen.

Wahrscheinlich hatte der hohe Rat zu Venedig auch erfahren, welche Rolle die Familie Medici bei diesem unerwünschten Zwischenfalle spielte und der Unwille der Machthaber, unter deren Schuß sich die florentinischen Flüchtlinge begeben und deren Gastfreundschaft sie nun durch unliebsame Intrigen vergolten hatten, würde sich deutlich erkenntlich gemacht haben, wäre nicht gerade um diese Zeit wieder einmal eine kleine Revolte in Florenz ausgebrochen, welche die Medici veranlaßte, sich in die Nähe ihrer Vaterstadt zu begeben.

War auch die Partei Savonarolas am Kluder und scheinbar sicher in der Gunst des Volkes, so fanden doch fortwährend Straßenkämpfe und schreckliche Szenen des Mordes bei Tag und Nacht statt. Vermummte und maskierte Gegner lauerten den Freunden des Priors auf und es kam soweit, daß niemand sich der Verwundeten und Sterbenden annehmen wollte. Auf Savonarolas Anregung erstarkte damals die Genossenschaft der Misericordia-Brüder, die sich aus allen Ständen zusammensetzte. In gleichmäßig weißen Gewändern mit weißen

Kapuzen, die den ganzen Kopf verhüllten und nur zwei Löcher für die Augen offen ließen, gingen diese barmherzigen Brüder durch die Straßen der Stadt; niemand kannte ihre Namen, niemand sah ihre Züge; sie waren durch heilige Eide zur Verschwiegenheit verpflichtet, und es geschah, daß neben dem schlichten Arbeiter der Mann aus hochadligem Hause das Gebot der Menschlichkeit erfüllte, wenn die Verwundeten und Toten auf den Straßen aufgehoben wurden, erstere um gepflegt, letztere um bestattet zu werden.

Jene eigenthümliche Feier des Karnevals, welche Herz und Gemüt ergriffen und die Anhänger der neuen Lehren mit hoher Begeisterung erfüllt hatte, war gewissermaßen der Gipfelpunkt, welchen Savonarolas Beliebtheit erreichte, denn von nun an neigte sich dieselbe zum Niedergang, und bald sollte er erkennen, daß die Stimmung der Menge schwankend ist und das Volk heute „hosianna“ ruft und morgen „kreuzige ihn“.

Wie alle Idealisten setzte auch Savonarola seine Hoffnung auf die edleren Eigenschaften in der menschlichen Natur. Daß er diese Hoffnung und das Vertrauen auf Gott unter keinen Umständen verlor, hat seinen Namen groß und erhaben gemacht. Aber sein irdisches Schicksal wurde durch das Zusammenwirken selbstsüchtiger Interessen der Machthaber bestimmt, und schon als König Karl VIII. in Florenz einzog, begann sich Girolamos Himmel zu umdüstern; denn der König von Frankreich erklärte der Republik, daß er ihre Unterwerfung annehme, aber nur, um Peter von Medici an seiner Stelle mit der Regierung zu betrauen. Der König war wieder im Palaste Medici abgestiegen und verhandelte von dort aus mit der Signoria. Da die letztere sich der Zurückberufung Peters von Medici widersetzte und der König zur Fortsetzung seines Kriegszuges Geld bedurfte, wurde zuletzt ein Traktat geschlossen, nach welchem der König die Stadt verließ. Wie sehr dieser Vorfall das Vertrauen Savonarolas abschwächte, bewies der Umstand, daß er bei einer neuen Unterredung mit dem Könige, dessen Ankunft er früher als göttliches Strafgericht angesehen, diesmal zu ihm sagte, Gott habe ihn beauftragt, den König zu ermahnen, er solle gegen die Türken ziehen und Italien verlassen. -

Peter von Medici befand sich in einer eigenthümlichen und peinlichen Lage. Endlich schien ihm durch den König von Frankreich die Erfüllung seines höchsten Wunsches gewiß, denn dieser war bereit, ihn zum Regenten in Florenz zu erheben. Aber die Venezianer überwachten ihn strenge, da sie gegen alle Anordnungen des französischen Königs waren. Auch hatte sich Peter des Treubruchs gegen den König von Neapel schuldig gemacht. Es war eine schwere Zeit, die er durchlebte; seine Mutter wollte ihn veranlassen, nach Florenz zu gehen, sich an die Spitze der Paleschi zu stellen, vom Palaste der Signoria Besitz zu nehmen und sich zum Souverän zu machen. Dieser Versuch würde jedoch sehr unglücklich ausgefallen sein, nachdem die Florentiner mit schwerem Gelde vom Könige von Frankreich ihre Freiheit erkaufte hatten und noch nicht wußten, wie

sie Mittel für diese Kontribution aufreiben sollten, denn überall im Lande herrschte infolge der unruhigen Zeiten Geldmangel.

Wie gewöhnlich in solchen Zeiten wendete man sich an die reichen jüdischen Geldleute, und als diese sich bereit zeigten, die erforderliche Summe zu beschaffen, trat die übliche Folge ein, daß man die Juden des Wuchers beschuldigte und gern einen Vorwand gefunden hätte, um ihnen ihr Geld ohne Rückerstattung abzunehmen. Auch Savonarola war ein Feind der Juden und regte den Gedanken an, in Florenz Leihhäuser zu gründen, um auf diese Weise Geld zusammenzubringen. Die reichen Juden aber, welche bisher in Zeiten der Verlegenheit ausschließlich die Gelder besorgt hatten, boten alles auf, um Savonarola zu schaden und seine Unkenntnis in bezug auf Geschäftsangelegenheiten darzuthun. Zwar mußten sie diese Hefereien schwer büßen, denn das Volk war noch immer für seinen Parteiführer eingenommen. Es entstand ein Aufruhr in Florenz, infolgedessen sämtliche Juden aus der Stadt verbannt wurden. Auch in andern Städten entstanden blutige Unruhen, weil überall während des Krieges die Regierungen Geld bedurften und die Juden dasselbe aufzutreiben suchten. Theils zu ihrer eignen Sicherheit, theils auch, um das aufgeregte Volk zu besänftigen, wurden die üblichen Maßregeln in bezug auf die Juden erneuert und verstärkt.

Namentlich geschah dies in Rom, wo nicht nur strenger als sonst darauf gesehen wurde, daß sie die Nacht im Ghetto zubrachten, sondern auch die Vorschriften in bezug auf ihre Abzeichen erneuert wurden. Sie mußten einen Lappen von gelber Farbe auf der Brust tragen und die Frauen eine Schleife von gleicher Farbe am rechten Ärmel. Gelb war die Pestfarbe auf Schiffen und in Lazaretten, und deshalb betrachteten die vermögenden Juden diese Anordnung als eine unerträgliche Schmach.

Sobald in Rom die neue polizeiliche Verfügung erschien, hielt ein reicher Jude die ganze Bestimmung für eine Geldspeculation und bot dem Papste hunderttausend Scudi, wenn die Anordnung für ihn und seine Familie keine Geltung haben sollte. Aber Papst Alexander ließ den bei seinem Volke hochangesehenen Mann öffentlich auspeitschen, und von nun an zweifelte kein Jude mehr an der Ernsthaftigkeit der Vorschriften.

Als Karl VIII. mit seiner Armee in den Kirchenstaat einmarschierte, mußte er bald die Erfahrung machen, wie schwierig es wurde, die Verproviantierung durchzusetzen, denn das Land war durch die ewigen Kämpfe der Colonna und Orsini völlig ausgefogen. In Rom sah man mit Schrecken dem nahenden Feinde entgegen, denn man hatte bereits Wunderdinge von der Organisation der französischen Armee gehört.

Indessen gab es daselbst auch einzelne Personen, welche der Ankunft des Königs von Frankreich um so mehr mit gespannter Erwartung entgegen sahen, da sie stille Hoffnungen an dieselbe knüpften und in dem fremden Eroberer den Vertreter von Rechten ersehnten, welche zu andrer Zeit nicht hervortreten durften.

Ähnlich wie das Haus Medici vom Könige die vergeblich erstrebte Souveränität zu erhalten glaubte, so hoffte auch Carlotta von Lusignan, daß Karl VIII. die verhaßten Venezianer demütigen und bei dieser Gelegenheit ihre Ansprüche auf den cyprischen Königsthron zur Geltung bringen werde.

Das entzückend schöne und reiche Cypern war seit langer Zeit ein wahrer Zankapfel. Bald hatte Genua, bald Venedig daselbst die Protektion. Als der König Johann gestorben war, erbte zunächst Carlotta das Anrecht auf den Thron, aber ihr Halbbruder Jakob, der illegitime Sohn ihres Vaters, entriß ihr die Krone. Nachdem sie vergebens versucht hatte, die herrliche Insel wieder zu gewinnen, zog sie sich nach Rom zurück, wo sie unter dem Schutze des päpstlichen Hofes lebte, aber die Hoffnung der Rückkehr auf den cyprischen Thron nicht aufgab. Katharina Cornaro war nur ein Jahr die Gemahlin Jakobs gewesen. Dieser starb; ihr einziger Sohn, der nach Jakobs Tode geboren wurde, lebte kaum einige Jahre. Sie saß als Scheinkönigin so lange auf Cyperns Throne, als Venedig es duldet, aber Carlotta wußte, daß die junge, unerfahrene Frau niemals ein selbständiges Regiment geführt hatte und nur das Werkzeug der venezianischen Signoria war. Sie hatte ihr daher nie gegrollt.

Eines Tages saß nun Carlotta von Lusignan mit Katharina Cornaro, die sich als Gast bei ihr aufhielt, in ihrem Gemache und war mit einer feinen Handarbeit beschäftigt, wie sie die Töchter vornehmer Häuser in den Klöstern erlernten. Katharina Cornaro hatte im Hause ihres Vaters schon als Kind viel mit Künstlern und Gelehrten verkehrt und mancherlei Dinge gelernt, die sie in bezug auf höhere geistige Bildung ihrer Verwandten Carlotta überlegen machten. In ihrer Bescheidenheit bewunderte sie nun die große Geschicklichkeit, mit welcher Carlotta feine Leinwand mit ganz dünnem Golddraht zu einer zierlichen Spitzenweberei versocht. Es war ein hübsches Bild, wie die beiden Frauen so beisammen saßen. Um die Arbeit besser sehen zu können, hatte sich Katharina auf ein Kissen zu Carlottas Füßen gekauert und blickte mit Andacht auf die raschen Bewegungen der Finger ihrer Schwägerin, was jedoch nicht hinderte, daß beide von ganz andern Dingen miteinander sprachen. Carlotta war bedeutend älter als ihre Schwägerin, und da auch die reizende Katharina Cornaro, obgleich äußerlich noch in der vollen Blüte ihrer Schönheit, doch bereits mehr als dreißig Jahre zählte, konnte ihre Schwägerin schon für etwas verblüht gelten, was bei ihrem südlischen Teint, den rabenschwarzen Haaren und Augen wohl bemerkt wurde.

Carlotta war nicht wenig erstaunt gewesen, als sie ganz unerwartet durch den Besuch ihrer Schwägerin überrascht wurde. Sie hatte die gutmütige Katharina niemals gehaßt und war derselben neuerdings infolge des Geständnisses, welches ihr Friedrich von Neapel gemacht hatte, von Herzen zugethan. In einem großen Hause wurden in damaliger Zeit so viele Diener gehalten, daß die Anwesenheit von Katharina Cornaros Gefolge gar keine Belästigung

war; Carlotta war daher über deren Besuch sehr erfreut, obgleich sich bald herausstellte, daß der Zweck desselben mit Carlottas Plänen etwas im Widerspruch war, denn letztere setzte auf die Ankunft des Königs von Frankreich große Hoffnungen, und Katharinas Geliebter gehörte dem Hause an, dessen Sturz des Königs Absicht war! Aber in der großen Politik sehen die Dinge oft ganz anders aus, als sie dem Volke erscheinen. Carlotta hatte ihrem Gaste auseinandergesetzt, daß die Ankunft des Königs von Frankreich auch für sie segensreich sein könne, denn wenn derselbe den König von Neapel vertrieb, wurde dessen Stolz gedemüthigt, so daß er auch ohne die Aussicht auf die Insel Cypren die Verbindung seines Sohnes mit Katharina billigen werde.

Dann aber, so hatte Carlotta versichert, sei sie selbst entschlossen, den Prinzen Friedrich von Neapel zu adoptieren und auf diese Weise die Wünsche aller Beteiligten vereinigt zu erfüllen! Daß diese Absicht das Verhältnis zwischen Katharina und Carlotta rasch zur herzlichsten Freundschaft gestaltete, war sehr begreiflich.

Katharinas Leben war im Verhältnis zu demjenigen Carlottas ein ruhiges gewesen, denn letztere hatte jahrelang alle Anstrengungen gemacht, um fremde Mächte für ihre Sache zu gewinnen; sie hatte fast immer von ihrem Gatten, Ludwig von Savoyen, getrennt gelebt, und als sie endlich alle Hoffnungen in den Hintergrund drängte und nach Rom übersiedelte, zog ihr Gemahl sich in ein Kloster am Genfer See von der Welt zurück.

Es mochte wohl eine Folge von Carlottas herben Lebensschicksalen sein, daß sie die Liebe des neapolitanischen Prinzen zu Katharina Cornaro begünstigte. Sie selbst hatte in allen ihren persönlichen Neigungen Schiffbruch gelitten und stand ganz allein in der Welt.

„Man sagt oft“, meinte sie, „daß die Männer selten wahrhaft lieben können, indes der König von Frankreich hat in seiner eignen Familie ein überzeugendes Beispiel gesehen. Sein Onkel Philipp von Anjou war mit Bianca von Kastilien vermählt worden, aber er liebte seit langer Zeit ein Fräulein aus der Umgebung seiner Mutter. Bianca ließ dieselbe erdroffeln und hoffte nun den Gemahl für sich allein zu besitzen. Aber sie hatte sich geirrt, denn Philipp betrauerte seine Geliebte solange er lebte und verließ ihre Mörderin völlig.“

„Und hat er den Tod der Geliebten nicht blutig gerächt?“ frug Katharina mit blickenden Augen.

„In Frankreich“, entgegnete Carlotta, „rächt kein Mann eine Kränkung, welche ihm von einer Frau angethan wird. Darum ging Philipp in die weite Welt, sich durch Abenteuer und merkwürdige Erlebnisse zu zerstreuen, aber seine Gemahlin sah er niemals wieder.“

In diesem Augenblicke wurde der Besuch zweier Damen angemeldet, und aus der Art und Weise, wie Carlotta die Ankündigung aufnahm, konnte Katharina bemerken, daß jene Damen sehr angesehene Persönlichkeiten waren.

Sie waren in der Sänfte sitzen geblieben, in welcher sie sich hatten tragen lassen. Die Herrin des Hauses ließ sie höflich bitten, sich herauf zu bemühen, da sie über ihren Besuch sehr erfreut sei. Die Besucherinnen waren Madonna Adriana Orsini und die Nichte des Papstes, Lucrezia Borgia, von der jedoch jedermann wußte, daß sie nicht die Nichte, sondern eine Tochter Alexanders VI. war.

Seit der Erwählung des neuen Papstes waren dessen Kinder zu großen Ehren gelangt. Zwar hatte er die feierliche Erklärung abgegeben, daß er sich vom Nepotismus rein halten wolle, aber das war eine jener Förmlichkeiten, welche Rodrigo Borgia von jeher und bei jeder Gelegenheit anzuwenden wußte und welche er selbst niemals ernsthaft nahm.

Als er noch Kardinal war, hatte er seinen Sohn Cäsar auf die Universität zu Pisa geschickt, wo derselbe mit fürstlicher Verschwendung lebte und zuweilen auch die Familie Medici in Florenz besuchte. Ungefähr um dieselbe Zeit war Lucrezia als Kind von elf Jahren bereits mit dem Sohne eines spanischen Großen verlobt worden, der gleichfalls noch nicht fünfzehn Jahre alt war. Diese frühzeitigen Verlobnisse waren in damaliger Zeit in allen fürstlichen Familien Sitte. Sobald Kardinal Borgia den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, änderte sich vieles. Er machte seinen Sohn Cäsar vorerst zum Erzbischof von Valenzia, mit der Absicht, ihn bald zum Kardinal zu erheben. Lucrezia aber wurde mit einem Grafen Sforza, einem Verwandten des Herzogs von Mailand verlobt, nachdem der Papst das Verlöbniß mit dem jungen Spanier aufgelöst hatte.

Der Graf Giovanni Sforza war Herr von Pesaro und zugleich einer der Condottieri bei der Armee des Papstes. Als Lucrezia eben vierzehn Jahre alt geworden war, wurde sie mit ihm vermählt.

Die Vermählungsfeierlichkeiten waren mit solcher Pracht gefeiert worden, daß nicht nur ganz Rom, sondern alle europäischen Höfe darüber in Erstaunen gerieten. Darüber war jetzt gerade ein Jahr vergangen, und Lucrezia hielt sich gegenwärtig in Rom auf, wohin ihr Gatte wegen der bevorstehenden Annäherung des französischen Heeres gerufen worden war.

Natürlich war die gegenseitige Begrüßung zwischen Carlotta und den Frauen eine sehr herzliche.

Carlotta von Lufignan stellte Katharina Cornaro als eine ihrer Freundinnen, eine Marchesa Cypriani aus Padua vor. Voll Neugierde betrachtete Katharina die hübsche Lucrezia, welche ähnliches goldfarbiges Haar wie sie selbst hatte und mit ihren großen klugen Augen voll Bewunderung zu der Fremden hinblickte, denn Katharina war eine Schönheit ersten Ranges, und obgleich Lucrezia Borgia mit höchst einnehmenden Zügen den anmutvollsten Wuchs verband, konnte sie doch den Vergleich mit der schönen Venezianerin nicht aushalten.

Nach verschiedenen Äußerungen konnte man erkennen, wie sehr die beiden römischen Damen gleich allen denjenigen Personen, welche zum päpstlichen Hofe gehörten, mit Furcht und Schrecken der Ankunft des Königs von Frankreich

entgegensehen und diesen Monarchen für eine Art Abgesandten der Hölle hielten. Carlotta von Lusignan war eine viel zu kluge und erfahrene Frau, um ihre wahre Meinung zu verraten. Auch forderte die Pflicht der Höflichkeit, daß sie die beiden Damen, welche erst kürzlich in Rom eingetroffen waren und ihr nun einen Bewillkommungsbesuch machten, nicht fühlen ließ, wie sehr sie ihnen und dem ganzen Anhange des Papstes das bevorstehende Strafgericht gönnte.

Man beschränkte sich daher auf Mittheilungen allgemeiner Art, auf liebenswürdige Redensarten und den Ausdruck des Bedauerns über einen Unfall, welcher Madonna Adriana kürzlich betroffen hatte. Dieselbe war, nämlich mit ihrer Schwiegertochter Julia Farnese, der erklärten Geliebten des Papstes, von ihrem Schlosse Capo de Monte eines Tages ausgezogen, um sich zu ihrem Bruder, dem Cardinal Orsini, nach Viterbo zu begeben. Etwa in der Entfernung einer Meile von jenem Orte stießen sie auf einen Trupp französischer Reiterei und wurden samt ihrer Begleitung von fünf und zwanzig Personen gefangen genommen und nach Montefiascone geführt. Erst nachdem sich der Papst direkt an den König gewendet und dreitausend Dukaten Lösegeld bezahlt hatte, wurden die Frauen freigelassen und mit einer Bedeckung von vierhundert Franzosen bis an die Thore Roms gebracht.

Dieses Ereignis also bildete einen Hauptgegenstand des Gespräches der vier Damen, wobei Madonna Adriana nicht unterließ, die galante Lebensart der französischen Herren zu rühmen.

Bald darauf verabschiedeten sich Adriana Orsini und Lucrezia Borgia. Erstere schlug dabei einen bekümmerten Ton an, indem sie der Königin Carlotta, welche von den Damen mit „Majestät“ angeredet wurde, mittheilte, sie würden wohl nun für längere Zeit von allem Verkehre abgeschnitten sein, da sie in der Engelsburg Aufenthalt nehmen müßten, weil Seine Heiligkeit beschloffen habe, sich während des Einzuges der Franzosen dorthin zu begeben.

„Und Ihr werdet diesen traurigen Aufenthalt teilen?“ frug Carlotta.

„Wie wäre dies anders möglich“, erwiderte Adriana, indem sie seufzend die Augen verdrehte, „in solcher gefahrvollen Zeit würde der Papst sich zu unglücklich fühlen, wenn die ihm zunächst stehenden Personen sein Schicksal nicht mit ihm teilen wollten. Und kann es ein erhebenderes Bewußtsein geben, als dem Stellvertreter Gottes zur Seite zu stehen und ihm Trost zu gewähren, wenn er unter der Sündhaftigkeit andrer Menschen leidet?“

Carlotta stimmte diesem Ausspruche bei und setzte hinzu, sie habe nicht nötig, die Damen der Gnade Gottes zu empfehlen, da diese ihnen bei solchem Entschlusse unmöglich fehlen könne.

Raum hatten die beiden Besucherinnen den Palast verlassen, so gab Carlotta ihrem Gast einige Erläuterungen zu dem Gespräche. Sie kam dabei auch auf den Überfall, von welchem die päpstliche Freundin erzählt hatte. Wenn die Franzosen klug gewesen wären, meinte Carlotta, so würden sie Madonna

Julia und Madonna Adriana nicht so leichten Kaufes hergegeben haben, denn diese Frauen seien das Herz und die Augen des Papstes und würden als die besten Geiseln gedient haben, um Seine Heiligkeit zu allem, was man wünschen konnte, zu zwingen, da er ohne sie nicht leben könne und statt dreitausend Dukaten mehr als fünfzigtausend bezahlt hätte, um sie wieder zu erlangen. Ferner erzählte Carlotta, man habe sich in ganz Rom darüber aufgehalten, daß Seine Heiligkeit den Damen in vollständig weltlicher Kleidung entgegengegangen sei, als sie sich nach jenem peinlichen Erlebnisse zu seiner Begrüßung im Vatikan einfanden. Er habe ein schwarzes Wams mit Borten von Goldbrokat und einen schönen Gürtel nach spanischer Mode getragen, dazu Degen und Dolch, spanische Stiefeln und ein samtnes Barett. Sie setzte hinzu, der Papst sei allerdings, trotz seiner sechzig Jahre, noch immer ein schöner, stattlicher Mann, aber sein Betragen entweihe sein hohes Amt, und er sei eine Hauptursache des Einzugs der Franzosen, weil die Kardinäle Julius von Rovere und Ascanio Sforza selbst den König von Frankreich aufgefordert hätten, ein Konzil zu berufen, um Alexander seiner Würde zu entsetzen, die er nur durch Bestechung errungen habe und durch sein ausschweifendes Leben fortwährend entheilige. Sein erbittertster Feind sei der Cardinal Julius von Rovere. Wohl habe Karl VIII. sich bereits vorher als den rechtmäßigen König von Neapel betrachtet, er habe jedoch längere Zeit geschwankt, bevor er sich entschloß, diese Rechte mit den Waffen zu verteidigen. Ludwig Moro habe ihn wiederholt dazu aufgefordert, aber erst, als der Cardinal von Rovere ihn in Lyon persönlich ermutigt, den Krieg gegen Rom und Neapel zu wagen, führte er seine Heere in die Lombardei.

Noch waren die beiden Damen im lebhaften Gespräche vertieft, als ein neuer Besuch sie überraschte.

Diesmal aber konnte Carlotta dem Diener nicht erst den Auftrag geben, den Ankommenden einzulassen, denn letzterer überschritt bereits die Schwelle und wartete kaum, bis der Diener sich entfernt hatte, um Carlotta flüchtig die Hand zu küssen und dann die in freudiger Erregung aufgesprungene Katharina in seine Arme zu schließen.

Es war Prinz Friedrich von Neapel, welcher in Asolo nicht gedacht hatte, daß die Ereignisse sich so gewaltig drängen würden. Zwar hatte er damals gehofft, daß der Plan einer heimlichen Verbindung mit der Geliebten gelingen werde. Seine Vorkehrungen waren derart getroffen, daß er mit Sicherheit glaubte, wenige Tage nach Katharinas Abreise ihr nach Rom folgen zu können, aber es waren drängende Umstände eingetreten, die ihn so rasch an den Hof seines Vaters nach Neapel riefen, daß er kaum Zeit finden konnte, die Geliebte in Rom zu begrüßen. Mit fliegender Hast erzählte er den Damen, daß er soeben aus dem Vatikan komme, wo er mit dem Papste Wichtiges verhandelt habe. Sein Vater, König Ferdinand, sei schwer erkrankt, und sein Bruder Alfons befinde sich an der Spitze der Armee, welche den Anmarsch der Franzosen erwarte.

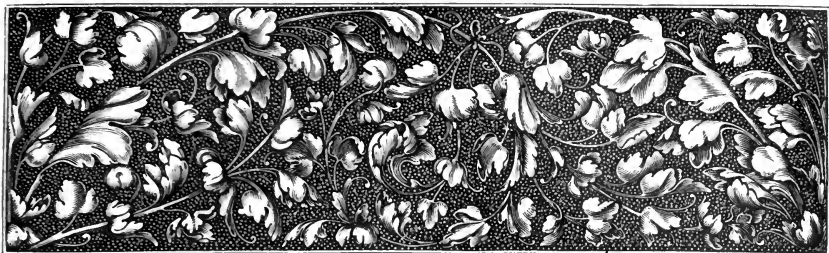
Der Generalkapitän Orsini, welcher mit dem Prinzen Alfons in einer Art verwandtschaftlichem Verhältnisse stehe, da er eine natürliche Tochter desselben zur Frau hatte, sei bemüht gewesen, den Papst zur Parteinahme für Neapel zu gewinnen, aber vor wenig Augenblicken habe Alexander VI. erklärt, er gedente gütlich mit Frankreich zu unterhandeln.

„Niemals“, so setzte der junge feurige Prinz hinzu, „hätte ich es für möglich gehalten, daß Italien so zerklüftet und uneinig sein könne, wie es jetzt sich zeigt. Das Haus Aragon steht allein einem riesenstarken Feinde entgegen, dem sich alle Wege öffnen, um uns zu Lande und zur See zu überfallen.“ Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, wendete er sich wieder zu Katharina, die er stürmisch an seine Brust zog. „Wie tief beklage ich es“, sagte er zu ihr, „daß ich dein Schicksal, geliebtes Wesen, mit dem meinigen verknüpft habe. Verzeihe mir um der heißen Liebe willen, welche die Schuld an jeder Übereilung trägt, die ich dir gegenüber beging. Harre aus nur noch kurze Zeit, so wird und muß sich das Schicksal unsrer Zukunft entscheiden. Entweder falle ich im Kampfe gegen den Feind meines Landes oder ich kehre wieder, um mich allen Hindernissen zum Troß auf ewig mit dir zu verbinden.“

„Sorge nicht“, entgegnete Katharina, „daß ich jemals bereuen werde, deiner Liebe vertraut zu haben. Verdanke ich dir doch die einzigen wahren Lichtblicke meines Lebens, das in öder Eintönigkeit dahin geschwunden sein würde, wenn du nicht vor meinen Augen erschienen wärest. Aber sprich, hast du nicht erfahren, wie man in Venedig die Nachricht von meiner Flucht aufnahm und ob man ahnt, wo ich mich jetzt befinde?“

„So viel ich weiß, ist sowohl der Senat wie auch die ganze Familie Cornaro in großer Entrüstung, aber niemand ahnt deinen Aufenthalt“, entgegnete Friedrich. „O, teure Freundin“, sagte er dann, indem er sich zu Carlotta von Lusignan wendete und ihr dankbar die Hand drückte, „gewährt uns auch ferner Euren Schutz und ich hoffe, wir werden Euch dereinst unser höchstes Lebensglück danken können. Ich darf keinen Augenblick länger verweilen, denn schon steht mein Gefolge gerüstet, um mit mir nach Neapel aufzubrechen. Lebe wohl, Katharina —“ und er schloß die Geliebte noch einmal fest und innig an seine Brust — „lebt wohl, edle Frau, die unsrer Liebe als Schutzgeist zur Seite steht. Wäre ich ein einfacher Edelmann, wie viel glücklicher könnte ich sein als nun, da mich das Geschick an die Seite eines Thrones stellte! Aber die wahre Liebe überwindet alles und sie wird auch uns zu einem glücklichen Ziele führen.“

Nach diesen Worten stürmte er fort, und sein Auge sah nicht mehr, daß die schöne Katharina Cornaro ihr von Thränen überströmtes Gesicht an Carlottas Busen verberg, während diese mitleidig ihre Arme um die Weinende schlang.



Vierzehntes Kapitel.

Die Heimkehr in das Ghetto.



Der Zug des Königs von Frankreich durch Italien fand wenig Hindernisse, und die Siege, welche er erfocht, wurden völlig ohne Blutvergießen, durch friedliche Unterhandlungen errungen. Als er in der Nähe von Rom anlangte, sandte er eine vornehme Gesandtschaft zum Papste. Diese Abgesandten verlangten, daß der König ohne Widerstand in Rom aufgenommen werde, sie versprachen dagegen, derselbe werde die päpstliche Autorität respektieren und die Rechte der Kirche achten. Sie sprachen die Überzeugung aus, daß alle Schwierigkeiten bei der ersten Unterredung zwischen dem Könige und dem Papste gehoben sein würden. Alexander Borgia fand es sehr hart, seine Hauptstadt den Händen des Feindes übergeben zu müssen und die Zwischenhändler zurückzusenden, ohne irgend eine bestimmte Zusage von ihnen erreicht zu haben. Aber die französische Armee kam fortwährend näher. Sie blieb höchstens zwei Tage an einem Orte; der Kardinal Julius von Rovere, welcher dem Feinde ergeben war, besaß die stärksten Festungen und hatte eine Armee gesammelt. In gleicher Weise waren die Colonna mit ihren Soldaten zu dem Könige gestoßen. Jeder Widerstand schien unmöglich, und der Papst ging endlich auf die Vorschläge des Königs ein. In demselben Augenblicke, in welchem Prinz Friedrich von Neapel zur Porta San Sebastiano hinauseilte, um eilig nach Neapel zu gelangen, zog der König von Frankreich an der Spitze seiner Armee durch die Porta Maria del Popolo in die ewige Stadt ein.

Die Vorhut war aus Schweizern und Deutschen gebildet, welche unter dem Klange der Trommel mit ihren Fahnen einrückten. Ihre Kleider waren kurz und eng anliegend, im Landsknechtschnitte, von verschiedenartigen Stoffen. Die Anführer unterschieden sich durch hohe Federn auf ihren Mützen. Die Soldaten waren mit kurzen Degen bewaffnet außer den Lanzen. Der vierte Teil von ihnen führte Hellebarden, die mit zwei Händen im Kampfe regiert wurden. Die erste Reihe jedes Bataillons trug Brustharnische, desgleichen die Anführer.

Hinter den Schweizern marschierten fünftausend Gasconner, die ganz einfach gekleidet und mit der Armbrust bewaffnet waren. Obgleich durchgängig kleiner als die Schweizer, sahen sie doch sehr kraftvoll aus. Dann folgte die Kavallerie, welche aus der Blüte des französischen Adels, den Marillacs, Bayard u. a. bestand und durch ihre seidenen Mäntel und vergoldeten Halskragen glänzte. Sie trugen sehr starke Lanzen und tüchtige Schwerter. Dem Gebrauche bei der französischen Armee gemäß, hatte man den Pferden die Schwänze und die Ohren verschnitten. Jeder Kürassier hatte drei Pferde im Gefolge, von denen das erste durch einen gleich ihm bewaffneten Edelknaben, die beiden andern durch Stallknechte geritten wurden. Vierhundert Schützen, unter denen hundert Schotten waren, umgaben den König, den außerdem eine adlige Garde zu Fuß begleitete. Diese letztere war zu andern Zeiten beritten und zeichnete sich durch kostbare Ausstattung aus. Zu beiden Seiten des Königs schritten die Kardinäle Ascanio Sforza und Julius della Rovere, und die Kardinäle Colonna und Savelli folgten dicht hinter ihm. Zwei andre Herren aus dem Hause Colonna und sämtliche italienischen Generale marschierten zwischen den vornehmsten französischen Rittern.

Hinter der Armee wurden sechsunddreißig Kanonen gefahren, deren Länge und Schwere alle Menschen in Erstaunen setzte. Sechs Stunden dauerte der Einzug, und zum Schluß mußten Fackeln dabei leuchten, was der Sache etwas absonderlich Feierliches verlieh.

Inzwischen hatte sich der Papst in die Engelsburg zurückgezogen und es befanden sich nur sechs Kardinäle bei ihm, da alle andern sich dem Könige angeschlossen hatten, von dem sie hofften, er werde durch Berufung eines Konzils die Kirche von einem Papste befreien, dessen ganze Lebensweise ein öffentlicher Skandal war. Alexander selbst zitterte vor dem drohenden Konzil, und je mehr er für seine persönliche Sicherheit fürchtete, umsoweniger war er geneigt, dem Könige die Engelsburg zu übergeben, welche dieser als ein Pfand des Vertrauens begehrte, während der Papst sie als sein sicherstes Asyl behaupten wollte. Gern hätte der König seine Kanonen gegen die Engelsburg gerichtet, aber seine Umgebung ermahnte ihn, das gegebene Versprechen zu halten und das Haupt der Kirche zu respektieren.

Die Engelsburg bot zwar nur einen beschränkten Aufenthalt für so viele Menschen, die an Luxus und Bequemlichkeit jeder Art gewöhnt waren, aber immerhin befanden sich einige prächtig dekorierte Säle daselbst und Zimmer genug, um den Papst, seine Angehörigen und die Kardinäle zu beherbergen. Die Besatzung befand sich unter dem Oberbefehle des Grafen von Pesaro, der in Kriegsangelegenheiten Erfahrung besaß, und welchem sein Schwager Cäsar Borgia zur Seite stand. Welche Verwirrung der sittlichen Begriffe, wie viel Heuchelei und Selbstsucht befand sich in den beschränkten Räumen der Engelsburg, dem ursprünglichen Grabmale des römischen Kaisers Hadrian! Unter allen Personen

aus der nächsten Umgebung des Papstes mochte das junge gräfliche Ehepaar von Pesaro, Giovanni Sforza und Lucrezia Borgia, sich am unbehaglichsten fühlen. Als jüngerer Sprosse seines erlauchten Hauses hatte Giovanni durch die Ehe mit Lucrezia sich eine Stellung gemacht, die seinem kühn aufstrebenden Sinn eine glänzende Zukunft versprach, und Lucrezia war jung und schön genug, um ihm wirklich Neigung einzusüßen. Die Gewaltthätigkeit der Männer und die Sittenlosigkeit der Frauen gingen damals an den meisten italienischen Höfen Hand in Hand, und beide traten oft mit erschreckender Roheit auf; aber es gab doch Menschen genug, welche daran keinen Gefallen fanden und ziemlich unberührt von den Folgen dieser Entartung blieben, ja vielleicht sogar deshalb in ihrem Innern vor Lastern bewahrt wurden, weil sie diese so offen und ohne jede Schminke einherschreiten sahen. Giovanni und Lucrezia waren nicht das, was in damaliger Zeit geistig hervorragend genannt wurde; der junge Graf begnügte sich damit, seine Pflicht als Soldat zu thun und die Vortheile zu genießen, welche ihm mit seiner schönen jungen Frau und durch dieselbe zufließen. Lucrezia hatte ein ganzes Jahr in Pesaro, fern vom Glanze des päpstlichen Hofes an der Seite ihres Gatten glücklich gelebt, Beweis genug, daß sie mit einem verhältnismäßig einfachen Lose zufrieden schien. Gewohnt, den Willen des Papstes als die allein bestimmende Macht in ihrem Schicksal anzuerkennen, da sie ihn unbedingt als den Stellvertreter Gottes betrachtete, erachtete sie alles gerechtfertigt, was Alexander VI. beschloß und that. —

Alexander selbst empfand die augenblickliche Notlage zwar sehr bitter, denn die päpstliche Autorität lag darnieder; aber er vertraute seinem Glücksterne, seiner oft bewährten Geschicklichkeit und aalglatten Schlaueit, welche ihm schon aus mancher schwierigen Lage geholfen hatte. Es deuchte ihm ein Trost, daß die beiden Frauen Adriana Orsini und Julia Farnese in seiner Nähe waren, denn er konnte nicht leben ohne weibliche Umgebung. Die Mutter seiner Kinder, Banozza Catanei, war durch ihre Heirat versorgt und scheinbar von ihm getrennt, obgleich die Stellung ihres Gatten ihr den ungehinderten Zutritt zum Vatikan gewährte; sie war längst erjezt und er kannte die unbedingte Hingabe derjenigen beiden Damen, die jetzt gleichsam seine Familie bildeten; er wußte, daß sie ihn abgöttisch verehrten und nichts auf der Welt sie verhindert hätte, alles gutzuheißen, was er verordnete oder geschehen ließ.

Mit lauerndem Scharfblick beobachtete Cäsar Borgia die Personen, welche augenblicklich auf der Bühne der geschichtlichen Ereignisse wirkten. Es entsprach seiner Natur, alles in der Welt nur unter dem Gesichtspunkte des eignen Vorteils zu betrachten, und so überlegte er bereits, auf welche Weise er für sich aus diesem verhängnißvollen Kriege den Weg zu Macht und Reichthum finden könne.

Merkwürdigerweise durchschauten weder der Papst noch die Frauen, die ihm nahe standen, den Charakter Cäsars, der genug bestechende Eigenschaften

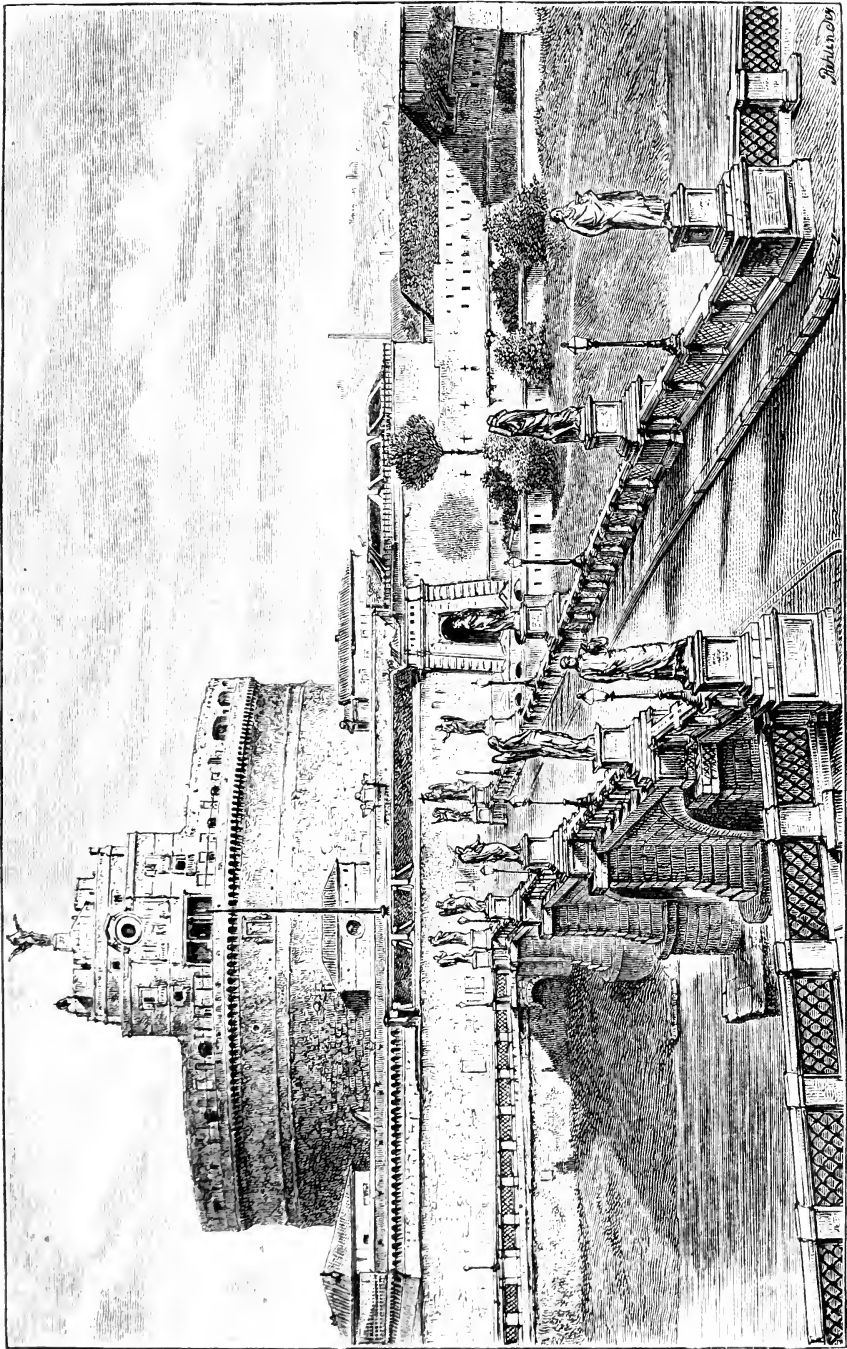
befah, um jene zu täuschen. Nur seine Mutter Banozza hatte von jeher ein Grauen vor diesem Sohne, denn sie hegte die Ahnung, er sei der Dämon, durch den das Schicksal das Haus Borgia für allen Frevel strafen werde. Cäsar überwachte seinen Vater mit Argusaugen. Sobald er bemerkte, daß irgend ein Mann die Gunst des Papstes besaß, suchte er ihn durch jedes Mittel zu beseitigen. Der Papst schien gleichsam das Werkzeug in Cäsars Hand, und der Vater fürchtete den Sohn als seinen Meister.

Cäsar Borgia war schön von Gestalt und riesenmäßig stark. Durch die spanische Herkunft der Familie Borgia waren mancherlei neue Moden in Rom aufgekomen. Auch Stiergefächte hatten diese Spanier dort hingebacht. Auf dem mit Schranken umgebenen Plage vor dem Vatikan tötete Cäsar einmal sechs wilde Stiere, gegen die er zu Pferde kämpfte. Dem ersten schlug er auf einen Hieb den Kopf herunter. Ganz Rom staunte. Nicht geringer als seine Kraft war seine Unbändigkeit. Messer Pierrotto, ein Vertrauten seines Vaters, der ihm unbequem war, erstach er unter des Papstes eignem Mantel, wohin jener sich geflüchtet hatte, so daß dem Papste das Blut ins Gesicht spritzte.

Da er der Liebling des Papstes war, so gab dieser auch jetzt viel auf seinen Rat, und mit der Schlaueheit des Fuchses riet Cäsar, für den Augenblick alles zu opfern, um wenigstens vor den Augen der Welt die päpstliche Würde wieder zur Geltung zu bringen. Wirklich nahmen die Verhandlungen einen versöhnlichen Charakter an und die Friedensbedingungen wurden nach kurzer Zeit festgestellt. Der König versprach, den Papst als Freund und Bundesgenossen zu betrachten und seine päpstliche Autorität in jeder Weise anzuerkennen, aber er verlangte die Übergabe der wichtigsten Festungen und daß Cäsar Borgia der französischen Armee vier Monate lang gleichsam als Geißel folgen sollte. Der Papst ging auf alle diese Bedingungen ein.

Er verließ in großem Gepränge die Engelsburg und begab sich in den Vatikan, woselbst dann der König Karl VIII. vor ihm, als dem geheiligten Haupte der Kirche, erschien.

Dieser Empfang wurde mit dem vollen Pomp, dessen der päpstliche Hof fähig war, in Szene gesetzt. Der König versammelte sich mit seinem ganzen Hofe im großen Saale. Dann erschienen sämtliche Kardinäle und der Hofstaat des Papstes, worauf dieser selbst im vollen Ornate mit der schimmernden Tiara, im prachtvoll vergoldeten Sessel sitzend, auf den Schultern seiner Kämmerer, zu beiden Seiten die mächtigen Pfauenwedel, hereingetragen wurde. Als der päpstliche Sessel unter dem Thronhimmel niedergelassen war, näherte sich demselben der König und küßte knieend den Fuß des Papstes, was nach dem Könige das ganze Gefolge der edelsten französischen Ritter gleichfalls that. Zwei geistlichen Würdenträgern, welche sich im Gefolge des Königs befanden, darunter der Bischof d'Amboise, überreichte der Papst alsdann den Kardinalshut und ein anwesender Notar nahm über diese Zeremonie ein umständliches Aktenstück auf.



Fontane und Statuenplätze zu Rom in ihrer gegenwärtigen Gestalt

Johann Drey

Somit hatte der Papst seine volle geistliche Würde wieder erlangt, und Cäsar Borgia, der die Seele dieser Vorgänge war, fand Gelegenheit, die Kriegskunst des französischen Heeres während der Monate, die er als Geisfel daselbst verweilte, ganz in der Nähe zu beobachten.

Wie bereits erwähnt, drangen die Franzosen fast ohne Widerstand von Ort zu Ort weiter vor, und Papst Alexander konnte später das spöttische Wort auf sie anwenden, daß sie Italien mit Hilfe der Kreide und der hölzernen Sporen erobert hätten. Wo sie nämlich hinkamen, machten sie an die Häuser und Proviantmagazine, die sie in Beschlag nehmen wollten, mit Kreide ein Zeichen und außerdem trieben die Soldaten überall die Pferde und Maultiere fort, wozu sie sich in Ermangelung wirklicher Sporen Holzstücke an die Fersen befestigten.

Das Einzige, was alle Parteien fortwährend in große Verlegenheit setzte, war der Mangel an barem Gelde, und der Wucher stand allenthalben in seiner schönsten Blüte.

Die vorsichtigen Juden, welche mit dem angeborenen Spürsinne ihrer Rasse genau wußten, wie die Verhältnisse lagen, machten überall glänzende Geschäfte, indem sie das Geld zu hohen Zinsen beschafften. War der Krieg vorüber, so durften sie hoffen, daß ihr Reichthum sich verdreifacht hatte, aber sie mußten während der Okkupation eine Zeit fortwährender Todesangst und Besorgnis durchleben, denn es konnte jeden Augenblick einer der Parteien einfallen, sie für vogelfrei zu erklären und ihnen ihre ganze Habe wegzunehmen. Zu ihrer eignen Sicherheit hielten sie sich daher während dieser ganzen Zeit vorsichtig zurück und beobachteten alle Schutzmaßregeln, damit keine Spione und Verräther sich in ihre Wohnungen einschleichen und ihre Schätze auskundschaften konnten.

Da geschah es denn an einem Freitag, des Abends, kurz nach dem Einzug der Franzosen, daß ein Mann am eisernen Gitterthore, welches das Ghetto abschloß, Einlaß begehrte. Sein Wesen war so seltsam erregt und er konnte die Ungeduld, die ihn beherrschte, so wenig bemeistern, daß der jüdische Wächter im Innern ängstlich wurde und nicht öffnen wollte. Zwar kannte der Fremde die jüdischen Gebräuche, und auch seine Züge sprachen für seine Abstammung vom auserwählten Volke, aber alles dies konnte auch ein Spion zur Schau tragen, um den Wächter zu täuschen. Letzterer rief daher einige Vorstände der Gemeinde herbei, denn gerade an jenem Abend, wo der Sabbath begann, war doppelte Vorsicht geboten.

Der Fremde behauptete, er sei im Ghetto heimisch, der heilkundige Arzt Jsaak Dem; aber das eben schien dem Wächter unwahrscheinlich und er wollte den Mann nicht einlassen, ohne die Zustimmung der Ältesten.

Diese kamen und waren nicht wenig erstaunt, als sie wirklich in dem Manne draußen den einst so hochgeachteten, verschwundenen Arzt wieder erkannten, dessen trauriges Schicksal unvergeßen war. Zwar gealtert und im

Aussehen verändert, war er doch kenntlich an den Gesichtszügen und der Stimme, und unzweifelhaft derjenige, für den er sich ausgab. Die Ältesten wollten wissen, woher Dem komme und er erwiderte ihnen, daß er lange Zeit in der Welt umhergeirrt, bis er endlich jetzt mit der französischen Armee und unter dem Schutze des tapfern Herrn von Torcy in Rom angelangt sei.

Die Ältesten der jüdischen Gemeinde ließen den heimgekehrten Arzt einige Zeit warten, während sie sich zurückzogen; aber endlich öffnete sich ihm das Thor, und er durfte in das Ghetto, diese Stätte der Verbannung, an welche sich für ihn die teuersten Erinnerungen knüpften, hereinkommen.

Welcher Art die Gefühle waren, die ihn beim Anblick dieser wohlbekannten Stätte, wo er gleich seinen Brüdern geächtet, aber doch glücklich und zufrieden seiner Familie und seinem Berufe gelebt hatte, ergriffen, ist nicht in Worten auszudrücken; mit auf die Brust gepreßten Händen ging er vorwärts und seine Lippen murmelten eines jener Gebete, in denen sein Volk den Willen des Herrn preist und sich demselben unbedingt unterwirft.

Wie an jedem Sabbatabend, saßen heute überall die Leute vor den Thüren, die Frauen fast alle in weißen Gewändern und schön geschmückt, in feierlicher Stimmung, aber alle heiter und guten Mutes, denn in diesen festlichen Stunden wurden die täglichen Sorgen verbannt, und man dachte nur an Gott und an die Familie. Dem sah die Männer, Frauen und Kinder beisammen sitzen, und seine Sehnsucht, seine Ungebuld wuchs. Wie mochte er Lea, sein Weib, wiederfinden? War sie überhaupt noch am Leben? Er hatte diese Frage, die ihm auf dem Herzen wie auf den Lippen brannte, noch nicht zu thun gewagt, denn er fürchtete sich vor der Antwort. Aber in seiner Seele regte sich ein leichter Schimmer von Hoffnung, der in den letzten Wochen mit dem neuen Leben in ihm aufgetaucht war.

So kam er bis in die Nähe seines Hauses, und sein Herz klopfte fast hörbar, als er wirklich an der Schwelle desselben eine weibliche Gestalt, gleich den andern im weißen Gewande, die Hände im Schoße gefaltet, sitzen sah, in welcher er mit freudigem Schreck sofort sein Weib erkannte.

Nun drängten sich tausend Fragen bei ihm auf. Wie würde sie ihn begrüßen? Er hatte sie verlassen, nachdem er ihre Kinder getötet hatte. Mußte sie ihn nicht hassen, ihm nicht fluchen, ihn nicht wegstoßen von der Behausung, wo sie einst so glücklich gelebt hatten? Wenn sie ihre Söhne von ihm begehrte, was sollte er sagen? Bitternd kam er näher, und er fühlte wie die Aufregung ihm fast den Atem raubte und seine Stimme beinahe ersticke. Jetzt stand er vor ihr. Sie saß, den Kopf vorgeneigt, so daß er ihr Gesicht nicht deutlich sehen konnte, und ihre Hände lagen noch immer gefaltet, ein Bild stiller Ergebung.

Er wartete eine Weile, aber da sie sich nicht regte, griff er nach ihrer rechten Hand. Nun erhob sie erstaunt das Gesicht zu ihm auf, aber sie schwieg. Da sagte er mit gepreßter und hierdurch unkenntlicher Stimme:

„Sei gegrüßt, Lea!“ —

Nach der Sitte des Volkes standen überall Lichter in den geöffneten Hausthüren, und es fiel auch der Schein einer Lampe aus dem Hause auf Leas gramdurchfurchtes, aber milbes und ergebenes Gesicht.

„Sei auch du gegrüßt“, sagte sie sanft, und setzte nach einer Pause hinzu: „Wer bist du? Ich kenne deine Stimme nicht. Was treibt den Fremdling, daß er die Einsame am heiligen Tage heim sucht?“

Ein heftiger Schreck durchfuhr Jems Glieder beim Anhören dieser Worte. Er warf noch einen Blick auf das lang entbehrte Antlitz seines geliebten Weibes, das sich wieder stumm ihm zukehrte. Heiliger Gott! Das hatte er nicht erwartet! War denn Jehovas Zorn noch nicht erschöpft? Unwillkürlich entfuhr ihm der Jammerruf:

„Lea, mein Weib! kennst du mich denn nicht? Ist dein Auge erblindet, daß du die Züge deines Gatten nicht unterscheiden kannst? O Jammer über allen Jammer, daß ich dich so wiederfinden muß!“

Nun hatte ihn Lea an der Stimme erkannt. Ein Gefühl unaussprechlichen Glückes durchrieselte ihr ganzes Wesen. Sie sprang auf und wollte ihn umfassen, aber mit dem markerschütternden Freudenruf: „Isaak! du bist es! Kommst du endlich wieder?“ sank sie ohnmächtig zusammen.

Bei diesen Lauten stritten in des Mannes Seele Jammer und Jubel mächtig miteinander. Blind fand er sein Weib wieder, aber sie fluchte ihm nicht und wendete sich nicht von ihm ab. Was hatte die Ärmste alles erlitten und geduldet, und doch war die Liebe in ihrem Herzen nicht erloschen, das hatte er deutlich gefühlt bei dem Klange, mit welchem sie seinen Namen gerufen.

Er ergriff die hingefunkene Gestalt und trug sie auf seinen Armen in das Haus, preßte sie an sein Herz und küßte ihre erblindeten Augen.

Alles im Hause war noch wie sonst, jedes Stück stand an dem frühern Platze und war unberührt. So fand er denn auch das wohlbekannte Schlafzimmer. Dort legte er die teure Last auf das Lager und kniete neben ihr auf den Boden nieder. In liebevollem Tone flüsterte er ihren Namen, sobald ihm ihre Züge verrieten, daß ihr Bewußtsein wiederkehrte.

Ein tiefer Seufzer und die Frage: „Ist es denn wahr?“ verrieten die Rückkehr der Besinnung.

Einstweilen bedurfte es nur weniger Worte von seiner Seite, denn die Vergangenheit versank vor dem Eindrucke der Gegenwart. Sie hatten sich wieder; wie und nach welchen Erlebnissen, kam vorläufig nicht in Betracht. Aber nachdem sie lange genug dieses beseligende Gefühl genossen hatten, fiel es Lea ein, daß auch andre Menschen ein Recht hatten, an ihrer Freude teil zu nehmen.

„Habe Geduld“, sagte sie freudigen Mutes zu ihrem Gatten, „ich muß gehen und unsern Freunden mitteilen, was der Herr an mir gethan hat. Sein Name sei gelobt, denn seine Hand hat mich errettet aus Noth und Trübsal.“

Ihr war jeder Tritt und jeder Winkel im Hause so bekannt, daß sie sich darin wie mit sehenden Augen bewegte. Somit eilte sie denn die Treppe hinab und zu ihrer Nachbarin, die ihr stets hilfreiche Hand geleistet und in allen Lebenslagen zur Seite gestanden hatte.

„Er ist wieder gekommen“, rief sie aus, „meine Hoffnung hat sich erfüllt. Der Herr hat mir meinen Gatten zurückgesendet, sein Name sei gelobt.“

Dann kam sie wieder in das Haus und eilte zu ihrem Manne, den sie aufforderte, zum ersten Male wieder mit ihr das Mahl einzunehmen, das schon bereit stand, weil am Sabbath keine Arbeit verrichtet und keine Speise bereitet werden durfte.

Aber kaum saßen sie vereint, so kamen auch schon die Nachbarn mit ihren Frauen, alle in ihren Festtagsgewändern, um den wiedergekehrten Freund zu begrüßen, denn im ganzen Ghetto war es bereits bekannt geworden, daß Isaaq Dem zurückgekommen sei. Und so teilten sie alle die Freude der blinden Frau und sprachen herzliche Worte mit Dem, und niemand hegte Groll gegen ihn wegen der Vergangenheit. Die Nachbarn gingen dann wieder fort, um es den beiden Gatten zu überlassen, sich ihre Schicksale gegenseitig mitzuteilen und unter einander einig zu werden über das Leben, das die Zukunft ihnen bieten konnte.

Dem konnte nicht Worte genug finden, um das Unglück seines Weibes zu beklagen, aber sie selbst sprach gar nicht von sich, sondern bedauerte nur die schreckliche Zeit, welche ihr Mann verlassen in weiter Ferne verlebt hatte.

Als man ihr damals die beiden blühenden Söhne als Leichen in das Haus brachte, war sie gleichfalls der Verzweiflung nahe; aber die Nachbarn und Freunde standen ihr bei, und ihr Jammer machte sich Lust durch unaufhörlich fließende Thränen. Sie erwartete ihren Mann Tag für Tag, um den unerseßlichen Verlust, für den ihr Herz ihn nicht verantwortlich machte, gemeinsam zu betrauern. Und als er nicht kam, da wußte sie, daß er in Wahn und Verzweiflung in die weite Welt gegangen war, weil er geglaubt hatte, ihren Jammer nicht ertragen zu können.

Und sie bat und flehte zu Gott, er möge ihn bewahren und ihm den Frieden wiederschicken, damit er getröstet zu ihr zurückkehrte. Die Glaubensgenossen boten ihr Zuspruch und blieben ihr in schweren Stunden nahe. Tage, Wochen, Monate und Jahre harrete sie in gottergebener Fassung auf den geliebten Mann und wenn sie einmal daran dachte, er könne vielleicht den Tod gefunden haben, blieb sie doch ihrem Vorsatze getreu und wartete, ob gewisse Nachricht zu ihr käme, denn sie hielt fest an der Hoffnung. Daß ihr Isaaq selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe, wie man von verschiedenen Seiten als wahrscheinlich annahm, glaubte sie selbst nicht.

Da die arme Verlassene aber unaufhörlich weinte und ihrem Gram kein Ziel setzen konnte, erblindete sie endlich, oder vielmehr, das Licht ihrer Augen trübte sich nach und nach, bis zuletzt völlige Finsternis über sie hereinbrach.

Alles dies erzählte Lea nun ihrem wiedergekehrten Gatten. Er konnte kaum Worte finden, ihr Leid zu beklagen und ihre Treue zu rühmen. Sie aber sagte ihm, sie habe geahnt, wie die Macht der Verzweiflung seinen Geist umdüstert habe. So sprachen sie sich aus, und nach der furchtbaren Zeit waren diese ersten Stunden des Beisammenseins eine neue Zeit des Friedens und Glückes.

Aber schon bei dieser ersten Unterredung regte sich in Dem der Beruf, der selbst in der dunkelsten Zeit seines Verhängnisses in seinem Geiste nicht untergegangen war. Er untersuchte Leas Augen und kam sofort zu der Überzeugung, daß hier die Sehkraft nur verdunkelt, aber nicht erloschen, folglich noch Hilfe möglich sei. Kein andrer Arzt wäre im Stande gewesen, die Heilung zu unternehmen, denn gerade in bezug auf die Krankheiten des Auges herrschten damals die irrigsten Ansichten, so daß Dem schon früher oft auf Widerstand gestoßen war, wenn er nach seiner eignen Überzeugung durch eine kühne Operation kranken Augen die verhüllte Sehkraft wiedergeben wollte.

Sein Weib vertraute ihm unbedingt und würde seiner heilkundigen Hand jeden Augenblick ihr Leben anvertraut haben; sie war ohne Widerrede bereit, sich allen seinen Anordnungen geduldig zu unterwerfen.

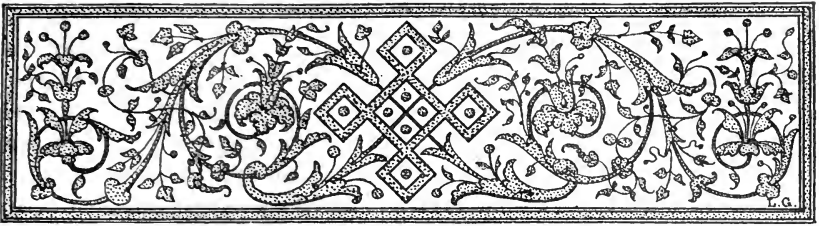
Dem kehrte noch einmal zu dem Chevalier von Torcy, seinem Beschützer, zurück und theilte diesem die ganze Sachlage mit, worauf der edle Herr ihn sofort jeder Verpflichtung entband und ihm das beste Glück wünschte.

Der Durst nach Rache hatte den unglücklichen Dem nach Rom zurückgeführt, aber als er sein Weib wiederfand und die uner schöpliche Gottergebenheit ihres Gemüths erkannte, opferte er seinen Haß auf dem Altare des Herrn, der sein auserwähltes Volk seit Jahrtausenden durch die schwersten Prüfungen zur Erkenntnis leitete. In Jehovas Hand lag Strafe und Belohnung, denn er allein trifft die Herzen und durchschaut die Gedanken der Menschen.

Nichts andres hatte Dem nun im Sinne als die Heilung der Blindheit seines treuen Weibes. Schwere Stunden mußten sie beide noch durchleben, denn es galt auch hier wieder einen Kampf gegen das Vorurteil. Selbst von seinen treuesten Freunden mußte Dem manches zweifelnde und mißbilligende Wort vernehmen. Aber Lea vertraute auf ihn, und nach Wochen der vorsichtigsten Behandlung genossen beide das unaussprechliche Glück, daß Leas Augen sich wirklich dem Lichte wieder erschlossen.

Diese glückliche Heilung erhöhte den Ruf des gelehrten Arztes und bald stand seine Geltung wieder so hoch wie früher. Selbst Pico de Mirandola, der kurz darauf an den päpstlichen Hof kam, suchte seine Bekanntschaft und ließ sich von ihm in einzelnen Zweigen der medizinischen Wissenschaften unterrichten.

Gehrt von seinen Stammesgenossen, verlebte Dem mit seinem Weibe noch manches Jahr stillen häuslichen Glückes, dessen Strahlen weit hinaus auf die leidende Menschheit fielen.



Fünfzehntes Kapitel.

Die Familie des Papstes.



Der Name Borgia ist nicht nur in der Geschichte, sondern im Bewußtsein der ganzen Menschheit für ewige Zeiten gebrandmarkt. Seltenerweise haben irrige Vorstellungen gerade dasjenige Glied dieser Familie mit dem Brandmal gezeichnet, welches daselbe am wenigsten verdient. Ohne Zweifel müssen sich bei Lucrezia Borgia unter dem Einflusse ihrer Umgebung sehr freie Ansichten über die Grenzen des sittlich Erlaubten entwickelt haben, aber die genauesten historischen Forschungen haben dargethan, daß ihr persönlicher Lebenswandel kaum besonders tadelnswert war. Nach dem Tode Alexanders VI. brach der größte Teil der Errungenschaften, welche er seinen Kindern zugewiesen hatte, wieder zusammen; Lucrezia jedoch blieb als Herzogin von Ferrara an der Seite ihres Gemahls, von ihm und seinen Unterthanen geliebt und geehrt. Anders erging es ihren Brüdern.

Wir kehren vorläufig wieder zu der Zeit zurück, als der König von Frankreich seinen Siegeszug durch Italien fortsetzte und der älteste Sohn des Papstes in seiner Begleitung blieb.

Der Graf Giovanni von Pesaro, Lucrezias Gemahl, war ein viel zu offenerziger und unbefangener Mensch, um sich in der gezwungenen, schiefen Stellung, die er nach der Okkupation in Rom einnahm, wohl zu fühlen. Als Neffe Ludwig Moros hatte er sich anfänglich für verpflichtet gehalten, für den König von Frankreich und gegen Neapel Partei zu nehmen, aber der Papst verlangte von ihm, sich den herannahenden Franzosen feindlich gegenüber zu stellen, und er mußte sicherlich ihm, als seinem obersten Kriegsherrn, gehorchen. Schon vor dieser Zeit schrieb er an seinen Oheim über die durchaus peinliche Lage, in welcher er sich befand, folgende Zeilen:

„Gestern sagte mir Seine Heiligkeit in der Gegenwart des Kardinals Ascanio: Nun siehe da, Herr Giovanni Sforza, was hast du mir zu sagen? Ich antwortete: Heiliger Vater, in ganz Rom glaubt man, daß Eure Heiligkeit mit dem Könige von Neapel einverstanden sei, und dieser ist der Feind des

Herzogs von Mailand. Sollte dem so sein, so befinde ich mich in einer schlimmen Lage, da ich im gemeinsamen Solde Eurer Heiligkeit und des genannten Staates stehe. Wenn nun die Dinge so fortgehen, weiß ich nicht, wie ich dem einen Teile dienen soll, ohne vom andern abzufallen, und doch wollte ich mich von keinem losfagen. Ich bitte, Eure Heiligkeit möge ruhen, meine Stellung derart zu regeln, daß ich nicht zum Feinde meines eignen Blutes werde und nicht den Verpflichtungen entgegenhandle, die ich meiner Kapitulation gemäß gegen Eure Heiligkeit und den erlauchten Staat von Mailand eingegangen bin. Er entgegnete mir, daß ich mich zu viel um seine eignen Angelegenheiten bekümmere und lieber den Sold von dem einen und vom andern Teile hinnehmen solle, meinem Vertrage gemäß. Und so befahl er dem Monsignor Ascanio an Eure Herrlichkeit zu schreiben, wie Ihr dann das Weitere aus dessen Briefen ersehen werdet. Mein Herr, wenn ich geglaubt hätte, in diese Lage zu geraten, so würde ich eher das Stroh unter meinem Leibe aufgeessen, als mich auf solche Weise gebunden haben. Ich werfe mich in Eure Arme und bitte Eure Herrlichkeit, mich nicht zu verlassen, sondern die Lage zu erwägen, in der ich mich befinde, mir Hilfe, Gunst und Rat zu erteilen, damit ich Eurer Herrlichkeit guter Diener bleibe. Erhaltet mir das Ansehen und das kleine Besaro, welches mir durch die Gnade Mailands meine Vorfahren hinterlassen haben, da ich mit meiner Person und meinem Kriegsvolk stets Eurer Herrlichkeit zu Dienste beharren werde.“

Dieser Brief war geschrieben worden, noch bevor die Kardinäle Ascanio Sforza und Julius della Rovere zu Karl VIII. gestoßen waren, um ihn zur Absetzung des verrufenen Papstes zu bestimmen. Dieser wußte sich schlau aus der Sache zu ziehen und Karl VIII. blieb noch ungefähr vier Wochen in Rom, nachdem er den Pantoffel Rodrigo Borgia geküßt hatte. Dann zog er nach Neapel, wo er abermals fast ohne einen Schwertstreich siegreich einzog, da das erbitterte Volk den verhassten König Ferdinand und dessen Sohn Alfons gezwungen hatte, die Flucht zu ergreifen.

An ihrer Stelle ergriff Prinz Friedrich den Oberbefehl und machte sich bereit, seine Truppen gegen den Feind zu führen. Aber noch bevor er so weit gekommen war, empörte sich das Volk von Neapel zu wilder Revolution. Die Unruhen daselbst richteten sich anfänglich gegen die Juden, welche man auch hier beschuldigte, den Krieg nur zu ihren Wuchergeschäften zu benutzen. Friedrich eilte rasch in die Hauptstadt und die Gegenwart des beliebten, durch seine Schönheit und Herzensgüte allgemein verehrten Prinzen beschwichtigte für kurze Zeit den Aufstand, der jedoch sofort wieder ausbrach, als er sich abermals zu dem Heerlager verfügte.

Bei diesen Zuständen im Innern des Landes war es dem tapfern Prinzen unmöglich, sich mit Erfolg dem Feinde entgegen zu stellen. Er mußte sich daher in die Festungen der Gebirgsgegenden zurückziehen und eine günstigere Zeit erwarten.

Die Zeit, welche der König von Frankreich noch in Rom verbracht hatte, war von Cäsar Borgia, der stets seine Privatangelegenheiten mit den öffentlichen Vorgängen zu verbinden mußte, benützt worden, um sich einer schönen Unbekannten zu nähern, die sein Herz rasch entflammt hatte. Er hatte keine Ahnung von ihrem wahren Namen, denn Carlotta von Lusignan hatte ihm das entzückende Weib bei einem Besuche als Marchesa Cypriani aus Padua vorgestellt und er hatte nicht den geringsten Grund, an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln. Ebensowenig zweifelte er aber auch daran, daß es ihm leicht sein werde, über die Tugend der schönen Fremden zu triumphieren.



Cäsar Borgia.

Wußte man doch überall in Rom, daß er sich mit seinem Bruder Don Gauffré in die Gunst von dessen Gemahlin, Donna Sancia, welche eine natürliche Tochter des Königs Ferdinand von Neapel und von diesem auch als Prinzessin vollkommen anerkannt war, theilte und überhaupt gar keinen Begriff von weiblicher Tugend und Ehre hatte.

Nachdem Cäsar ganz zufällig die schöne Fremde kennen gelernt hatte, fand er sich zu jeder Zeit, die ihm beliebte, im Palaste Lusignan ein, um den Damen bald diesen, bald jenen Vorschlag zu machen, weil er fortwährend Gelegenheiten ersann, um mit der Marchesa Cypriani, welche seine Sinne beschäftigte, zusammen zu sein; diese Zudringlichkeit wurde nach und nach nicht nur für Katharina, sondern auch für Carlotta unerträglich und sie suchten sich

auf jede Weise seinen Aufmerksamkeiten zu entziehen, was nicht ganz leicht war, da Cäsar Borgia in der römischen Gesellschaft den ersten Rang behauptete und zugleich allgemein gefürchtet wurde.

Daß durch die Päpste aus dem Hause Borgia eine Menge spanischer Edelleute nach Rom gezogen wurden, verdroß die vornehmen Römer nicht wenig, hielt sie aber doch nicht ab, die spanischen Moden mitzumachen und an den spanischen Volksbelustigungen Vergnügen zu finden. Zu letztern gehörten die Stiergefechte, an denen Cäsar Borgia leidenschaftlich Gefallen fand. Zur Feier der Anwesenheit des französischen Königs wurde ein solches Stiergefecht in großem Maßstabe im kolossalen antiken Amphitheater der Flavier nahe beim alten Forum romanum veranstaltet, und es schien selbstverständlich, daß das ganze Rom zu diesem seltenen Schauspiele hinströmte. Dem Könige waren in allen größern italienischen Städten glänzende Feste gegeben worden, und die einzelnen Fürsten hatten bei diesen Gelegenheiten so viel Pracht und Geschmack entfaltet, als in ihrer Macht stand. Geistliche Schauspiele auf öffentlichen Mysterienbühnen, Tanzbelustigungen und weltliche Theatervorstellungen hatte er an den übrigen Höfen bereits gesehen, und es schmeichelte der römischen Aristokratie, daß man ihm in Rom ganz etwas Neues, eine ungewohnte, fremdartige Lustbarkeit bieten konnte.

Cäsar Borgia hatte der Königin Carlotta von Cypern und ihrer Freundin ausgezeichnete Plätze angeboten und die Damen, der damaligen Sitte gemäß, durch seine Diener in seinem eignen prachtvollen Wagen dahin bringen lassen.

Das Stiergefecht verlief in sehr glänzender Weise. Cäsar Borgia selbst hatte sich unter den Kämpfern befunden und die überraschendsten Proben seiner Kunst und Geschicklichkeit abgelegt. Aufgeregt verließ die zahlreiche Menge das kolossale Gebäude, dessen teilweise Zerstörung durch geschickte Dekorationen verhüllt war. Die beiden Damen wurden von einem Diener mit der Livree und dem Wappen der Borgia erwartet, der sie zu dem Wagen geleiten sollte. Dort stieg zuerst Katharina Cornaro ein, aber noch bevor Carlotta von Lusignan den Fuß auf den Tritt gesetzt hatte, wurde der Kutschenschlag rasch zugeworfen. Der Diener schwang sich auf und der Wagen fuhr so eilig davon, daß die gaffende Menge zu beiden Seiten erschrocken auseinanderstob.

Beide Damen waren im ersten Augenblicke so überrascht, daß sie nichts weiter empfanden als die heftigste Entrüstung über die große Ungeschicklichkeit, deren Schuld sie den Dienern zuschrieben. Wohl war es Carlotta aufgefallen, daß die Diener zwar die Livree des Hauses Borgia trugen und ihr doch von Gesicht unbekannt waren; sie hatte jedoch in der Eile des Gedränges nicht darauf geachtet. Katharina dagegen war der Meinung, der Irrtum werde sich aufklären, sobald sie im Palaste, den Carlotta von Lusignan bewohnte, angekommen sei. Zwar war ihr der ganze Vorfall äußerst peinlich, aber sie konnte nichts dagegen thun und wartete mit Ungeduld, bis der Wagen den kurzen Weg

zurückgelegt haben werde. Wie erstaunte sie aber, als die Fahrt gar kein Ende nehmen wollte und sie zuletzt bemerkte, daß sie bereits außerhalb der Thore Roms sei. Auch bemerkte sie, daß mehrere bewaffnete Reiter den Wagen umschwärmten. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich ihrer, und ihr erster Gedanke war Cäsar Borgia! Seinem gewaltthätigen Wesen war ein solcher frevelhafter Schritt zuzutrauen und nach dem, was Katharina von ihm gehört hatte, mußte sie befürchten, keine Schonung ihrer Ehre bei ihm zu finden, selbst wenn sie ihren wahren Namen entdeckte.

Inzwischen hatte sich am Ausgange des flavianischen Theaters etwas ereignet, was eine neue Überraschung für Carlotta von Luffignan war. Plötzlich stand nämlich abermals ein Wagen vor ihr, und die Diener mit den wohlbekannten Gesichtern, die sie bereits vorher in der Livree des Hauses Borgia öfter gesehen hatte, standen in Bereitschaft, um die hohe Frau in gewohnter Weise beim Einsteigen zu unterstützen. Einen Augenblick war sie wie versteinert, dann suchte sie durch Fragen und Erkundigungen sich über die Lage der Dinge Klarheit zu verschaffen, aber da sie bemerkte, daß die Diener gar nicht wußten, wovon sie redete, dämmerte auch in ihr die schreckliche Ahnung auf, ihre junge und schöne Freundin sei das Opfer eines Gewaltaktes geworden, wie sie unter den obwaltenden Verhältnissen durchaus nicht selten waren. Die Persönlichkeit, um welche es sich hier handelte, verlieh dem Vorfall eine unabsehbare Tragweite, denn Katharina Cornaro war die Tochter der Republik Venedig, und eine gewaltthätige Handlung, die ihr widerfuhr, mußte für alle Betheiligten furchtbare Folgen haben. Carlotta war keine furchtsame Natur und hatte in ihrem Leben mancherlei schwierige Situationen überstanden, aber in diesem Augenblicke sank ihr der Mut und sie wünschte, sich niemals mit der Liebesangelegenheit zwischen dem neapolitanischen Königssohne und ihrer cyprischen Nebenbuhlerin beschäftigt zu haben. Wohl wußte sie, daß die Republik Venedig das kleinste Staatsverbrechen weit härter bestrafte als die größten Vergehen gegen die sittlichen Einrichtungen der Menschheit; aber hier hörte jede Nachsicht auf, denn eine Persönlichkeit wie Katharina Cornaro konnte man nicht aus den Augen der Welt verschwinden lassen, ohne die strengste Rechenschaft über ihr Verbleiben zu fordern. Für Cäsar Borgia war es eine Kleinigkeit, jedes Opfer seiner Lüste durch Gift oder Dorsch zu beseitigen, wenn er desselben überdrüssig war. Noch besaß Carlotta Selbstbeherrschung und Macht genug, um ihre eignen Leute zum tiefsten Stillschweigen zu bewegen; aber immerhin blieb die Sache höchst gefährlich.

In diese Betrachtungen mischte sich auch das Gefühl des tiefsten Mitleids mit der schönen Tochter Venedigs, und mit Ungeduld stieg Carlotta vor ihrem Palaste aus, weil sie noch immer die leise Hoffnung hegte, Katharina dort zu finden. Wie ein lähmender Schlag traf sie die Nachricht, daß die Marchesa Cypriani nicht angelangt sei.

Katharina erlag unterdessen fast den Gefühlen des Entsetzens und der Wut, als sie mit unzweifelhafter Gewißheit einsah, daß man sie entführt habe und an irgend einen Ort bringen wolle, über dessen Richtung sie in der hereinbrechenden Dunkelheit gar keine Ahnung erlangen konnte.

Der Wagen fuhr rasch auf der holprigen Landstraße dahin und es wäre ganz vergeblich gewesen, durch Schreien Halt gebieten zu wollen. Auch wußte die Entführte, daß in solchem Falle die Dienerschaft streng den Befehlen nachkommen werde, die ihr Gebieter gegeben hatte, und daß man sie also möglicherweise mit roher Gewalt nach dem Orte schleppen werde, wo sie erwartet wurde. Auch in ihrer Seele tobte während dieser Augenblicke ein Sturm widerstreitender Gedanken und Empfindungen. Bald wurde sie von der äußersten Wut ergriffen und sie war entschlossen, jeden Angriff auf ihre Person mit der Kraft der Verzweiflung zu bekämpfen, bald wieder sank ihr Mut bis zur völligen Ohnmacht. Sie verwünschte sich und ihr Schicksal und war nahe daran, eine Liebe als sündhaft zu betrachten, die bis jetzt noch so wenig vom Himmel begünstigt worden war und sie vielleicht schließlich dem grauenhaftesten Verderben entgegenführte. Es lag ganz im Geiste der damaligen Frauenerziehung, daß sie dazwischen auch Gebete zum Himmel sandte und völlige Entsagung aller ihrer Herzenswünsche gelobte, wenn die Mutter Gottes sie nur dieses einzige Mal gnädig beschützen und retten werde.

Mitten in diesen hin- und herwogenden Gedanken fühlte sie plötzlich, daß der Wagen stille hielt. Der Augenblick der Entscheidung stand also bevor. Fast verlor sie die Besinnung vor Angst und Besorgnis.

Der Schlag wurde aufgerissen und — sie traute ihren Sinnen nicht — denn das wohlbekannte Gesicht ihres jüngsten Bruders Ferrante schaute zu ihr auf.

Katharina war so sehr in den Befürchtungen befangen, durch welche sie während der letzten Minuten gequält worden, daß sie anfangs gar nicht begreifen konnte, wie alles zusammenhing. Aber der Bruder half ihr bald zum Verständnis, denn er erklärte ihr, daß er den kühnen Handstreich ihrer Entführung im Auftrage der heimathlichen Republik mit Hilfe der venezianischen Gesandtschaft zu Rom in das Werk gesetzt habe; ihm sei die Aufgabe geworden, sie ohne Aufsehen nach Volo zurückzubringen, wo man sie in Zukunft strenger als bisher bewachen werde, damit ihr jeder Gedanke an irgend eine Handlung, die sie auf eignen Antrieb, ohne den Willen Venedigs zu unternehmen gedente, für immer benommen werde.

Bei den letzten Worten dieser Strafreda hatte Ferrante Cornaro der Schwester die Hand geboten, um ihr aus dem Wagen zu helfen. Er war darauf vorbereitet, von ihr mit Wornwürfen und vielleicht sogar mit Versuchen des Widerstandes behelligt zu werden; sein Erstaunen war daher nicht gering, als Katharina ihn mit dem Jubelrufe: „Mein Bruder!“ begrüßte, ihre Arme um seinen Hals schlang und in leidenschaftlicher Erregung laut zu schluchzen begann.

In größter Eile wurde alsdann die Reise fortgesetzt und zwar in Begleitung des Gefolges, welches die ehemalige Königin nach Rom gebracht hatte und das bereits auf Ferrantes Veranlassung dem Wagen nachgeritten war. Allerdings mußte Katharina diese getreuen Diener auf Befehl der venezianischen Signoria sämtlich entlassen, aber es wurde wenigstens keine Strafe über dieselben verhängt.

Unterdessen war auch Carlotta von Lusignan durch einen Brief, den ihr Haushofmeister ihr sofort beim Eintritte in den Palast überreichte, aus der peinlichen Ungewißheit gerissen worden, in welcher sie sich auf der Fahrt vom Kolosseum befunden hatte. In diesem Briefe wurde ihr mitgeteilt, daß es dem Senat von Venedig gelungen sei, durch ergebene Diener den Aufenthalt der Königin Katharina von Cypern auszukundschaften und daß dieselbe mit aller ihr gebührenden Rücksicht, auf Anordnung der Republik wieder nach Volo zurückgebracht werde. Es liege der Republik daran, diesen ganzen Zwischenfall als ungeschehen zu betrachten und völlig in Vergessenheit zu bringen. Darum sei es im Interesse der Prinzessin von Lusignan, über das Geschehene Stillschweigen zu beobachten, da sie sich sonst Unannehmlichkeiten zuziehen würde, die ihr leicht den Aufenthalt in Rom verleiden könnten.

So kränkend dieser Brief auch war, atmete Carlotta doch leichter, nachdem sie ihn gelesen, und es dämmerte in ihrer Seele der Zweifel auf, ob es der weiblichen Intrige in so verworrener Zeit möglich sein würde, die Pläne der Staaten zu durchkreuzen.

Von allen diesen Vorgängen hatte der tapfere Prinz Friedrich von Neapel nicht die leiseste Ahnung, wengleich selbst in den schwierigen Verwickelungen, in welchen er sich befand, das Bild der schönen Katharina Cornaro ihn nicht verließ. Zwischen ihm und dem Könige von Frankreich, der inzwischen Neapel besetzt hatte, war endlich eine Zusammenkunft verabredet worden und Friedrich betrat unter der Zusicherung des freien Geleites das Schloß, welches lange Zeit von seiner Familie bewohnt gewesen, um mit dem dort residierenden Erboberer zu verhandeln.

Das von der Natur mit so überschwenglichen Reizen ausgestattete Neapel, wo der Überfluß an feurigen Weinen, köstlichen Früchten und die Gelegenheit zu allen erdenklichen Lebensgenüssen täglich aufs neue zu schwelgerischen Freuden einlud, hatte bereits sowohl auf den König wie auf sein Heer einen erschlaffenden Einfluß ausgeübt und den Wunsch nach einer Beendigung der Strapazen des Krieges hervorgerufen.

Karl wollte Friedrich veranlassen, seine Ansprüche auf die Krone von Neapel freiwillig aufzugeben und bot ihm als Entschädigung dafür ein Herzogtum im Innern von Frankreich.

Bei diesem Vorschlage regten sich in der Brust des jungen Fürsten alle süßesten Herzenswünsche. Er malte sich das Leben an der Seite Katharinas

auf einem neu geschaffenen Throne so verlockend aus, daß die Ansicht der Ratgeber, die ihn begleiteten und welche von ihm verlangten, er solle seine ererbten Ansprüche nicht aufgeben, wenig Einfluß ausübte. Er bat sich vom Könige Bedenkzeit aus, die er dazu benutzte, einen vertrauten Boten an Carlotta von Lusignan nach Rom zu senden. —

Der Bote kam mit der niederschmetternden Nachricht zurück, Friedrich habe sich an den Senat der Republik Venedig in dieser Angelegenheit zu wenden.

Friedrich verstand diese Nachricht, und wenn irgend etwas ihn in dem Entschlusse, den Vorschlag des Königs von Frankreich anzunehmen, bestärken konnte, war es der Gedanke, daß Katharina für ihre Liebe leiden müsse und von Venedig als ungehorsame Tochter vielleicht mit harter Gefangenschaft bestraft werde. Er schickte daher eine Gesandtschaft an den Senat der Republik Venedig, um dort seinen Wunsch in aller Form vorzutragen und den Senat zu benachrichtigen, daß er gesonnen sei, auf das Anerbieten Karls VIII. einzugehen, wenn ihm Venedig die Hand Katharina Cornaros bewillige, welche er alsdann als seine Gemahlin in sein neues Herzogtum führen werde.

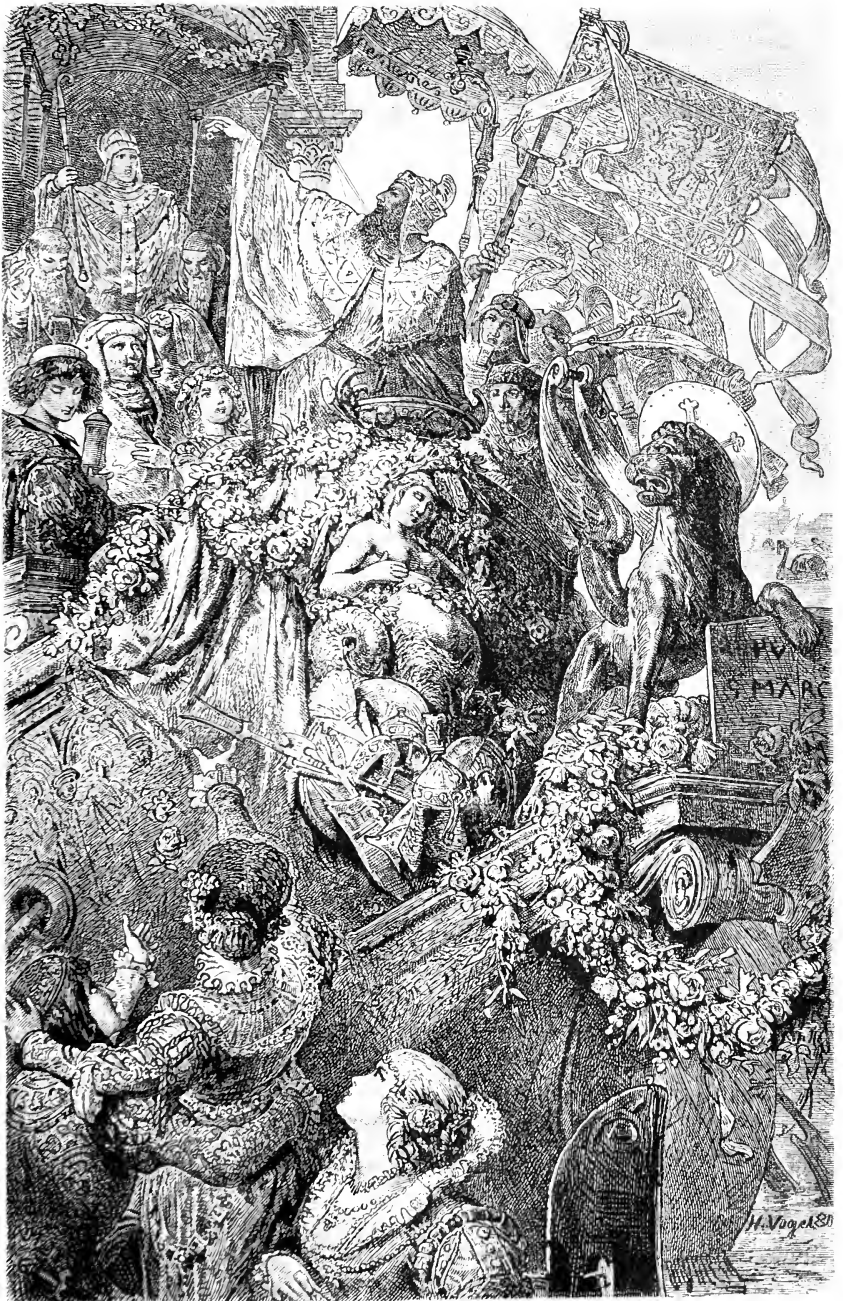
Aber in Kriegszeiten ändern sich die Verhältnisse oft rasch. Überdies war in Venedig ein neuer Doge gewählt worden, dessen herkömmliche Vermählungszeremonie mit dem Meere alles andre in den Hintergrund drängte.

Diese Feierlichkeit pflegte alljährlich am Himmelfahrtstage abgehalten zu werden. Der Doge bestieg bei solcher Gelegenheit die festlich geschmückte und mit allem Pomp ausgestattete Galeere „Bucentauro“, fuhr, von den fremden Gesandten begleitet, unter dem Klange der Festmusik und dem Beifallsrufe der zahlreich versammelten Volksmenge ins Adriatische Meer und warf einen goldnen Ring hinein. Volksfestlichkeiten aller Art beschloffen die Feier des Tages, welches als eines der größten Feste der Republik betrachtet wurde.

Während Friedrich noch auf Antwort wartete, war Karl VIII. ungeduldig geworden und hatte sich die Krone von Neapel aufsetzen lassen.

Durch die Gesandtschaft, welche eine schroffe Ablehnung des Senates von Venedig an Friedrich zurückbrachte, langte zugleich die Nachricht an, daß gerade in Venedig unter dem neuen Dogen endlich eine Liga zustande gekommen sei, welche sämtliche Staaten von Norditalien unter Führung Venedigs zu dem Zwecke vereinige, den König von Frankreich aus dem Lande zu vertreiben und die Dynastie Aragon wieder auf den Thron von Neapel zu setzen.

So waren also die politischen Verhältnisse stärker gewesen als die heiße Sehnsucht liebender Herzen. Italien stand geeinigt, Venedig hatte mit dem Papste und der spanischen Regierung einen Vertrag geschlossen, dem sich die kleinern Republiken anschließen mußten und dem auch der Herzog von Mailand beitrug, nachdem er eingesehen hatte, daß der König von Frankreich viel versprach und wenig hielt, während ein durch gemeinsame Bedrängnis geeinigtes Italien doch eine bessere Gewähr für die Zukunft bot.



Bermählung des Dogen von Venedig mit dem Meere. Nach H. Vogel.

Der Traum eines idyllischen Glückes, an der Seite Katharinas inmitten beglückter Unterthanen, zerrann vor Friedrichs Blicken, und die Nothwendigkeit drängte ihn auf andre Bahnen. Im neapolitanischen Königreiche regte sich bereits überall die Unzufriedenheit gegen das neue französische Regiment, denn der Eroberer verließ die einträglichsten Stellen an Franzosen aus seinem Gefolge und kränkte den einheimischen Adel fortwährend in seinen Rechten. Somit sah Friedrich sich genötigt, auf seine Wünsche und Hoffnungen zu verzichten und sein Trachten ganz der Zukunft des ihm angestammten Reiches zu widmen.

Die neugeschaffene Liga stand unter Venedigs Führung; es wäre daher eine Unmöglichkeit gewesen, irgend einen Wunsch zur Erfüllung zu bringen, der von Venedig nicht gebilligt wurde und doch nur unter dessen Zustimmung verwirklicht werden konnte.

Die Errichtung dieser italienischen Liga war für Karl VIII. ein verderbend drohendes Ereignis; denn wenn der Feind sich in seinem Rücken zusammenscharte und ihm die Heimkehr verlegte, war er mit seinem Heere in der größten Gefahr. Wollte er es daher nicht zum äußersten kommen lassen, so mußte er baldmöglichst an den Rückzug denken, bevor das feindliche Heer richtig organisiert war und sich ihm kampfbereit entgegenstellen konnte. Die Gefahr würde minder groß gewesen sein, hätte nicht der deutsche Kaiser Maximilian seinem Schwager Ludwig Moro Hilfe versprochen und wäre nicht der spanische König Ferdinand der Katholische dem Bündnis beigetreten. Der Papst sandte dem Könige Karl von Frankreich noch die goldene Rose, während er sich bereits dem Bündnisse gegen denselben näherte. So kam es, daß Karl möglichst schnell an die Heimkehr dachte.

Einen Teil seines Heeres in Neapel zurücklassend, trat er den Rückzug an. Als er in Rom anlangte, wick ihm der Papst aus und der Kardinal von Santa Anastasia, ein Engländer, zugleich Erzbischof von Canterbury, empfing den König, der nur einen Tag in Roms Mauern verweilte und eilig nach Toscana zog.

Er sollte jedoch Italien nicht verlassen, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, in welcher es wirklich zum Blutvergießen kam. Wo das Gebirge sich gegen die parmesanische Ebene abflacht, im Thale des Taro, bei Fornuovo, sah er sich den Weg versperrt durch das viermal stärkere Heer der Verbündeten, die ihm den Rückzug wehren wollten. Aber er blieb Sieger und die Geschichte erzählt, daß auf italienischer Seite dreitausend Mann blieben, während der französische Verlust nur zweihundert betrug. Der König war einen Augenblick lang in Lebensgefahr, aber er erzwang den Durchgang, ohne daß der Feind ihn ferner aufzuhalten gewagt hätte.

Dieser Tag bei Fornuovo erfüllte die Welt mit dem Ruhme der französischen Kriegsführung und wurde die Ursache mancher spätern Ereignisse.

Es hatte sich seit dem Einmarsche der Franzosen schon zu wiederholten Malen und an verschiedenen Orten in Italien die Pest gezeigt, deren Auftreten

fast immer die Folge kriegerischer Aktionen war, aber auch diesmal wieder an einzelnen Orten thörichterweise den Juden zugeschrieben wurde. Wenn eine derartige Epidemie auftauchte, war es in größern Orten natürlich, daß sie gerade in den engen und schmutzigen Straßen, in denen die Juden eingepfercht wohnen mußten, besonders heftig auftrat, aber das einsichtslose Volk verwechselte alsdann die Ursache mit der Wirkung und die rohen Leidenschaften des Hasses gegen die Juden, des Neides und der Habsucht vereinigten sich, um hier und da Aufregungen hervorzurufen, welche mit wilder Grausamkeit, mit Szenen des Mordes und der Blünderung zu enden pfliegten.

Die großen Herrschaften, welche die Sache besser zu durchschauern wußten, flohen sofort beim Ausbruche der Pest aus den volkreichen Städten auf ihre Güter, wo die Luft weniger mit Miasmen erfüllt war. Die Furcht vor dieser verheerenden Krankheit ergriff diesmal besonders den päpstlichen Hof und mußte zugleich als Vorwand dienen, um die Entfernung des heiligen Vaters und der ihm nahestehenden Personen bei der Annäherung des Königs zu entschuldigen.

Auch Lucrezia Borgia benutzte die Furcht vor der Pest, um ihren Gemahl Giovanni Sforza dem Konflikte zu entreißen, den ihm der Durchmarsch des Königs Karl bereiten mußte. Papst Alexander stand ganz unter dem Einfluß derjenigen Frauen, die gemißermaßen seine Familie bildeten. So wußte es Lucrezia einzurichten, daß der Papst selbst aus Furcht vor der Pest ihre Abreise befahl, und zwar in Begleitung ihrer Mutter Vanozza, der schönen Julia Farnese und Madonna Adriana Orsini. Die Mutter Lucrezias und ihre Brüder, Vanozza de Catanei, gehörten seit einiger Zeit wieder mehr als bisher dem päpstlichen Hofstaat an. Sie war durch die Freigebigkeit ihres päpstlichen Freundes eine reiche Frau, die mehrere Häuser in Rom und Weingüter in der Umgegend besaß. Inzwischen war sie eine stattliche Matrone geworden, noch immer von festen, regelmäßig schönen Gesichtszügen und flammenden Augen; eine echte Römerin von Gestalt. Da sie sich nach schweren Kämpfen von dem Vater ihrer Kinder innerlich hatte losreißen müssen, stand sie den Personen aus der nächsten Umgebung Alexanders am besonnensten gegenüber, ja sie war die einzige, welche den wilden Cäsar, dessen Egoismus alles zu verschlingen drohte, durchschaute und ihm zuweilen Halt gebot. Giovanni Sforza mußte die Damen geleiten und erhielt den Befehl, so lange zu ihrem Schutze in Pesaro zu bleiben, bis sie von dort zurückgerufen würden.

Es war in ganz Rom bekannt, daß der allmächtige Stellvertreter Gottes, der die Gewalt zu binden und zu lösen in Händen hatte, ein richtiger Weiberknecht war, schwach gegen seine Kinder, blind für deren Fehler und bis zur Lächerlichkeit für ihre Vorzüge eingenommen. Cäsar Borgia wußte dies alles und sein Ziel war darauf gerichtet, der Alleinherrscher über den leutsamen Herrn der Christenheit zu werden und namentlich seine Geschwister aus dessen Gunst zu verdrängen.

Lucrezia war im Grunde eine etwas passive Natur, welche sich in jede Lage des Lebens zu finden mußte. Sie hatte früher in Pesaro mit ihrem Gemahl in anspruchloser Einfachheit gelebt, und sie freute sich auch jetzt, an der Seite desselben dahin zurückzukehren, aber die drei verwöhnten römischen Frauen, namentlich Julia Farnese, langweilten sich in dem abgelegenen Orte und suchten sich Unterhaltung zu verschaffen, so gut es gehen wollte. Man verfiel dabei auf mancherlei Zerstreuungen, die man sich in Rom weniger leicht verschaffen konnte. Selbstverständlich mußten die vorgeschriebenen kirchlichen Pflichten eingehalten und täglich eine Messe gehört werden, nebenbei aber wurde nicht verschmäht, auch einmal einen Abstecher in das Heidentum zu machen und gelegentlich dem plumpsten Aberglauben zu huldigen.

Die Dienerschaft hatte nämlich eine alte Wahrsagerin ausgekundschaftet, und da selbst die intimsten Freundinnen des heiligen Vaters, gleich den meisten Frauen ihrer Zeit, an allem geheimnisvollen Wesen, das mit Zauberei verwandt war, Wohlgefallen fanden, so beschloßen sie, die Wahrsagerin aufzusuchen.

Der Scherz konnte jedoch nur dann gelingen, wenn die Damen nicht erkannt wurden, und sie entwarfen daher folgenden Plan. Julia, die in der Gegend gänzlich unbekannt war, sollte scheinbar als alleinstehende vornehme Dame die Wahrsagerin aufsuchen, Vanozza, Adriana und Lucrezia sich für das Gefolge, ihre Dienerinnen ausgeben. Wollte sich Giovanni bei der Sache beteiligen, so mußte er sich unkenntlich machen und gleichfalls für einen Diener der schönen Dame gelten. Um sich den Frauen gefällig zu erweisen, stimmte Giovanni bei und man verfügte sich auf Umwegen zu der Wohnung der Alten, die sich in den Trümmern eines antiken Tempels auf fernem Felde eine recht phantastische Heimstätte eingerichtet hatte, wo sie einer Sibylle gleich von den Bewohnern der Umgegend zwar im täglichen Verkehr gemieden, aber in besondern Fällen doch immer wieder aufgesucht und um Rat gefragt wurde. Julia Farnese trug ein Kleid von veilchenblauem Samt nach der neuesten Mode und hatte ihre prachtvollen Haare, welche bis auf ihre Füße niederfielen, durch ein Netz von Seidenfäden, an denen kleine Goldflitter hingen, festgehalten. Sie saß zu Pferde und der Graf war als Reitknecht verkleidet an ihrer Seite. Da er am meisten in der Umgegend bekannt war, mußte er bedacht sein, sich besonders unkenntlich zu machen, was er vermittlels eines falschen Bartes zu erreichen suchte. Die schöne Frau sah in der That wundervoll aus, und es war ganz begreiflich, daß die alte Wahrsagerin sie allein der Beachtung wert hielt und ihr einfach gekleidetes Gefolge wenig zu bemerken schien. Lucrezia hatte die Kleider einer Jose angezogen, in welchen sie reizend genug aussah.

Die alte Hexe bot der geschmückten Dame einen Sitz an und kümmerte sich kaum um deren Begleitung. Sie besah die Hände der schönen Frau und hütete sich wohl, derselben irgend etwas zu sagen, was nicht angenehm zu hören war. Daß sie mit einem vornehmen Manne vermählt sei, aber von einem höher

stehenden geliebt werde, stimmte einigermaßen mit der Wirklichkeit, und was sie ihr sonst über ihr zukünftiges Schicksal voraus sagte, mußte vorläufig in gutem Glauben hingenommen werden. Die Gesellschaft hatte sich über das ganze Maskenspiel höchlich ergötzt, der Alten war es jedoch nicht entgangen, daß das Gefolge der vornehmen Dame sie etwas verspottete.

Julia sprach nun den Wunsch aus, die Wahrsagerin möge auch ihren Begleitern die Zukunft enthüllen. Da gab es denn mancherlei Seltsames zu hören, was zuweilen der Wahrheit nahe kam, zuweilen aber auch den Beweis lieferte, daß die Zauberin wirklich in dem Glauben war, es handle sich um die Dienerschaft der vornehmen Dame.

Man würde zuletzt über den ganzen Vorgang nur gelacht haben, hätte nicht ein Ausspruch der alten Sibylle die Heiterkeit etwas gestört. Nachdem sie nämlich Lucrezias Hand betrachtet und die Linien derselben geprüft hatte, sagte sie: „Diese Hand bringt demjenigen große Gefahr, dem Ihr sie gereicht habt.“ Als sie darauf Giovannis Hand genau betrachtet hatte, sprach sie, offenbar ohne Ahnung des Zusammenhangs, in welchem dieser Ausspruch mit den Worten stand, die sie zu seiner Gemahlin gesagt hatte, die Prophezeiung aus: „Die Frau, welche Euch angehört, bringt Euch in Lebensgefahr.“

Hätte die Alte eine Ahnung gehabt, daß sie den Gebieter von Pesaro mit seiner Gemahlin vor sich hatte, wahrscheinlich würde sie ihnen nicht solche düster klingende Vorhersagungen gemacht haben, aber sie sprach dieselben vielleicht nur zu dem Zwecke aus, um sich für die höhnischen Blicke der vermeintlichen Diener zu rächen, und um nicht ausschließlich rosigte Zukunftsbilder zu malen, sondern ihre Kunst durch einige Schatten in ein glaubwürdigeres Licht zu setzen.

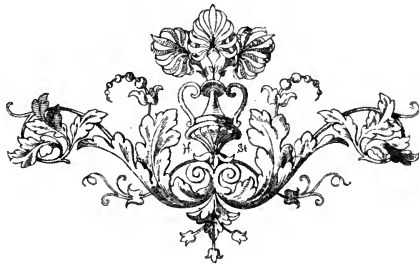
Sie wurde darauf von Julia reichlich beschenkt, und die heitere Gesellschaft war der Meinung, die alte Sibylle werde nie erfahren, wer sie an diesem Tage aufgesucht hatte.

Wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, prägten sich die unheilvollen Worte, die sie Lucrezia und ihrem Gemahl gesagt hatte, tiefer in das Gedächtnis der jungen Frau, als die übrigen Teilnehmer des abenteuerlichen Ausflugs dachten. Öfter als sonst erschien vor ihrer Phantasie das Bild des Bruders, und mit Schaudern gedachte sie der dunkeln Gerüchte, welche bereits in verschiedenen Fällen heimliche Mordthaten auf Rechnung des gefürchteten Cäsar schrieben. Mit Bittern erinnerte sie sich später der Worte der Wahrsagerin, so oft sich irgend etwas ereignete, was ihrem Gemahl von seiten ihrer eignen Familie Gefahr bringen konnte.

Die drei andern Frauen sowie Giovanni hatten das Gerede der Wahrsagerin bald vergessen. Es war ein Scherz gewesen, der für einen Tag ausgereicht hatte. Es gab nicht viele Unterhaltungen, wenn man auch die Gegend überall durchstreifte, die vornehmen Familien der Umgegend besuchte, nach der nahegelegenen Villa Imperiale oder an den Hof von Urbino sich begab.

Bei einem dieser Ausflüge nach dem letztgenannten Orte wurde den Damen ein heranwachsender wunderschöner Knabe mit sinnigem Blick und edlen Gesichtszügen von der Herzogin von Urbino vorgestellt, und sie erfuhren, daß es Raffael, der Sohn des Malers Santi sei, der sich bereits eifrig in der Kunst seines Vaters übte, und die Gunst des Herzogs und seiner Gemahlin durch treffende Porträtskizzen und liebliche Madonnenbilder erworben hatte.

Die Ruhe des ländlichen Aufenthalts erreichte viel früher eine Unterbrechung, als man anfänglich gedacht hatte, denn nachdem der König Karl VIII. in Eilmärschen nach Oberitalien zurückgegangen und die Schlacht bei Fornuovo geschlagen worden war, schien jede Begegnung mit dem französischen Herrscher aus dem Wege geräumt. Alexander VI. hatte sich zuerst nach Orvieto und dann nach Perugia begeben. Dorthin ließ er Giovanni Sforza mit den Damen kommen. Nach wenigen Tagen ging der Papst mit der schönen Julia Farnese, seiner jetzigen Geliebten, ihrer Vorgängerin Banozza und Madonna Adriana nach Rom zurück, während Giovanni Sforza mit seiner Gemahlin Lucrezia wieder nach Pesaro reiste. Da der Herzog von Mailand der Liga beigetreten war und sich dem Könige von Frankreich feindlich gegenüberstellte, konnte Giovanni Sforza auf den Vorschlag Venedigs, für die Liga in Sold zu treten, ohne Bedenken eingehen. Er that dies denn auch mit Freuden. Auf Befehl des Papstes, der ihn, vermutlich durch Lucrezias Einfluß bestimmt, schonen wollte, blieb er vorläufig widerwillig noch in Pesaro und erst nach mehreren Monaten, als der Krieg bereits zum Stillstand gekommen war, ging er zur Armee ab, während seine Gemahlin Lucrezia sich nach Rom begab.





Sechzehntes Kapitel.

Ein Gottesurteil.



Der schleunige Rückzug Karls VIII. bedeutete keineswegs eine sofortige Auflösung der Okkupation, welche er vollzogen hatte, sondern nur seine persönliche Entfernung vom Kriegsschauplatz. Das junge Italien raffte sich mit jenem Feuereifer auf, welcher dem dortigen Volksharakter entspricht. Wenngleich solche patriotische Begeisterung gewöhnlich nicht von langer Dauer ist, wirkt sie dafür im ersten Augenblicke mit unwiderstehlicher Kraft. Venedig stand wieder einmal in bewundernswerter Größe da und aufs neue bewährte sich der Ausspruch, daß die Geschichte überhaupt nur drei wahrhaft große Republiken aufzuweisen habe: Sparta, Rom und Venedig. Der französische Feldherr und Geschichtschreiber Philipp von Commines befand sich während des Krieges als Gesandter in Venedig, wo er acht Monate verblieb. Er war dahin gesandt worden, um die mächtige Republik zu einem Bündnis mit Frankreich oder wenigstens zur Bewahrung der Neutralität zu bewegen. Er versprach dafür mancherlei Vorteile, aber die klugen Venezianer trauten einmal diesen Versprechungen nicht und bezweifelten überdies von Anfang an den Erfolg der Unternehmung des Königs. Aber auch der Kronprinz Alfons von Neapel und die Gesandten des Sultans Bajazed, welche beide für Neapel werben wollten, wurden zurückgewiesen und Venedig hatte sich jeglicher Beteiligung am Kriege enthalten, bis endlich nach der Besitznahme Roms die Befürchtung auftrat, daß der König von Frankreich mit dem gewissenlosen Papste Alexander einen Pakt schließen und von diesem die Kaiserkrone erhalten werde. Da erst brachte Venedig die Liga zustande.

Der Herzog von Mailand fiel hauptsächlich von Frankreich ab, weil es Karl VIII. nicht ermöglichen konnte, die Familie Medici in Florenz zu rehabilitieren. Im Einverständnis mit seinem Schwager Maximilian ließ Ludwig Moro in Deutschland zahlreiche Truppen werben, und die Lage der Dinge wurde endlich für die Franzosen bedenklich. So durchheilte Karl VIII. Rom

und kam nach Toscana, wo ihm in der Nähe von Florenz abermals Girolamo Savonarola entgegengesandt wurde, um ihn vor Gewaltthätigkeiten zu warnen. Der Prior von San Marco trat in der gewohnten Weise vor den König, indem er sich auf die göttliche Autorität stützte und ihm einen empfindlichen Schlag als Strafe des Himmels vorhersagte, da er seine Warnung nicht befolgt, seine Gesinnungen nicht geändert, den Unordnungen, welche seine Armee in Italien anrichtete, nicht genügend gesteuert und sein Schwert nicht gegen die Ungläubigen, anstatt gegen die Christen gerichtet habe.

Der König hatte sich nach der siegreichen Schlacht bei Fornovo in Mantua einquartiert, wo ihn ganz unerwarteter Weise die betrübende Kunde traf, daß der Sohn, welchen ihm Anna von Bretagne erst vor kurzer Zeit geboren hatte, plötzlich gestorben war. Dieser Zufall gab den Drohungen und Ermahnungen Savonarolas ein merkwürdiges Gewicht und erhöhte wieder das Ansehen des Priors bedeutend beim großen Publikum. Der König von Frankreich aber wurde durch diese Nachricht in seinen Hoffnungen sehr zurückgedrängt; er blickte niedergeschlagen in die Zukunft und beeilte umsomehr seine Heimkehr.

Die Zeit war längst verstrichen, in welcher Cäsar Borgia als Geißel dem Zuge des Königs zu folgen hatte. Jedenfalls hatte der thatkräftige Mann seine Zeit gut angewendet. Ehrgeiz und Genußsucht waren die beiden Hebel in Cäsars Wesen. Die Umstände, unter denen sich seine Natur entwickelte, machten ihn zu einem der gefürchtetsten Menschen, die jemals gelebt haben. Gleich den Söhnen aus den größten Fürstenhäusern erzogen und ganz einem solchen gleich geachtet, wußte er doch von Kindheit auf, daß seine Existenz überhaupt eine gesetzlich wenig berechnete war. Von Anfang an war daher sein ganzes Dasein ein Widerspruch gegen die höchsten menschlichen Gesetze. Er war der Sohn desjenigen Mannes, in dessen Hand die Macht lag, als Stellvertreter Gottes im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, und doch gab es kein Recht, das der Vater ihm vererben konnte, wenn es ihm nicht vorher als freiwilliges Geschenk verliehen war. Wollte Cäsar die Stellung behaupten, die seine Erziehung und der Wille seines Vaters ihm gegeben hatten, so mußte er dieselbe mit allen Mitteln, die sich ihm boten, befestigen. Gerade die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit hatten ihn gelehrt, worauf es ankam. Die politischen Zustände waren wandelbar und mit ihnen die daraus entstandenen Rechte. Er mußte große Macht gewinnen und sich mit unzerreißbaren Banden an andre Machthaber fesseln, wollte er dauernd feststehen. Zur Erreichung dieses Zieles sollte ihm der Einfluß seines Vaters dienen. Wo jemand einem seiner Pläne im Wege stand, mußte Gift oder Dolk das Hindernis beseitigen. In welcher furchtbaren Weise Cäsar diese Grundsätze befolgte, zeigte schon die nächste Zukunft.

Wenn er die Personen musterte, welche ihm zunächst standen und mit ihm die Gunst des Papstes Alexander teilten, so erblickte er zuerst seine beiden Brüder, wovon der ältere Don Juan, Herzog von Gandia, mit Maria, der Tochter

eines spanischen Granden vermählt war, und Don Jauffré, der durch seine Vermählung mit der Bastardtochter des Kronprinzen von Neapel zum Prinzen von Squillace ernannt worden war. Dann war Lucrezia, seine Schwester, welche als Gattin Giovanni Sforzas Herrin mehrerer Gebiete war, die der Vater ihr verliehen hatte. Cäsar selbst war von seinem Vater zu einer kirchlichen Würde bestimmt worden, aber seine Neigung trieb ihn nach weltlicher Herrschaft. Den Grund zu einer solchen konnte er legen, indem er den Kampf der päpstlichen Gewalt gegen die alten römischen Familien siegreich durchführen half und sich dann von seinem Vater zum Herrn der Romagna machen ließ. Die Häuser Colonna und Orsini sollten beseitigt werden und er an deren Stelle als souveräner Fürst treten. Zur Durchführung dieser Pläne bedurfte er einmal der freien Bewegung und dann der ausschließlichen Gunst seines Vaters, oder vielmehr der ausschließlichen Herrschaft über diesen, der am sichersten durch Weiber zu lenken war. Es mußte Cäsars Sorge sein, Julia und Adriana für sich zu gewinnen, was dem stattlichen Manne nicht allzuschwer wurde.

Seine Schwester Lucrezia war eine zu wenig unternehmungslustige Natur, um seinen Plänen direkt nützlich sein zu können, aber sie hätte als die Gemahlin eines regierenden Herrn ihm einen mächtigen Bundesgenossen gewinnen können. Nun war sie mit Giovanni Sforza vermählt, einem Manne, auf welchen Cäsar mit Geringschätzung blickte, da er ihm nicht mehr galt als jeder andre päpstliche Offizier. Das mußte anders werden.

Zum Osterfeste versammelte sich die Familie Borgia in Rom. Auch Lucrezias Gemahl war dahin gekommen. Wie dreist das Auftreten des päpstlichen Hofes war, beweist der Umstand, daß bei den Festlichkeiten in Sanct Peter sowohl Giovanni von Pesaro, wie Cäsar Borgia und der Herzog von Gandia in feierlicher Weise und als Prinzen des Hofes bevorzugt wurden und die Osterpalme aus der Hand des heiligen Vaters empfangen. Der Prinz Jauffré lag gerade an einer Wunde krank, die er in einem unglücklichen Feldzuge gegen die Orsini empfangen hatte. Mit den drei bevorzugten Frauen, welche fortwährend um Alexander waren, saßen auch Lucrezia, Maria und Sancia auf den Sitzen, welche sonst nur die Kardinäle einnahmen, und diese Anordnung erregte das Murren des versammelten Volkes.

Bei Gelegenheit dieses Osterfestes sollte nun Giovanni Sforza, welcher seinem Schwager Cäsar unbequem war, beseitigt werden.

Eines Abends befand sich der Kammerdiener Giovanni's im Gemache Lucrezias, als ihr Bruder Cäsar sich bei ihr anmelden ließ. Da Lucrezia wußte, daß ihr Bruder einen Groll gegen Giovanni hatte, wünschte sie in ihrer Angst nicht, daß er dessen Kammerer bei ihr trafe und sie forderte diesen ängstlich auf, sich hinter einem Vorhang zu verbergen. Mit jener schamlosen Rücksichtslosigkeit, welche Cäsar eigen war, redete er offen mit der Schwester und sagte ihr, es sei beschlossen, daß Giovanni Sforza sterben müsse. Darauf

ging er wieder fort. Nun sagte Lucrezia zu dem Kammerdiener: „Hast du alles gehört? Gehe eilig zu deinem Herrn und lasse ihn wissen, was sie beschlossen haben. Erinnerere ihn auch an die Wahrsagung, die mich so sehr beunruhigt hat und beschwöre ihn, sofort zu fliehen.“

Der Kammerdiener erfüllte eilig den Befehl der Herrin und traf dann mit den Dienern seines Herrn alle Vorbereitungen zur raschen Flucht. Unter dem Vorwande eines Ganges nach der Kirche San Onofrio entfernte sich Giovanni aus dem Vatikan und fand dort die für ihn bereitgehaltenen Pferde. Er warf sich auf sein bestes türkisches Pferd und jagte mit verhängten Zügeln in vierundzwanzig Stunden nach Pesaro, wo das Tier unter ihm zusammenstürzte.

Seine Entweichung versetzte Cäsar Borgia in nicht geringe Wut. Er hätte den Grafen lieber für immer stumm gemacht; da er die Hand der Schwester zu seinen Zwecken vergeben wollte und um seinen Willen durchzusetzen, mußte Lucrezia nun genötigt werden, einen skandalösen Scheidungsprozeß zu veranlassen, der bis zur Entscheidung durch den Papst geführt werden konnte.

Dieses Ereignis war vielleicht die erste Ursache zu den abscheulichen Gerüchten, welche sich an Lucrezias Namen hefteten. Das Publikum sah die Thatsache, aber es kannte die Motive nicht. Man wußte, daß der Papst stets von Frauen umgeben und beherrscht war und man erfuhr, daß Giovanni Sforza dem Tode, der ihn im Vatikan bedroht hatte, entflohen sei, während Lucrezia in Rom zurückblieb. Die Borgia waren zwar tief verabscheut, aber sie hatten die Macht in Händen, und außer dem kühnen Dominikanermönche in Florenz wagte niemand die bodenlose Verderbtheit am päpstlichen Hofe öffentlich anzugreifen. Desto eifriger wühlte die Klatschsucht, gestachelt durch Neid und Rachgier, und so tauchten damals zum erstenmal schlimme Vermutungen auf, welche Lucrezias Bild so arg besudelt haben.

Ob diese Gerüchte auch die Ursache waren, daß sie sich bald darauf in das Nonnenkloster von San Sisto an der Via Appia zurückzog, oder ob der Papst sie auf Cäsar Borgias Antrieb dorthin verbannte, weil sie sich der unerhörten Zumutung widersetzte, selbst die schändlichen Intrigen einzufädeln, durch welche man ihre Ehe mit Giovanni Sforza zu trennen versuchte, läßt sich nicht entscheiden; aber man weiß ja, daß die Klöster damals als Zwangsmittel vielfach mit Erfolg angewendet wurden.

Ungefähr um dieselbe Zeit ereignete sich im Hause Borgia ein andres geheimnisvolles Trauerspiel: die Ermordung Don Juans, des Herzogs von Gandia. Alexander liebte diesen Sohn ganz besonders und hoffte, ihm auf irgend eine Weise sogar die Krone Neapels zu verschaffen. Eines Abends gab Banozza ihren Söhnen und einigen Verwandten eine Familienfestlichkeit in ihrer Villa, die in einem Weinberge bei San Pietro in Vincoli lag. In der Nacht verschwand Don Juan spurlos und drei Tage später fischte man seine Leiche im Tiber auf. Er war mit andern Teilnehmern an dem Feste in der Nacht aufgebrochen, um

sich heimwärts zu begeben. Die allgemeine Meinung bezeichnete sofort Cäsar Borgia als den Mörder seines eignen Bruders. Wie die Dinge lagen, gelang es Cäsar, den Papst zur Verzeihung der schändlichen That zu bewegen, aber von diesem Augenblicke an war Alexander VI. nur noch das Werkzeug seines ruchlosen Sohnes und mußte alles gutheißen, was letzterer unternahm. Cäsar Borgia ging Schritt für Schritt auf der entsetzlichen Bahn vorwärts, die er mit solch unerhörtem Erfolge betreten hatte. Seine Kraft und sein Mut sowie der Scharfblick, welcher ihm eigen war, flößten überall Furcht und Entsetzen ein.



Lucrezia Borgia.

Von nun an zauderte er nicht länger, seine ehrgeizigen Pläne offenkundig zu verfolgen. Der Papst ließ am Hofe von Neapel wegen der Vermählung seines jüngsten Sohnes Cäsar mit der Schwester des Prinzen Friedrich Unterhandlungen anknüpfen, während er dem Prinzen selbst die Hand Lucrezias antragen ließ, die inzwischen von Giovanni durch päpstlichen Nachtspruch geschieden werden sollte.

Aber Friedrich verweigerte seine Zustimmung und auch die neapolitanische Prinzessin wies die Anträge des Papstes scharf zurück. Nach der Vertreibung der Franzosen hatte Friedrich die Regentschaft in Neapel übernommen, die Zustände waren jedoch derart, daß die päpstliche Partei in Rom auf einen baldigen Umsturz rechnete und damit die verwegene Hoffnung verband, Cäsar Borgia auf den erledigten königlichen Thron von Neapel zu bringen.

Das Bestreben, die Unsicherheit seiner Zukunft zu verbessern, trieb Cäsar Borgia zu all diesen scheinlichen Thaten; im übrigen glich er allen andern vornehm erzogenen Herren seiner Zeit. Er interessierte sich nicht nur für ritterliche Übungen, für Tierhezen und Stiergefechte, sondern er spielte auch den Mäcen; er liebte scheinbar die Wissenschaften und Künste, wenigstens huldigte er dem Geschmacke seiner Zeit, indem er auf diesen Gebieten bedeutende Männer an sich heranzog.

Durch den Cardinal Johann Pazzi, den Bruder der Herzogin von Mailand, hatte er von den vielseitigen Talenten Leonardo da Vincis gehört, der als Maler, Bildhauer, Musiker und Ingenieur bereits staunenswerte Erfolge gehabt hatte. Er ließ denselben durch den Cardinal nach Rom entbieten und als er fand, daß Leonardo nicht nur ein vielseitiger Künstler und Gelehrter, sondern auch ein lebenswürdiger Weltmann war, schenkte er ihm sein Vertrauen und beauftragte ihn, Pläne zu Festungen, Entwürfe zu Brücken und ähnlichen Unternehmungen zu machen. Leonardo war um so williger auf diesen Vorschlag eingegangen, als ihm der Aufenthalt in Florenz aus verschiedenen Gründen verleidet worden war. Einmal fehlte ihm der gewohnte Verkehr mit der Familie Pazzi. Wenngleich er keine eigentliche Leidenschaft für die jetzige Herzogin von Mailand empfunden hatte, glaubte er doch, die Erinnerung an sie ungetrübt bewahren zu können, falls er in einem andern Wirkungskreise und unter andrer Umgebung weile. Lebte doch in seinem Herzen jene stillere, aber oft um so unvergänglichere Glut, wie sie in einzelnen Fällen die Brust hochbegabter Männer für edle Frauen erfüllt und durch das ganze Leben begleitet. Maria Pazzi war ihm unerreichbar, das wußte er vom ersten Augenblicke an, da er sie gesehen hatte, aber sie leuchtete vor seinem inneren Auge gleich einem milden Sterne, zu dem der Künstler in allen Lebenslagen aufschaut, in seinem Glanze Trost und Erquickung suchend und findend.

Außerdem aber wirkte das Auftreten Savonarolas in Florenz lähmend auf das Wirken und sehr ungünstig auf die Verhältnisse der Künstler ein; denn der rein geistige Luxus, welcher sich in der Liebhaberei für weltliche Gemälde und Skulpturen aussprach, paßte nicht in die ernste Richtung, die durch die Predigten des Dominikanerpriors dort eingeführt wurde. War auch Peter von Medici in geistiger Beziehung seinem Vater Lorenzo nicht ähnlich und mehr auf eitlen Kleiderprunk und glänzende Außerslichkeiten erpicht als auf wahre Kunstschätze, so blieb doch bei den Künstlern die Erinnerung an Lorenzos Freigebigkeit und großen Sinn lebendig und sie waren daher größtenteils mehr oder weniger Anhänger der vertriebenen Mediceer.

Noch ein andrer junger Künstler aus Florenz kam damals nach Rom, der schon früher seine Vaterstadt verlassen, nachdem der Tod Lorenzos von Medici ihn einer mächtigen Stütze beraubt hatte. Es war Michelangelo, der mit dem Sohne Lorenzos in kein richtiges Verhältnis kommen konnte. Gab doch dieser

nach einem starken Schneefalle dem Künstler einmal den Auftrag, eine Statue von Schnee im Hofe des Medicerpalastes aufzustellen. Es war gerade in der Zeit, als Michelangelo einen Herkules von vier Fuß Höhe arbeitete und für den Prior des Klosters San Spirito ein beinahe lebensgroßes Kreuzifix schnitzte, zum Dank dafür, daß ihm dieser heimlich gestattete, an Leichnamen im Hospitale anatomische Studien zu machen.

Michelangelo war bald darauf aus dem Palaste der Medici in das väterliche Haus zurückgekehrt und machte sich mit zwei Begleitern auf, um nach Venedig zu wandern. Die Barschaft der jungen Leute reichte nicht weit, und in Bologna wurden sie überdies wegen unterlassener Meldung am Thore festgenommen. Ein angesehenener Bologneser Bürger, Gianfrancesco Aldobrandi, befreite Michelangelo und nahm ihn in sein Haus auf. Während der Kriegsunruhen wohnte Michelangelo ruhig bei diesem begeisterten Kunstfreunde, dem er des Abends aus Dante, Petrarca oder Boccaccio vorlas. Auch wurde ihm durch diesen Gönner die Ausföhrung eines Engels am Grabe des heiligen Dominikus übertragen. Darüber wurden die Bologneser Künstler eifersüchtig und machten dem jungen Florentiner den Aufenthalt unangenehm, so daß er nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Im folgenden Jahre ging er dann nach Rom und zwar aus einer besondern Veranlassung. Niemand konnte die Erhabenheit der antiken Bildhauerwerke besser schätzen als Michelangelo, aber gerade damals wurden die Ausgrabungen mit wahrer Leidenschaft betrieben und neben wirklichen Kunstschätzen von hohem Werte doch auch manches zu hohen Preisen gekauft, was minder hervorragend war. Die Anschaffung von antiken Skulpturen war geradezu Modesache geworden. Michelangelo hatte einen entzückenden schlafenden Amor in Marmor gemeißelt und auf den Rat eines Gönners dem Werke das Aussehen einer ausgegrabenen Antike gegeben. So ging die Arbeit nach Rom, wo ein gewisser Balthassar den Verkauf an den Cardinal Julius von Rovere vermittelte. Der schlaue Händler betrog aber nicht nur den Käufer, sondern auch den Künstler, dem er von zweihundert Dukaten nur dreißig zukommen ließ. Alles dies kam zu Tage und da Michelangelo nicht willens war, das Geld dem betrügerischen Unterhändler zu lassen, reiste er nach Rom, wo er allerdings trotz ausgezeichneten Empfehlungen nicht besonders empfangen wurde, denn der entrüstete Cardinal Rovere gab sich nicht eher zufrieden, als bis der betrügerische Handel rückgängig gemacht worden war.

Raum hatte sich Italien etwas von den Folgen des Krieges mit dem Könige von Frankreich wieder erholt, so traten andre Interessen stärker wieder in den Vordergrund, und da es dem Herzoge von Mailand nicht gelungen war, die Zurückberufung seines Bundesgenossen und Verwandten, Peter von Medici, nach Florenz zu bewirken und ihn zum Herrn daselbst zu machen, warf er seinen ganzen Groll auf den kühnen Dominikaner, der die Republik nach seinen Anschauungen lenkte. Man würde aber sich in Rom noch immer nicht dazu

verstanden haben, gegen Savonarola mit feindseliger Strenge aufzutreten, hätte sich der Herzog von Mailand nicht an seinen Verwandten, den Cardinal Ascanio Sforza gewendet und durch diesen den Papst zum kräftigen Einschreiten auffordern lassen. Der Cardinal übergab also dem Papste den Brief des Herzogs und damit auch das Schreiben des Priors an Karl VIII., und die Folge davon war, daß der Streit zwischen Savonarola und dem Papste zu einem öffentlichen und bitter feindseligen Kampfe wurde.

Im Innern der Stadt Florenz war zwar manche Verbesserung nicht zu verkennen und der große Einfluß Savonarolas machte sich allenthalben da zum Segen geltend, wo es auf Ordnung und strenge Zucht ankam. Aber der Frohsinn und die Heiterkeit schwanden. Wer von Künstlern in der Stadt zurückblieb, wie Sandro Boticelli und andre, malte nur noch düstere Sachen. Selbst die einsichtsvollsten Männer konnten den reformierenden Prior mindestens von Einseitigkeit nicht freisprechen.

Noch befanden sich Savonarolas Mutter und seine Schwester in Florenz, wo die Gastfreundschaft der Anhänger Savonarolas sie zurückhielt. Beatrice hatte die Beziehung zu den Nonnen des Annunziatenklosters nicht aufgegeben und fand sich von Zeit zu Zeit daselbst ein, obgleich sie wußte, daß ihre Mutter diese Besuche nicht billigte. Jedesmal brachte sie die ungünstigsten Nachrichten über den Bruder zurück, und ihr eigener Groll gegen denselben wurde dadurch immer mehr genährt. Sie konnte nicht die Selbstlosigkeit der innigen mütterlichen Liebe verstehen, welche Anna für den Sohn hegte, ihr mißfiel es, daß der Bruder sich wenig um sie kümmerte und seinen gefährlichen Weg fortsetzte, ohne danach zu fragen, ob er der Familie damit Schaden bringe.

Einmal brachte Beatrice aus dem Kloster Santa Annunziata die Neuigkeit mit, daß Papst Alexander einen Brief an die Mönche des Dominikanerklosters San Marco gerichtet und dieselben streng aufgefordert habe, ihrem Prior Vorstellungen zu machen, damit er reumütig ablasse von der Feindseligkeit gegen den päpstlichen Stuhl. Zu gleicher Zeit seien die Franziskaner beauftragt, mit allem Eifer gegen Savonarola zu predigen und das Volk darüber aufzuklären, daß er kezerischen Ansichten huldbige. Savonarola selbst aber sollte aus Rom den strengsten Befehl erhalten haben, sich des öffentlichen Redens von der Kanzel herab zu enthalten bei Strafe der Exkommunikation.

Solche Nachrichten versetzten die besorgte Mutter in große Aufregung und sie sah mit ängstlicher Spannung dem nächsten Sonntage entgegen, um zu sehen, ob ihrem Sohne wirklich das Recht im Dome zu predigen entzogen sei.

Was sie an diesem Tage erleben sollte, bildete das vollkommene Gegenstück von den Triumphen, deren Zeugin sie so oft gewesen war.

Nach Beendigung der Messe erschien Girolamo in seinem Gewande als Prior der Dominikaner, um die Kanzel zu betreten. Als er die Treppe empor gestiegen war, schrak er mit der Gebärde heftigen Abscheus zurück, denn seine

Feinde hatten ihn durch eine rohe und abscheuliche Anstiftung kränken wollen. Auf der Kanzel, der Stätte seiner begeisterten Wirksamkeit, lag ein toter Hund, der notdürftig mit Stroh verhüllt war. Voll Ekel wendete Girolamo sich ab und stieg die Treppe hinunter, um vor dem Altare stehend zu predigen. Aber seine Gegner benutzten die Unruhe und Aufregung, welche diese widerliche Szene in der Kirche hervorrief und beleidigten den Prior durch schmähende Zurufe, wobei sie die Zuhörer aufforderten, ihn aus der Stadt zu jagen oder zu töten.

Savonarola bewahrte mit großer Selbstbeherrschung seine Ruhe und achtete nicht auf die persönlichen Beleidigungen.

Der Tumult war jedoch so groß, daß er vergeblich versuchte, sich Gehör zu verschaffen. Er mußte endlich entrüstet die Kirche verlassen.

Das war ein Augenblick bitterer Prüfung. Der Mann des Volkes, dessen reine Gesinnung und edle Absicht bisher wohl von den Machthabern, nie aber von der Menge bezweifelt worden, sah sich in gemeiner Weise beleidigt, ohne daß es ihm möglich wurde, ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sprechen.

Als er in die Thüre der Sakristei eintreten wollte, näherte sich ihm seine Mutter mit kummervollem Gesichte und Thränen in den Augen, um ihn zu beschwören, sein Leben nicht in Gefahr zu bringen und der Gewalt zu weichen, da seine Feinde gewiß nicht eher ruhen würden, bis sie ihn in das Verderben gestürzt hätten.

Aber der Sohn wies sie sanft mit der Hand zurück und sagte zu ihr:

„Meinen sterblichen Leib können sie vernichten, aber nicht meinen Geist, der von Gott stammt. Freue dich, Mutter, daß dein Sohn aufersehen ist, die irdische Hülle, in welcher du ihn geboren hast, dahin zu geben, um dem Verufe getreu zu bleiben, den Gott mit meinem Geiste in diese Hülle gekleidet hat.“

Wohl fühlte die verzweifelnnde Mutter, welche Seelengröße aus diesen Worten sprach, aber ihr Herz blutete um den Sohn. Sie fand wenig Trost bei ihrer Tochter Beatrice, welche nach der altklugen Art der Alltagsmenschen alles vorher gewußt haben wollte und mehr über das Unglück der Familie als über das Schicksal des Bruders jammerte. In ihrer Herzensangst überlegte die Mutter, was sie zur Rettung Girolamos unternehmen könne. Endlich, als wieder eine Zeit drohender Gährung herannahte, kam ihr der Gedanke, Rat und Hilfe bei ihrem Sohne Marco Aurelio zu suchen, der im Dominikanerkloster zu Bologna als Mönch weilte. Sie schrieb an ihn und fertigte heimlich einen Boten mit dem Briefe ab, in welchem sie diesen Sohn dringend bat, das Kloster für kurze Zeit zu verlassen und nach Florenz zu kommen, um entweder den Bruder vom Verderben zu retten oder wenigstens der Mutter als Trost zur Seite zu stehen.

Der gewaltige Ruf Savonarolas hatte längst in allen Klöstern Widerhall gefunden und namentlich alle seine Ordensbrüder mit Stolz erfüllt. Es wurde Marco Aurelio nicht schwer, die Erlaubnis zur Reise nach Florenz zu erhalten.

Er langte dort kurz vor Weihnachten an und wurde im Kloster San Marco als Gast und Bruder des Priors mit Herzlichkeit aufgenommen.

Nun hatte die Mutter wenigstens den Trost, sich zuweilen aussprechen zu können und einen Beistand zu haben, wenn sie Beatricens Groll gegen den Bruder bekämpfte. Marco Aurelio theilte die Begeisterung, welche bei den meisten Mönchen im Kloster San Marco für Girolamo herrschte, und seine Ansicht änderte sich auch nicht, als die Exkommunikation von Rom wirklich eintraf, welche durch die Franziskanermönche in Florenz unter Glockengeläute von allen Kanzeln verlesen wurde und welche Savonarola in gewissem Sinne für vogelfrei erklärte.

Daß die Exkommunikation unter den Bewohnern des Klosters San Marco die größte Aufregung hervorrufen mußte, war selbstverständlich. Wußten doch die Mönche, daß eine solche Verurteilung sehr ernst gemeint sei und in feierlicher Weise durch das Kollegium der Kardinäle ausgesprochen wurde.

Der Papst saß bei solchem Vorgange auf seinem hohen Kirchenthron im Vatikan, weit über alle hervorragend, unter einem Baldachin von rotem Samt, der mit Gold reich verbrämt war. Eine Stufe niedriger saßen auf kleinen Stühlen die Kardinäle, alle in ihren Purpur gehüllt; ferner in weitem Umkreise Bischöfe und Prälaten aller Art, nach ihren roten und violettfarbenen Kapuzen zu unterscheiden. In der Mitte, etwas rechts vom Throne, sah man einen Tisch mit einem schwarzen Tuche bedeckt für die Auditoren, d. h. die Mitglieder und Beisitzer des heiligen Strafgerichts. An ihrer Spitze saß ein außerordentlicher Präsident. Gegenüber stand ein ähnlicher Tisch für den Fiskalprokurator und quer davor noch ein dritter für die Verteidiger.

Savonarola kannte alle diese Umstände genau; er wußte auch, wie seine Feinde es verstanden, auf das Gemüt des Volkes zu wirken. Aber er blieb nicht unthätig. Zuerst wollte er sich seiner Mönche versichern. In einer sternklaren Nacht versammelte er dieselben in der Kirche. Nachdem dort Tackeln verteilt waren, schritt er ihnen voraus in den umschlossenen Klosterhof. Er selbst stellte sich dort unter den persischen Rosenstrauch, wo lange Jahre hindurch sein Standpunkt gewesen, wenn die Anhänger seiner Lehren sich um ihn scharten. Die Mönche bildeten einen Kreis und er hielt eine Ansprache, welche in den Herzen der Zuhörer die hingebendste Liebe entzündete. Fast jeder würde in diesem Augenblicke willig sein Leben für den verehrten Prior geopfert haben. Namentlich waren Silvestro Maruffi und der jugendliche Donato Ruffoli ganz Begeisterung für die Sache ihres Meisters. Auf das Begehren des letztern legten die Mönche den feierlichen Schwur ab, bis zum Tode getreu zu bleiben und Savonarolas Schicksal zu teilen, führe diese Treue sie auch zum martervollen Tode. Wohl bemerkte Savonarola, daß nicht alle Mönche mit in den Schwur einstimmten, aber er unterdrückte seinen Schmerz über diese Abtrünnigen und schöpfte neuen Mut aus der Anhänglichkeit der Mehrzahl.

Seitdem die Signoria von Florenz sich der Liga gegen Frankreich angeschlossen hatte, suchte sie mit dem Papste im guten Einvernehmen zu bleiben. Sie schrieb demselben, um Savonarola zu rechtfertigen, aber zu gleicher Zeit forderte sie diesen auf, seine Predigten zu unterlassen.

Kurze Zeit gehorchte Savonarola, dann aber konnte er dem Drange nicht länger widerstehen. Am Weihnachtstage celebrierte er öffentlich die Messe in der Kirche San Marco, nahm darauf mit seinen Mönchen und einer großen Zahl von Anhängern das Abendmahl und führte eine feierliche Prozession rund um die Kirche. Dann erklärte er öffentlich, indem er sich auf die Autorität des Papstes Pelagius berief, daß eine ungerechte Exkommunikation ohne Wirksamkeit sei und daß derjenige, welcher davon betroffen werde, nicht einmal nötig habe, sich zu rechtfertigen. Er versicherte dann, eine göttliche Inspiration nötige ihn, einem unwürdigen Tribunal nicht zu gehorchen.

Am folgenden Tage begann er aufs neue im Dome zu predigen und zwar unter noch weit größerem Zulauf als früher.

„Ich sage euch“, so sprach er mit lauter Stimme, „ein jeder, der sich diesem Bannspruche fügt und behauptet, daß ich hier nicht predigen soll, der ist ein Ketzer und befindet sich selbst im Bann. Auf welcher Seite steht Christus? Auf unsrer, die wir exkommuniziert sind, oder auf der Seite jener, die sich dem Saufen und Fressen, dem Geiz, der Wollust, der Lüge und jedem Laster ergeben haben? Christus sagt: ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, somit steht er bei uns, den Verfluchten, und der Teufel wird mit jenen sein, die vom Papste gesegnet sind. Meine Lehre stimmt überein mit der Heiligen Schrift; wer sie nicht will, der will das Reich des Bösen.“

Der Kampf nahm immer bedrohlichere Wendungen. Der Erzbischof von Florenz, ein Mitglied des mediceischen Hauses, erließ einen Aufruf, worin er alle diejenigen in den Bann that, welche die Predigten Savonarolas hörten. Sie sollten weder die Absolution erlangen, noch das Abendmahl erhalten, noch sollten ihre Leichen in geweihter Erde ruhen, aber die Signoria, welche noch immer günstig für Savonarola gestimmt war, ließ dem Erzbischof die Weisung zukommen, in zwei Stunden die Stadt zu verlassen.

Die nächsten Wochen predigte Savonarola mit derselben Unererschrockenheit und mit demselben Erfolge wie früher. Als der Carneval kam, hatte er abermals eine große Anzahl von Kindern versammelt, welche in der Stadt von Haus zu Haus gingen und sich alle unsaubern Bücher, alle zweideutigen Bilder, alle Spielkarten und Würfel, alle Lauten, Mandolinen und musikalische Instrumente, alle falschen Haare, Schminke und wohlriechenden Essenzen aushängenden ließen. Alle diese Dinge wurden, zum Zweck einer Wiederholung der damals sogenannten „Verbrennung der Eitelkeiten“ auf einem großen, öffentlich errichteten Scheiterhaufen niedergelegt, und während derselbe in Flammen aufging, sang man Psalmen und religiöse Lieder. —

Wie ein letztes Aufblähen der Macht Savonarolas über die Gemüter erschien dieser Karneval, an welchem sich die Aufzüge und Vorgänge des vergangenen Frühlings wiederholten. Die Maler Bartolomeo und Lorenzo Credi trugen ihre Studien nach nackten Körperformen selbst auf den Scheiterhaufen. Aber die Gegner dieser düstern Weltanschauung blickten mit schlecht verhehltem Groll den Reihen der singenden Kinder, Weiber und Mönche nach, und es war nicht zu verkennen, daß Savonarolas Anhang zusammenschmolz und sein allgemeines Ansehen bereits erschüttert war.

Aber je länger sich die Geltung Savonarolas erhielt, um so unzufriedener und erzürnter wurde der Papst. Namentlich schürten die Anhänger der Mediceer seinen Groll, denn diese waren der festen Überzeugung, Peter von Medici wäre längst Herr von Florenz, wenn der feindselige Mönch die Einwohner nicht gegen ihn aufgehetzt hätte. Der Papst erließ ein neues Breve an die Signoria, worin derselben befohlen wurde, dem Savonarola das Predigen zu untersagen, widrigenfalls die ganze Republik in den Bann gethan und vielleicht durch die Armee des Papstes zur Erfüllung des Verlangens werde gezwungen werden. Außerdem sollten die Güter der florentiner Kaufleute im Auslande eingezogen werden.

Die Behörden wußten keinen Rat, sie bedurften des Papstes und sie erließen wirklich das Verbot an Savonarola. Dieser nahm darauf von seinen Zuhörern in einer glänzenden Rede Abschied, aber er sorgte dafür, daß seine Stelle durch zwei seiner eifrigsten Anhänger, die Dominikanermönche Silvestro Maruffi und Domenico von Peschia ganz in seinem Geiste ausgefüllt wurde.

Kurze Zeit darauf predigte der Franziskanermönch Publio in der Kirche Santa Croce gegen Savonarolas Lehre und teilte mit, er habe vernommen, daß der Prior von San Marco versprochen habe, seine falschen Lehren durch ein Wunder zu bekräftigen; er habe sich erboten, mit einem Franziskanermönche in die Gewölbe der Kirche zu steigen, wo sich die Gräber befänden, und dann sollte die Lehre desjenigen für wahr erkannt werden, welcher einen Toten erwecken könne.

Der Franziskaner erklärte, daß er sich für einen Sünder halte und nicht voraussetze, auf ein derartiges Wunder zählen zu dürfen, aber er schlage seinem Gegner das Gottesurteil der Feuerprobe vor, welches zu bestehen er bereit sei. „Ich weiß, daß ich dabei zu Grunde gehe“, sagte er, „aber die christliche Liebe lehrt mich, mein Leben für nichts zu achten, wenn ich die Kirche dadurch von einem Kezer befreien kann, der schon viele Seelen der ewigen Verdammnis überliefert hat und fortfahren wird, dies zu thun.“

Dieser seltsame Vorschlag wurde Savonarola überbracht, aber er wollte nicht darauf eingehen, weil er fürchtete, eine arge List seiner Feinde stecke dahinter. Er zweifelte übrigens nicht daran, daß die Vorsehung seine Lehre durch ein Wunder bekräftigen werde. Darum erklärte sein eifrigster Anhänger, Domenico von Peschia, der voll von Begeisterung für die Sache war, er sei

sofort bereit, die Feuerprobe an Stelle Girolamos zu bestehen, um die Wahrheit der Predigten seines Meisters zu bestätigen, da er keinen Augenblick daran zweifle, daß Gott ihn durch ein Wunder retten werde.

Von diesem Augenblicke an blickte die Bevölkerung von Florenz mit der größten Spannung dieser schrecklichen Probe entgegen, um die Vertreter der neuen Reform ihre Sache durch ein Gottesurteil öffentlich bekräftigen zu sehen. Die Gegner hofften inzwischen mit Sicherheit, daß die Anhänger der römischen Kirche einen Triumph feiern würden und ein Ketzer sich selbst den Flammen überliefern werde. Die Menge aber war begierig auf das ungewöhnliche Schauspiel, bei welchem lebende Menschen sich wirklicher Todesgefahr aussetzten und das direkte Eingreifen des göttlichen Willens erwartet wurde.

Die Obrigkeit von Florenz ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, um aus dem Zwiespalt, in welchem sie sich zwischen der Kirche und dem Reformator befand, herauszukommen. Papst Alexander aber schrieb an die Franziskaner zu Florenz und dankte ihnen für den Eifer, womit sie ihr Leben wagen wollten, um die Autorität der Kirche zu verteidigen, und er erklärte, das Gedächtnis dieses ruhmvollen Entschlusses solle niemals vergessen werden.

Der Bruder Publio erklärte jedoch, er werde nur mit Savonarola selbst die Feuerprobe bestehen und sich nicht einem sichern Tode weihen, wenn der große Ketzer nicht gleichfalls dem Verderben entgegen gehe. Indessen meldeten sich sofort zwei andre Franziskanermönche, welche die Probe mit dem Bruder Domenico bestehen wollten; zwar trat der eine davon wieder zurück, aber der andre, Bruder Andreas Rondinelli, blieb bei seinem Vorhaben. Von der andern Seite erklärten sich viele Anhänger Savonarolas für das Bestehen der Probe an seiner Stelle; in erster Linie fast sämtliche Dominikaner in Toscana, viele Priester, ja sogar Frauen und Kinder suchten um die Erlaubnis nach, für Savonarola oder wenigstens mit ihm den Scheiterhaufen besteigen zu dürfen, um auf solche Weise die göttliche Gnade, auf welche sie sicher zählten, teilen zu können. Die Signoria wies alle diese Anerbietungen zurück und bestimmte auf der einen Seite den Bruder Domenico Buonvicini von Peschia und auf der andern Andreas Rondinelli zum Bestehen der Probe.

Zehn Bürger, fünf von jeder Partei, wurden außerdem erwählt, um die Einzelheiten zu regeln; der Tag wurde festgesetzt und als Ort der große Platz vor der Signoria ausersehen. Die Aufregung wuchs von Tag zu Tag und nicht nur ganz Florenz, sondern auch die Bewohner der Umgegend waren in fieberhafter Spannung.

Ein Scheiterhaufen von fast 2 Meter Höhe, über 3 Meter Breite und etwa 6 Meter Länge war quer über den Platz errichtet worden. Er war mit Erde und ausgestochenen Rasenstücken bedeckt, um die Gewalt des Feuers zu dämpfen. Den Scheiterhaufen selbst hatte man von Holz errichtet, untermischt mit Reisig und leicht entzündbaren Stoffen. Den ganzen Holzstoß entlang

hatte man einen Durchgang freigelassen, so daß zu beiden Seiten noch mehr als ein Meter des aufgeschichteten Materials blieb. Schon der Anblick allein war schreckenerregend.

Man betrat den Zwischenraum von der berühmten Loggia dei Lanzi aus, dieser herrlichen Halle von schlanken Säulen, welche durch ein Gitter in zwei Teile geteilt war, wovon man die eine Hälfte den Franziskanern und die andre den Dominikanern überwiesen hatte.

Die beiden Mönche sollten zusammen aus der Loggia heraustreten und den brennenden Scheiterhaufen in seiner ganzen Länge durchschreiten.

Der verhängnisvolle Tag brach an und vom frühen Morgen an wogte eine unabsehbare Menge von neugierigen Menschen in den Straßen der Stadt. Tausende von Fremden waren zugeströmt, denn es galt eines der seltensten Schauspiele, bei welchem die höchsten Interessen im Spiele waren.

Endlich nahte die festgesetzte Stunde. Die Franziskaner erschienen ganz ohne Aufsehen, während Girolamo Savonarola in den geistlichen Gewändern, in welchen er die Messe gelesen hatte, auftrat, in einem Tabernakel das Sakrament in seinen Händen tragend.

Hinter Savonarola kamen eine Menge von Bürgern, welche angezündetes Meißig trugen. Schon sechs Stunden vor der festgesetzten Zeit waren der Platz, die Fenster, ja sogar die Dächer der Häuser mit Zuschauern bedeckt. Nicht nur die ganze Stadt, sondern auch das Volk der Umgegend bis auf eine weite Entfernung hatten sich nach und nach daselbst versammelt. Die Sätze, für welche die Feuerprobe den Ausschlag geben sollte, waren von Savonarola folgendermaßen aufgestellt:

Die Kirche bedarf der Umgestaltung und Erneuerung. —

Die Kirche wird von Gott gezüchtigt, danach umgestaltet und erneuert werden. —

Die Ungläubigen sollen dann bekehrt werden. —

Florenz wird gezüchtigt, dann erneuert werden und frisch wieder aufblühen. Alles dies geschieht in unsern Tagen. —

Die verhängte Exkommunikation ist ungültig, und wer sich nicht an sie kehrt, sündigt nicht. —

Dieser letzte Satz war also eine direkte Auflehnung gegen die päpstliche Macht und somit der wichtigste von allen.

Die meisten Zugänge zu dem Platze waren gesperrt und an den Eingängen der beiden offen gelassenen Hauptstraßen waren starke Wachen aufgestellt. Der den Dominikanern eingeräumte Teil der Loggia war gleich einer Kapelle geschmückt und vier Stunden lang sangen sie darin unaufhörlich geistliche Lieder.

Indessen wurde die schreckliche Probe durch zahllose Schwierigkeiten verzögert, welche die Franziskaner veranlaßten. „Vielleicht“, sagten sie, „ist der Prior der Dominikaner ein Zauberer und sein Stellvertreter trägt einen Talisman

bei sich, der ihn beschützt. Daraufhin stellten sie die Bedingung, daß er seiner Gewänder entledigt, untersucht und dann mit andern bekleidet werde.

Nach langen Verhandlungen unterwarf sich Domenico von Peschia dieser demütigenden Bedingung. Dann überreichte ihm Savonarola das Tabernakel, welches das Sakrament enthielt, das er als seinen Schutz betrachtete.

Darauf schrieen die Franziskaner, es sei eine gottlose Handlung, die Hostie der Gefahr auszusetzen, daß sie verbrennen könne, welches Ereignis jedenfalls den Glauben an die Gegenwart Christi in der Hostie bei der Menge erschüttern müsse. Aber in diesem Punkte blieb Savonarola unerschütterlich; er antwortete, nur von diesem Gotte, den er trage, könne sein Freund und Genosse Heil erwarten.

Die Verhandlungen über diesen Punkt zogen sich mehrere Stunden hin, und das Volk, welches seit Beginn des Tages auf der Straße, ja sogar auf den Dächern der Häuser verweilte, um das Schauspiel besser genießen zu können, mußte Hunger und Durst leiden und verlor endlich die Geduld.

Obgleich die Franziskaner in Wirklichkeit diejenigen waren, welche sich unter allerlei Vorwänden der Ausführung widersetzten, fanden die Anhänger Savonarolas doch, dieser solle sich leichter über die Forderungen seiner Gegner hinwegsetzen, wenn er von einem Wunder überzeugt sei.

Die Menge wußte nicht, welche Motive die beiden Parteien der Mönche vorbrachten; sie sah nur diesen furchtbaren Scheiterhaufen, auf dessen Entzündung sie mit Spannung wartete, und sie merkte, daß die beiden Gegner sich weigerten, den Gang zu unternehmen; die Bedenken derselben, so begründet dieselben waren, erschienen den Zuschauern lächerlich; zuletzt glaubten dieselben, sich zum besten gehalten und dieser Tag des vergeblichen Wartens verwandelte die Begeisterung des Volkes für Savonarolas Sache in Verdruß und Verachtung. Sie waren in der Hoffnung erschienen, daß die Angelegenheit, für welche der Prior von San Marco sie angefeuert hatte, heute zum Siege gelangen und vor ihren Augen triumphieren werde. Diesen Triumph zu feiern waren sie bereit gewesen, aber unberrichteter Sache, enttäuscht und niedergeschlagen nach Hause geschickt zu werden, wollte ihnen nicht gefallen.

Endlich, als die Nacht fast hereinbrach und die beiden Parteien noch nicht einig waren, kam auch noch ein heftiger und unerwarteter Regen, der den Scheiterhaufen und die Zuschauer durchnäßte, so daß die Signoria sich veranlaßt sah, die Versammlung durch öffentlichen Aufruf zu verabschieden.

Als Girolamo Savonarola in das Kloster San Marco zurückkam, bestieg er augenblicklich die Kanzel, um der Menschenmenge, die ihm gefolgt war, den Hergang genau zu erzählen. Aber sein Ansehen hatte einen furchtbaren Stoß erhalten. Bereits auf dem Wege zum Kloster hatte man ihm beleidigende Beschuldigungen in das Gesicht geschleudert. Die Menge war entriistet, weil ihr das erwartete Schauspiel entgangen war und viele glaubten, Savonarola habe durch Zaubermacht zu seiner Rettung den plötzlichen Regen hervorgerufen.

Wenige Tage später war das Himmelfahrtsfest. Der furchtlose Reformator hatte in dieser kurzen Zeit einen gewaltigen Kampf bestanden. Seine Zuversicht war geschwunden, wenn auch seine Überzeugung fester stand als jemals. Er sah ein, daß er den Sieg über seine Gegner nicht als triumphirender, sondern als leidender Gotteszeuge erringen werde. Er unterwarf sich dem himmlischen Ratschlusse und war entschlossen, alle Leiden geduldig zu ertragen. Ach! auch den Jammer seiner Mutter mußte er tragen und als schmerzliches Opfer für seine Überzeugung auf Gottes Altar darbringen.

Savonarola predigte am Himmelfahrtstage mit vieler Ergebung, indem er gewissermaßen von seinen Zuhörern Abschied nahm und ihnen verkündigte, er sei bereit, sich Gott zum Opfer darzubringen. Er wußte bereits, wie gut seine Gegner die mißlungene Feuerprobe gegen ihn benutzt hatten. Die ausschweifende Jugend von Florenz vereinte sich mit den prinzipiellen Gegnern seiner Lehre, um ihn aufs neue der Heuchelei zu beschuldigen und das Publikum zu ermahnen, sich nicht länger durch einen falschen Propheten gängeln zu lassen, der im Augenblicke der Gefahr vor der Probe für seinen Beruf, die er selbst angeordnet hatte, zurückgeschreckt sei.

Die Aufregung unter den Bewohnern der Stadt wuchs von Minute zu Minute. Die Gegner Savonarolas erkannten, daß die Gelegenheit zu seinem Sturze gekommen sei; sie rotteten sich zusammen und zogen nach dem Kloster, mit dem Rufe: „Zu den Waffen! Auf nach San Marco!“

Bald darauf hatte sich eine aufgeregte Menge um diese Aufwiegler versammelt und ließ sich von ihnen nach dem Kloster San Marco führen. In der Kirche desselben war eine zahllose Menschenmenge versammelt, welche dem Gottesdienste dort beigewohnt hatte. Diese waren fast sämtlich ohne Waffen, während die heranstürmenden Massen bewaffnet waren und das Kloster nicht nur mit Schwertern und Lanzen, sondern auch mit Werkzeugen aller Art angriffen. Die Anhänger Savonarolas verteidigten die Kirche. Die Frauen, darunter auch seine Mutter und Schwester, wurden in die Sakristei in Sicherheit gebracht. Die Mönche versammelten sich am Altare und umringten Savonarola, darunter namentlich Domenico von Peschia, Silvestro Maruffi, und der junge Schwärmer Donato Ruffoli, dessen Augen vor Begeisterung und Kampfeslust Feuer sprühten. Um den Kampf friedlich beizulegen und die Kirche vor Entweihung zu schützen, traten die Mönche den Aufwiegern entgegen, aber diese schonten die Wehrlosen nicht und trieben sie mit den Waffen zurück.

Der Maler Bartolomeo that in diesem Augenblicke das feierliche Gelübde, Mönch zu werden, wenn der Kampf glücklich ausfalle. Auch Marco Aurelio Savonarola, Girolamos Bruder, befand sich unter denjenigen Mönchen, welche den Prior mit ihrem eignen Leben schützen wollten.

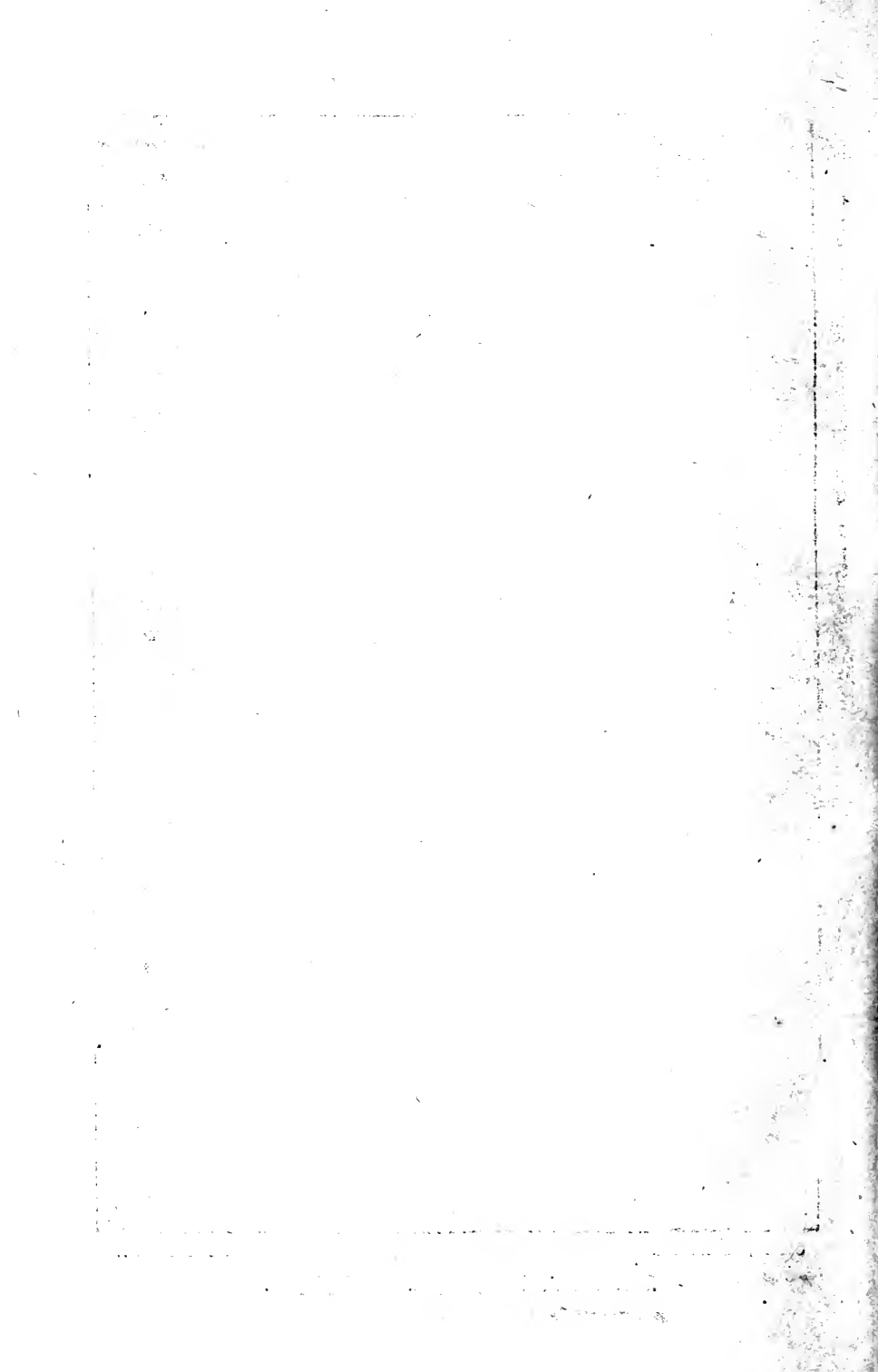
Donato Ruffoli hatte sich der Gefahr am unerforschlichsten entgegengestellt. Von einem Lanzenstiche verwundet, taumelte der schwärmerisch begeisterte Jüngling



Glaser, Savonarola.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Savonarola's Abführung in das Gefängnis.



bis zu dem Altare, zu welchem sich einige Mönche mit Savonarola zurückgezogen hatten. Sterbend sank Donato zu den Füßen seines Meisters, der ihm segnend mit Thränen im Auge die Hand auf das Haupt legte, und die letzten Worte, welche den Lippen des Jünglings entflohen, waren:

„Ich danke dir, Herr, mein Gott, daß du mich zum Blutzengen der Wahrheit auserkoren hast.“

Schon hatten die Aufrührer überall die Thüren gesprengt und Feuer angelegt, als die Mönche erkannten, daß es nicht in ihrer Macht lag, die Feinde zurückzuhalten, und sie begannen mit denselben zu unterhandeln.

Die feindliche Menge verlangte, daß Girolamo Savonarola und seine beiden Hauptanhänger, Domenico Buonvicini und Silvestro Maruffi, sofort verhaftet und in das Gefängnis geführt würden. Girolamo erklärte sich bereit, ihnen zu folgen, er erbat nur eine kurze Frist, um von seinen Mönchen Abschied zu nehmen und begab sich mit denselben in die Bibliothek.

Einem Heiligen gleich, der für seinen Glauben dem sichern und martervollen Tode entgegengeht, stand Savonarola inmitten der getreuen Schar, die am besten von der Lauterkeit seiner Gesinnung und der Reinheit seines Wandels überzeugt sein konnte. Wohl wußte er, daß einige unter seinen Mönchen wankelmütig waren, aber in diesem Augenblicke vereinte alle das Gefühl der unbedingten Hochachtung; sie drängten sich um ihn, knieten zu seinen Füßen nieder, küßten seine Hände und seine Gewänder und baten um seinen Segen. Schluchzend vernahmen sie seine letzten Worte, mit welchen er seine Getreuen zur Ausdauer und Geduld, die Schwankenden zur Unterwerfung unter Gottes Willen ermahnte. Herzerreißend war darauf die Szene, welche unerwartet sich ereignete, als er sich den Gegnern überliefern wollte.

Frau Anna hatte mit Todesangst den Vorgängen gelauscht und mit Entsetzen die Entscheidung vernommen. Die Kraft der Verzweiflung ergriff die ängstliche Frau und sie drängte sich aus der Sakristei und durch die Klosterkirche, um noch einmal zu ihrem Sohne zu gelangen. Sie kam bis in die Bibliothek und sank laut schluchzend zu den Füßen Girolamos nieder, als dieser eben im Begriffe war, sich den Feinden auszuliefern.

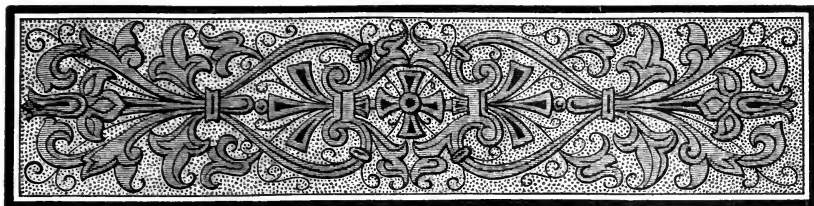
Er sprach mild beruhigende Worte zu der armen Mutter, empfahl sie dem Schutze Gottes und bat den Bruder, der neben ihm stand, sie hinwegzuführen.

Begleitet von seinen Mönchen, begab er sich dann wieder hinab, um mit den beiden treuen Gefährten sich von seinen Feinden in das Gefängnis führen zu lassen. Seine Mutter, die sich mit starker Seele gefaßt hatte, folgte ihm, gestützt auf Beatrice und ihren Sohn Marco Aurelio. Aber die Unmenschen wurden durch den Anblick dieser rührenden Gruppe nicht ergriffen. Als sie erfuhren, daß der fremde Dominikaner Girolamos Bruder sei, bestanden sie darauf, auch ihn zu verhaften, während sie die Mutter und ihre Tochter in das Kloster der Augustinerinnen führen ließen.

Es war bereits sieben Uhr des Abends, als Girolamo Savonarola mit seinen beiden Gefährten und seinem Bruder, von dem Wutgeschrei des Volkes verfolgt, in das Gefängnis geführt wurde. Man hätte glauben können, die hereinbrechende Nacht werde den Aufruhr dämpfen. Aber die Leidenschaften waren einmal entfesselt und da sich unter Savonarolas Gegnern mehrere befanden, welche den Augenblick zur Rache gekommen glaubten, verbreitete sich der Tumult in weit größerm Umfange und die ganze Stadt nahm daran teil. Die Palleeschi waren für den Augenblick Sieger und mehrere Häuser der eifrigsten Piagnoni wurden verwüstet. Die Verwandten eines Mannes, der bei einem Aufruhr zu gunsten der Medici zum Tode verurteilt worden war, erstürmten das Haus desjenigen Richters, welcher damals für den Tod gestimmt hatte. Es war Paolo Campini, in dessen Hause seit Monaten Girolamos Mutter Gastfreundschaft genossen hatte. Wie bei allen solchen Unruhen mischten sich die persönlichen Leidenschaften in den Zwist der Parteien ein. Paolo Campini fiel als ein Opfer der Blutrache. Er selbst wurde von dem Sohne jenes verurteilten Parteigängers der Palleeschi gerödet. Alle diejenigen, welche bis zum letzten Augenblicke Anhänglichkeit für Savonarola gezeigt hatten, wurden von dem wütenden Volke mißhandelt und als Heuchler und Sünder verschrieen, so daß sie froh sein mußten, wenn sie in dieser Schreckensnacht ihr Leben retteten.

In der Frühe des andern Morgens, als die ersten Sonnenstrahlen die Türme der Stadt Florenz so glänzend wie sonst vergoldeten, sah man auf einem Wege, der in der Richtung nach Bologna eine Anhöhe hinauf führte, die ehrwürdige Gestalt der alten Mutter Savonarolas auf den Arm des Sohnes Marco Aurelio gestützt, von dannen wanden. Man hatte ihn mit der Weisung aus dem Gefängnis entlassen, sich sofort auf den Weg zu seinem Kloster in Bologna zu begeben. Er war zu dem Kloster der Augustinerinnen geeilt, um von Mutter und Schwester Abschied zu nehmen. Letztere sagte sich feierlich von dem Bruder los und warf sich nun ganz den Augustinerinnen in die Arme. Aber die Mutter flehte ihn an, sie mitzunehmen, denn der Boden von Florenz brannte ihr unter den Füßen. Sie fühle, daß sie bald sterben werde, sagte sie, und sie wolle nicht hier ihr Leben beschließen, wo ihr Sohn Girolamo von dem undankbaren Volke dem Verderben geweiht werde.

Ihre Kraft war gebrochen und sie wußte, daß ihre Stunden gezählt seien, aber in ihrem Herzen nahm sie die Überzeugung mit sich, daß ihr Sohn Girolamo ein Streiter sei für die göttliche Wahrheit, ein Blutzuge gegen die Verderbnis der Kirche, daß seine Feinde ihn zwar gewaltsam vernichten und ihm das Leben rauben konnten, aber daß sie nicht den Samen zerstören würden, den er in die Herzen von Tausenden bereits gestreut hatte.



Siebzehntes Kapitel.

Cäsar Borgia, ein Tiger in Menschengestalt.

Während also in Florenz ein edler Mann, der in vollkommener Selbstverleugnung das Wohl der Menschheit erstrebt hatte, dem Opfertode mit Fassung entgegenhing, entwickelte sich in Rom, dem Mittelpunkte der irdischen Kirche, ein immer rücksichtsloseres und frecheres Treiben. Die Partei, welche Savonarolas Verderben wollte, war besonders am Hofe und in der unmittelbaren Nähe des Papstes, der sich den Stellvertreter Gottes nannte, zahlreich vertreten. Alexander VI. triumphtierte über den Erfolg. Er war im Gegensatz zu dem Reformator in Florenz eine oberflächliche Natur, ein geistreicher Genußmensch, der großen Verantwortlichkeit seiner Stellung in keiner Weise gewachsen, dazu ein gewissenloser Knecht der Weiber, die ihn umgaben, und schließlich das blinde Werkzeug seines bössartigen Sohnes Cäsar. Dieser letztere war eine jener Naturen, welche zu ihren egoistischen Zwecken mit berechnender Schlaueit ohne Unterschied alle Mittel ergreifen, die ihnen das Schicksal an die Hand gibt.

Als dem Sohne des Papstes standen Cäsar Borgia, solange sein Vater lebte und ihn schützte, ungewöhnliche Mittel zur Hand, und da in demselben Verhältnisse, wie seine rücksichtslose Energie zunahm, die Feigheit und Schwäche des Papstes sich steigerte, wuchs Cäsars Macht nach und nach in das Ungeheuerliche. Er hatte die feste Absicht, die ihm vom Schicksal gegönnte Zeit bis zum Tode des Papstes so gut wie möglich zu benutzen. Es war seiner Natur entsprechend, daß er weder wahre Freundschaft noch verwandtschaftliche Liebe kannte; nur die Verschmelzung der Interessen erschien ihm ein dauerndes Band. Er stand mit den Prinzen und jüngern Fürsten Italiens auf vertraulichem Fuße, aber er wußte genau, daß dies alles nur so lange wahrte, als sein Vater die Tiara trug. Darum entwickelte sich in seiner Natur immer furchtbarer jene lauende, raubtierartige Vorsicht, die im gedeckten Hinterhalte die Gelegenheit erpäht, um sich auf ihre Opfer zu stürzen und sie zu vernichten. Wen dabei seine mörderische Hand traf, galt ihm auf seinem Wege zur Herrschaft über Italien gleich.

Glanz, Pracht und Üppigkeit sind die Merkmale, welche den päpstlichen Hof unter Alexander VI. kennzeichneten. Der Papst selbst war kein Schwelger oder Trinker, er lebte einfach in bezug auf Speisen und Getränke, aber seine Sinnlichkeit war maßlos und nur seine Eitelkeit kam derselben gleich. Es herrschte eine wahnsinnige Verschwendung sowohl im Vatikan wie an den kleinern Höfen der Kardinäle, denen es die Mitglieder der Familie Borgia zuborthaten. Wenn durch großartige Bauunternehmungen und künstlerische Ausschmückung der Kirchen und Paläste die bedeutendsten Künstler nach Rom gezogen wurden, so darf man

sich doch nicht darüber täuschen, daß die Privatverhältnisse des Papstes in jeder Hinsicht ein Hohn auf seine Stellung und auf die Kirche waren.

Michelangelo wurde damals mit dem Cardinal Jean de Billers bekannt, welcher für eine Kapelle der alten Peterskirche die Gruppe der trauernden Madonna mit dem toten Christus im Schoße bestellte. Dieses wunderbare Kunstwerk machte den jugendlichen Künstler mit einem Schläge zum berühmten Manne, denn es erschien zum erstenmal darin ein christlicher Gegenstand mit der einfach menschlichen Wahrheit dargestellt, welche den antiken Kunstwerken eigen war. Die Vollendung des Einzelnen steht mit der Harmonie des



Michelangelos Madonna mit dem toten Christus im Schoße.

Ganzen auf gleicher Stufe. Der tote Christus liegt im Schoße der schmerzreichen Mutter, über deren linkem Knie die Füße des Leichnams nackt herabhängen, während die Last des leblosen Körpers auf dem rechten Knie derselben ruht, über welches auch der rechte Arm des Toten schlaff nach vorn herabfällt. Die Madonna stützt den Leichnam unter den Schultern, während sie das Haupt in tiefem, aber geheiligtem Schmerze dem Gesichte des toten Sohnes, dessen Kopf mit den edlen friedlichen Zügen rückwärts sinkt, entgegenneigt. Die leicht ausgestreckte linke Hand der hehren Gottesmutter zeigt in ausdrucksvoller Gebärde gleichsam die Ergebung in den Willen Gottes. Die etwas jugendlichen Züge Marias bekunden zwar den tiefsten Seelenschmerz, aber zugleich die unvergängliche Schönheit der jungfräulichen Mutter. Auf Befragen erklärte Michelangelo, daß er mit Absicht die Madonna ungealtert dargestellt habe, aber andre Kenner seiner innern Gesinnung deuteten sie richtiger. Sie wußten, daß er den unglücklichen Savonarola hochschätzte, und obgleich er dessen Ansichten über Kunstgegenstände nicht teilte, doch seine Predigten derart liebte, daß er oft einzelne

derselben bei sich trug, um sie bei jeder Gelegenheit lesen zu können. In solchem Sinne habe nun der Künstler in jener Figur zugleich die trauernde Kirche darstellen wollen, welche den zum zweitenmal getödeten Christus beklagte.

Und in der That war von der ursprünglichen Idee des Christentums gerade dort, wo sie ihren Ausgangspunkt haben sollte, keine Spur mehr zu finden. Mit dem Namen und den Ceremonien des höchsten kirchlichen Würdenträgers lebte im Vatikan ein vollkommen weltlich gesinnter Fürst, der eine Art Harem um sich versammelt hatte und dem in erster Linie der prahlerische Glanz des eignen Namens, in zweiter Linie die glänzende Versorgung seiner Kinder über alles ging. Ganz im Geiste der andern italienischen Fürsten, aber doppelt verdammungswert, weil er eben der Papst war, galt ihm kein Mittel zu verwerflich, um seine Ziele zu erreichen. Vor allen Dingen war es die Lüge, welche er mit wahrhafter Meisterschaft und Dreistigkeit handhabte, und darin eben lag der verderbliche Einfluß dieses großartigsten Heuchlers, daß alle Welt genau wußte, wie die Dinge lagen, obgleich jedermann genötigt war, denselben einen andern Namen zu geben.

Jedenfalls war Alexander VI. nicht so ruchslos hartherzig, wie sein Sohn Cäsar. Er konnte namentlich den Bitten der schönen Weiber und den Wünschen seiner Familie nicht leicht etwas versagen. Lucrezia war sein Liebling, denn sie war offenbar ein gutherziges, nachgiebiges Geschöpf, während ihre Brüder mit ihren maßlosen Ansprüchen den Vater oft genug zum Unwillen reizten. Gerade zu der Zeit, als Lucrezia zurückgezogen im Kloster San Sisto weilte, wurde dem Papste das Betragen seines Sohnes Cäsar denn doch etwas zu arg.

Dieser hatte nämlich seit langer Zeit ein fast offenkundiges Liebesverhältnis mit Donna Sancia, der Gemahlin seines Bruders Jauffré, und da er schon länger mit dem Gedanken umging, den Kardinalspurpur abzulegen und sich in einen weltlichen Fürsten zu verwandeln, so machte er nun seinem Vater den Vorschlag, Don Jauffré an seiner Stelle zum Cardinal zu erheben und dann ihn mit dessen Gemahlin Donna Sancia zu vermählen. Diese Zumutung schien dem Papste denn doch etwas zu stark zu sein; er befahl plötzlich dem Don Jauffré mit seinem jungen Weibe Rom zu verlassen und sich auf seinen Fürstenthum Squillace zu begeben, während er Cäsar einen Auftrag nach Casina gab und in seiner Entrüstung erklärte, er wolle hinfort weder Kinder noch Nepoten länger um sich dulden.

Alexander war übrigens nicht der Mann, einen derartigen Entschluß lange aufrecht erhalten zu können, denn es gehörte zu seinen hervorragendsten Eigentümlichkeiten, daß er den Umgang mit seiner Familie nicht entbehren konnte.

Er mochte darum den im Zorne gefaßten Entschluß wohl schon etwas bereuen, als eines Abends eine verschleierte Dame in sein Gemach trat, sich ihm zu Füßen warf und seine Hände mit Küffen und Thränen bedeckte. Es war Lucrezia, welche in ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit erfahren hatte, daß ihr

Vater einsam im Vatikan weile und die daraus die Hoffnung schöpfte, er werde jetzt vielleicht geneigt sein, eine Bitte zu erfüllen, die sie auf dem Herzen hatte.

Sie hatte sich nicht verrechnet, denn Alexander war bei ihrem Wiedersehen weniger erzürnt als gerührt. Er hob sie auf und küßte sie väterlich, als sie ihm mit schmeichelnden Worten die Versicherung gab, daß nur der Gedanke, ihn allein zu wissen, ihr den Mut zu diesem Schritte gegeben habe. Er verzieh ihr unter zärtlichen Ausdrücken und ließ sie an seiner Seite Platz nehmen.

Lucrezia entdeckte ihrem Vater, daß weder der Aufenthalt im Kloster, noch die inbrünstigsten Gebete oder Fasten und Kasteiungen im Stande gewesen seien, die Liebe zu Giovanni von Pesaro, ihrem Gemahle, zu vernichten und daß sie eher sterben, als jemals einem andern Manne ihre Hand reichen werde.

Sie sagte dies alles im Tone wahrer Leidenschaft, denn sie liebte Giovanni wirklich, und dieses Gefühl hatte in der Abgeschiedenheit des Klosters eher zugenommen, als daß es zurückgedrängt worden wäre. Sie sagte dem Papste nicht, daß sie nur an der Seite des Gemahls sich von dem drückenden Bewußtsein ihrer unklaren Stellung erlöst fühlte. Ihr lebenslustiger Sinn hatte sich an der Seite des jungen Gatten den Freuden der Jugend mit dem Gefühle der Sicherheit hingeben können, und erst durch Cäsars Feindseligkeit gegen Giovanni war ihr Glück gestört worden.

Die Sache lag ziemlich schwierig, denn Alexander hatte bereits eine Kommission niedergesetzt, welche unter dem Voritze zweier Kardinäle die Scheidung betreiben und Gründe für dieselbe auffinden sollten. Inzwischen hatte sich Giovanni Sforza an seinen Verwandten, den Herzog Ludwig Moro von Mailand, gewendet, der ihm jedoch erklärte, er könne in dieser Sache nichts thun. Es war, als ob Cäsar Borgia mit dämonischer Gewalt überall Schrecken einflößte, wo es sich darum handelte, seine Pläne zu durchkreuzen.

Bei der Bitte Lucrezias fühlte Alexander seine Entschlüsse wanken. Einen Augenblick brauste er auf und drohte seiner Tochter, sie nach Spanien, zu seinen Verwandten nach Valenzia zu schicken, aber diese Absicht war nur ein flüchtiger Ausbruch der Heftigkeit, denn im nächsten Augenblicke versprach er der weinenden jungen Frau, ihre Bitte in Erwägung zu ziehen. Sie mußte ihm jedoch versprechen, in den nächsten acht Tagen ihr Kloster nicht zu verlassen.

Lucrezia küßte dankbar die Hand des Papstes und versprach alles zu thun, was er von ihr begehre. Sie plauderte dann mit ihm von ihrer Freundin Julia Farnese, von ihrer Erzieherin Adriana und ihrer Mutter Banozza, und ihr zutrauliches Wesen zauberte vor die Phantasie Alexanders die Erinnerung an so viele froh verlebte Stunden, daß er in der That schon jetzt geneigt war, zu überlegen, auf welche Weise er Lucrezias Wunsch bald erfüllen und dann sich selbst manche Zerstreuung und Abwechslung wieder verschaffen könne.

Lucrezia kehrte in ihr Kloster zurück, aber nicht, um dort acht Tage lang in Zurückgezogenheit und stiller Betrachtung zu verbringen, sondern, um diese

Zeit zu benutzen und sofort Anstalten zu treffen, ihren Gemahl in Person zu sprechen. War es ihr gelungen, die Äbtissin von San Sisto dahin zu bewegen, daß sie ihr den Besuch beim Papste ermöglichte, so mußte sie es nun auch möglich zu machen, alles, was zur Reise nach Pesaro nötig war, zu erlangen.

Selbstverständlich durfte Lucrezia nicht wagen, in Pesaro als die Gemahlin Giovanni Sforzas zu erscheinen; sie mußte ein Mittel finden, ihren Gemahl zu sprechen, ohne daß irgend jemand eine Ahnung von ihrer Anwesenheit hatte. Sie stieg daher unerkannt mit ihrem Gefolge in der Nähe von Pesaro auf einem Landhause ab, woselbst ein vorausgesandter Kammerherr eine Wohnung für kurze Zeit gemietet hatte. Da aber der Besitzer gleichfalls in dem Hause wohnte, konnte auch hier eine Zusammenkunft nicht gewagt werden.

Lucrezia fand einen Ausweg. Sie erinnerte sich der alten Wahrsagerin, deren Worte damals großen Eindruck auf sie gemacht hatten, und sie beschloß, sich dieser Sibylle zur Erreichung ihres Zweckes zu bedienen.

Als die vornehme Dame tief verschleiert unter Begleitung eines Dieners zu der Tempelruine kam, wo die alte Frau ihre versteckte Wohnung hatte und sie mit einer Botschaft an den regierenden Grafen von Pesaro beauftragte, bat jene, daß die Fremde ihr Gesicht sehen lasse. Widerwillig ging Lucrezia darauf ein und nun dämmerte es im Gedächtnis der Alten. Wie ihr schon damals der vornehme Besuch etwas verdächtig vorgekommen war, so ging ihr jetzt mit einem Male ein Licht auf, und der Gang zur Intrige, welcher fast allen alten Frauen eigen ist, ward mächtig in ihr rege. Da sie ohnedies von der Dame im voraus mehr Gold erhielt, als sie jemals im Besitze gehabt hatte, war sie bereit, alles aufzubieten, um der Fremden zu Diensten zu sein.

Sie schlich sich in das gräfliche Schloß und bestellte den Brief, welchen Lucrezia ihr gab. Bald brachte sie die Antwort, daß der gnädige Herr sofort erscheinen werde. Die Alte wartete noch bis Giovanni anlangte, dann ließ sie die beiden Herrschaften dort allein und setzte sich als Wächterin vor den Eingang.

Das Wiedersehen zwischen Lucrezia und Giovanni versetzte beide in das leidenschaftlichste Entzücken. Sie liebten sich wirklich und hatten die Zeit der Trennung in heißer Sehnsucht verbracht. Was war ein Entferntsein, wie es Giovanni's Beruf früher mit sich gebracht hatte, wobei stets ein lebhafter brieflicher Verkehr die Hoffnung auf Wiedersehen aufrecht erhielt, gegen diese Trennung wider Willen, bei welcher keine Hoffnung geblieben war! —

Und nun brachte Lucrezia die Aussicht auf eine Wiedervereinigung! Sie wollte den Papst bitten, ihren Gemahl mit ihr in ein fernes Land zu senden, wo er seinem Berufe als Kriegsmann und beide gemeinschaftlich ihrem Glücke leben konnten. Zwar galt die Welt, in der sie aufgewachsen war und sich bewegte, als völlig frei von schwärmerischer Empfindsamkeit, aber ein liebendes Herz geht seine eignen Wege und Lucrezia hielt es für möglich, daß sie mit Giovanni irgendwo fern von Rom ein Plätzchen für ihre Liebe finden könnte.

Ihr Gemahl wurde von ihrer Beredsamkeit hingerissen und hielt die Ausführung gleichfalls für möglich. Jedenfalls, das sah auch er ein, durfte nichts geschehen ohne die Zustimmung des Papstes, aber Lucrezia glaubte an dessen väterliche Liebe und zweifelte daher nicht am Gelingen ihres Planes.

Mit welchen Schmerzen, mit wie vielen Beteuerungen, Küffen und Umarmungen nahmen die beiden Gatten von einander Abschied! Thränenden Auges verließ endlich Lucrezia in Begleitung Giovanni's die Tempelruine, um ihr Pferd zu besteigen, das sie zu ihrem Gefolge zurücktragen sollte. War es nicht ein Beweis mehr für die Verworfenheit der Grundsätze, welche an diesem päpstlichen Hofe herrschten, daß zwei rechtmäßig verheiratete Menschen, die sich liebten, nur verstoßen und unter Lebensgefahr einander angehören konnten, weil der Dämon dieses Kreises sie zwingen wollte, sich zu trennen, obgleich die Kirchengesetze eine Trennung der Ehe verboten? Vor dem Eingange der Ruine trat ihnen die alte Wahrsagerin mit grinsender Freundlichkeit noch einmal entgegen. Um die schlimme Vorherfagung, mit welcher sie früher Lucrezia's Gemüt geängstigt hatte, wieder gut zu machen und zugleich ein reiches Geschenk für sich zu erlangen, stellte sie sich, als wisse sie nicht, daß sie dieselben Personen von damals vor sich habe, und bat um die Gnade, die Hände der Herrschaften betrachten und ihnen daraus ihre Zukunft prophezeihen zu dürfen.

Es blieb nichts andres übrig, als ihr den Willen zu thun. Sie blickte zuerst in Lucrezia's, dann in Giovanni's Hand und sagte in überschwenglich feierlichem Tone:

„Ich sehe nichts als Heil und Glück, das von der Hand der Dame dem Ritter und von dem Ritter der Dame gespendet wird. Eure Wege sind gesegnet und die heutige Zusammenkunft bringt alles zum besten Ausgang.“

Lucrezia blickte voll Unmut in das vermittelte Gesicht der alten Heuchlerin, schenkte ihr noch einige Goldstücke und wendete sich dann zum Gehen. Als Giovanni ihr auf das Pferd half und darauf das seinige bestiegen hatte, sah die Alte den beiden schönen Gestalten nach, die nach verschiedenen Richtungen dahinsprengten und deren Blicke sich kaum voneinander losreißen konnten. Kopfschüttelnd murmelte sie: „Was kümmert uns geringe Leute das Schicksal der großen Herrschaften! Die Linien seiner Hand deuten auf einen nahen Tod. Mag er sich vorsehen, wer weiß, ob eine Warnung gefruchtet hätte!“

Es gelang Lucrezia unbemerkt wieder in das Kloster San Sisto zurückzukehren, und sie harrete nun der Entscheidung des Papstes.

Es war ein Glück, daß sie auf der Reise nicht gezögert hatte, denn schon am fünften Tage fandte Alexander und ließ seine Tochter zu sich kommen. Er hatte sich die Sache überlegt und fand es seinen Wünschen entsprechender, Lucrezia und ihren Gemahl wieder um sich zu haben, als dem Ehrgeize des finstern Cäsar zum Spielball zu dienen. Lucrezia's Anwesenheit erleichterte zudem den Verkehr mit den andern Frauen, die ihm unentbehrlich waren.

Würdevoll, wie seine Art war, erklärte er der Tochter, er wolle ihrem Wunsche nicht im Wege sein; er werde ihrem Gemahl an seinem eignen Hofe eine bestimmte Würde verleihen und ihn zu diesem Zwecke nach Rom berufen.

Das war nun allerdings nicht so recht nach Lucrezias Wunsch und sie fürchtete, Giovanni werde auf diese Bedingung nicht eingehen. Sie wußte jedoch, es sei nicht klug, dem Papste sofort einen Einwand zu machen, und sie gab sich daher den Anschein, als sei sie über seinen Vorschlag sehr erfreut und zweifle keinen Augenblick an der Zustimmung ihres Gemahls. In ihrer Seele kämpften Furcht und Hoffnung einen schweren Kampf, und sie überlegte, mit welchen Waffen sie der letzteren zum Siege werde verhelfen können. Sie wußte gewiß, daß ihr Gatte nie auf die Dauer in Rom sicher war; sie ahnte auch, daß er einen Abscheu vor dem Aufenthalte daselbst hatte. Der Hauptgrund hiervon war ihr allerdings nicht bekannt, da Giovanni seiner Gattin doch nicht sagen konnte, daß das Volk keinen Unterschied zwischen den Frauen in der Umgebung des Papstes machte und der Meinung war, dieser stehe mit seiner Tochter in Liebesbeziehungen und gestatte sich alle erdenklichen Sünden, da er die Macht habe, sich selbst davon wieder zu absolvieren.

Vorläufig bezog sie nun wieder den Palast in der Nähe des Vatikans, der stets zu ihrer Verfügung stand. Auch ihren früheren Hofstaat versammelte sie um sich und knüpfte die alten Beziehungen wieder an. Sie wollte nichts überstürzen, denn sie kannte ihren Vater und wußte, daß sie ihm am besten beikam, wenn sie in Gemeinschaft mit Julia und Adriana sein Herz bestürmte und einen Augenblick abwartete, in welchem er sich besonders guter Laune erfreute.

Eine solche Gelegenheit bot sich kurze Zeit darauf, als Alexander eines Tages in Begleitung sämtlicher Damen die neuen Fresken, welche der Maler Pinturicchio in einigen Zimmern des Vatikans gemalt hatte, besichtigte. Diese Fresken stellten nämlich Szenen aus dem Kampfe der Franzosen in Italien dar, und zwar erschien auf ihnen Papst Alexander als der moralische Sieger über Karl VIII. Es waren drei Gemälde, von welchen das eine die Szene darstellte, als Karl VIII. dem Papste den Fuß küßt. Das andre zeigte Alexander VI., im Begriff, einigen französischen Prälaten den Kardinalshut zu verleihen, und das dritte endlich gab den Moment wieder, als der Papst die Messe las, bei welcher Karl VIII. ihm als Ministrant diente. Diese Bilder, welche der großen Eitelkeit des Papstes huldigten, waren meisterhaft ausgeführt, und es wurde nicht schwer, dieselben mit Begeisterung zu loben und dadurch die Befriedigung Alexanders hervorzurufen. Ungemein guter Laune begab er sich mit den Damen wieder in seine Gemächer zurück und nun ergriff Lucrezia den Augenblick, um ihre Besorgnis darüber auszusprechen, daß ihr Gemahl im Vatikan vielen Gefahren ausgesetzt werde. Sie sprach dabei leise und vorsichtig den Wunsch und die Hoffnung aus, der Heilige Vater möge ihr gestatten, mit ihrem Gemahl so weit als möglich von Rom entfernt, ein bescheidenes, aber gesichertes Glück zu suchen.

Dies war jedoch durchaus nicht nach Alexanders Wunsche, denn wenn seine Pläne auch weniger rücksichtslos und ehrgeizig wie die seines Sohnes Cäsar waren, hatte er doch keinen Sinn dafür, seiner geliebten Tochter irgendwo in der weiten Welt ein bescheidenes Glück zu gründen, da er sie in seiner Nähe haben wollte, um durch ihre Anwesenheit für sich selbst Zerstreuung zu finden und den Festlichkeiten im Vatikan erhöhten Reiz zu verleihen.

Die drei übrigen Frauen unterstützten Lucrezias Bitten, namentlich konnte Banozza, Cäsars Mutter, welche seit dem plötzlichen Tode des Herzogs von Gandia die Trauerkleider nicht mehr abgelegt hatte, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Giovanni Sforza sich aus guten Gründen nicht wieder in den Vatikan wagen dürfe.

„Ihr wißt noch nicht“, entgegnete hierauf der Papst, „welche Veränderung uns bevorsteht. Es ist vorläufig noch ein Staatsgeheimnis, aber im Vertrauen auf eure Verschwiegenheit will ich euch mitteilen, daß Cäsar im Begriffe ist, sich nach Frankreich einzuschiffen, wo er die Schwester des Königs von Navarra heiraten und zum Herzog von Valentinois ernannt werden wird. Die Verhandlungen wurden bereits während der Krankheit des entschlafenen Königs Karl geführt und werden bald öffentlich werden. Der Tod Karls VIII. hat wieder einmal alle früheren politischen Kombinationen über den Haufen geworfen, da sein Nachfolger, Ludwig XII., ganz andre Pläne hat als er. Wir sind eben im Begriffe, mit ihm ein neues Bündnis zu schließen und da er unsrer Freundschaft zur Durchführung seiner eignen Absichten bedarf, wird er jede Bedingung erfüllen, die wir ihm stellen.“

„Und eine dieser Bedingungen“, entgegnete Banozza hierauf, „ist die Heirat Cäsars und seine Erhebung zum Herzoge von Valentinois?“

„So ist es“, entgegnete der Papst; und die Selbstgefälligkeit, welche bei dieser Bestätigung aus seinen Blicken sprach, fand ihren Abglanz in dem Strahle der stolzen Freude, welche Julias und Adrianas Züge überflog. Nur Banozza blickte düster vor sich hin.

„Frankreich hat sich mit Venedig geeinigt“, fuhr der Papst fort, „und wir müssen befürchten, daß seine Absicht gegen den Herzog von Mailand, den Dunkel Giovanni's, gerichtet ist. Will letzterer also sicher leben, so kann dies nur geschehen, wenn er sich von seiner Familie gänzlich lössagt und sich hier bei uns in Rom aufhält. Der neue König von Frankreich wird Cäsar in allen seinen Plänen unterstützen, und wahrscheinlich bleibt letzterer für lange Zeit von Rom entfernt.“

Das waren allerdings Nachrichten, welche die Sachlage vollständig veränderten. Für Lucrezia wäre zwar ebensoviel und mehr Grund zur Befürchtung gewesen wie früher, denn Cäsars letztes Ziel blieb nach wie vor darauf gerichtet, mit Beseitigung der kleinen italienischen Fürsten sich zum Herrscher über die ganze Halbinsel zu machen; aber wie hätte seine Schwester diesen

Plan durchschauen können, da der Aufenthalt im Kloster und das kurze Wiedersehen mit Giovanni ihre Leidenschaft für letzteren derart gesteigert hatten, daß sie in einer Art von Verblendung sich selbst einredete, es könne alles gut gehen und Giovanni mit ihr in Rom gesichert leben. Lucrezia war eine gutmütige, lebenslustige Natur, in vieler Hinsicht ihrem Vater ähnlich, und die Aussicht, an der Seite Giovanni's das herrliche Leben am päpstlichen Hofe mitmachen zu können, drängte manche Befürchtung zurück. Sie versprach, mit Giovanni sich ins Einvernehmen zu setzen und erbat sich vorläufig vom Papste die Aufschubung der Scheidungsverhandlung, wozu er sich bereit erklärte.

Daß die Sache sich nicht zu lange verzögerte, dafür sorgte jene höchste aller Mächte, welche auf Erden die Geschicke der Menschen lenken, wenn auch nicht immer zum guten Ende. Lucrezia und Giovanni liebten sich und standen somit unter dem Einflusse dieser Macht; die natürliche Folge davon war, daß sie sich die Umstände in der Phantasie derart zurechtlegten, wie sie ihrer Vereinigung günstig waren. Sie täuschten sich allerdings, aber die Liebe hat eben die Eigenschaft, daß sie Gefahren geringer erscheinen läßt und den Mut, denselben zu trotzen, bedeutend erhöht. Dazu kam noch, daß Cäsars Abwesenheit sowohl dem Papste wie den übrigen Gliedern der Familie etwas von dem Selbstgeföhle zurückgab, welches sie — mit Ausnahme der Mutter Vanozza — verloren, sobald der gefürchtete Mann sie durch seine Gegenwart einschüchterte. Genug, die Boten zwischen Lucrezia und Giovanni gingen hin und her und endlich gediehen die Verhandlungen so weit, daß letzterer wieder nach Rom kam.

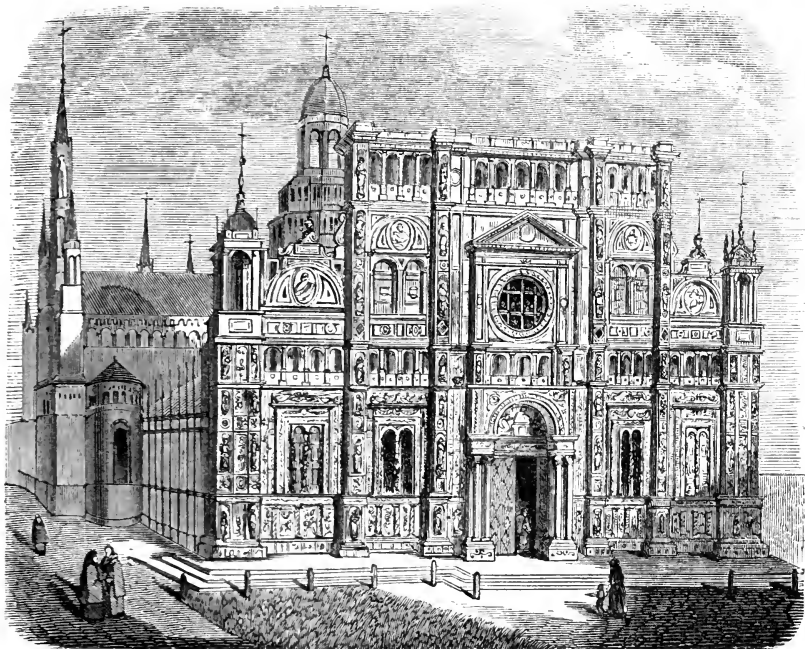
Dort zeigte sich nun in der That, was der direkte Einfluß eines energischen Menschen vermag, oder vielmehr, was die Abwesenheit eines solchen verändert, denn sowohl der Papst wie die ihm nahestehenden Frauen und der ganze päpstliche Hof wiegten sich in der Täuschung, die Wiedervereinigung Lucrezias mit ihrem Gemahl werde keine Schwierigkeiten haben. Man gab sich mit Heiterkeit und Lust allerlei frohen Familienfesten hin. Namentlich war der Cardinal Ascanio Sforza im Interesse seines Verwandten eifrig bemüht, die ganze Scheidungsangelegenheit zu den Akten zu legen und die Wiedervereinigung Lucrezias mit seinem Neffen als eine höchst erfreuliche Thatsache festzustellen. Derselbe Palast, welchen die beiden Gatten früher bewohnt hatten, wurde wieder von ihnen bezogen, und vorläufig dachte niemand daran, daß alle diese beglückenden Anordnungen von einer Gefahr bedroht sein könnten. Noch mehr aber wiegten sich sämtliche Beteiligte in Sicherheit, als auch von Cäsars Seite Nachrichten einliefen, welche zu erkennen gaben, daß sein Groll gegen den Schwager geschwunden sein müsse, denn in Briefen an den Papst erwiderte er auf dessen Mittheilungen von dem Geschehenen, es sei ihm angenehm gewesen, diese Neuigkeiten zu erfahren.

Dies war jedoch nichts als Heuchelei. Ganz andre Pläne waren von Cäsar bereits eingeschädelt. Er war im Begriffe, durch Vermittelung des Königs

von Frankreich sich mit dem Cardinal Julius Rovere, der bisher der erbitterteste Feind Alexanders gewesen, zu verbünden und mit ihm vereinigt den Cardinal Ascanio Sforza zu verdrängen; denn dem neuen Könige von Frankreich war darum zu thun, Mailand zu erobern und dann seine von der Familie Visconti ererbten Ansprüche darauf geltend zu machen. War es doch damals allgemein Gebrauch, die Eroberungsgelüste durch einen Schimmer berechtigter Ansprüche zu verschleiern. Wenn Ludwig XII. Neapel und Mailand auf solche Art in Besitz nahm, konnte Cäsar Borgia den Rest für sich behalten und so seine ehrgeizigen Pläne auf die Herrschaft Italiens weiter fortführen. Aus diesem Grunde wollte der König die ganze Familie Sforza ihres Ansehens berauben, um für die Zukunft frei von Befürchtungen zu sein. —

Cäsar hatte nichts weiter im Auge, als den ihm durch seine bevorstehende Heirat verwandt werdenden König Ludwig XII. als Bundesgenossen an seine eignen Interessen zu fesseln. War der König im Besitze von Mailand, so sollte der Papst ihm die Kaiserwürde verleihen; Cäsar aber wurde als königlicher Prinz von Frankreich von dem Makel seiner Geburt befreit und durch die Verschwägerung mit andern Fürstenfamilien für immer in seinen Besitztümern gesichert. Den Anfang der Familienverbindungen machte die Verlobung des achtjährigen Neffen von Julius Rovere mit der vierjährigen Angela Borgia, einer Großnichte Alexanders VI. Solche frühzeitige Verlobungen waren damals nicht selten, da man die Ehebindnisse in großen Familien stets nur aus politischen Beweggründen plante. Wurde doch auch um dieselbe Zeit ein reizendes Kind aus dem Hause Colonna mit einem hoffnungsvollen Knaben, dem Sohne des Marchese von Peschara, verlobt. Es war Vittoria, die spätere Freundin Michelangelos. Und auch dieser Verlobung lagen rein politische Rücksichten zu Grunde. Friedrich von Neapel war kurze Zeit nach dem Abzuge des Königs Karl VIII. vom Volke, das ihn vergötterte, zum Herrscher über das schöne Reich erhoben, aber er kränkelte unerwartet, wie man vermutete, an heimlich ihm beigebrachtem Gifte. Sein Nachfolger war Prinz Ferdinand, und da die Familie Peschara dem königlichen Hause Neapel verwandt war, vermittelte Ferdinand die Verlobung mit Vittoria, um die Familie Colonna für alle Fälle sich zu verpflichten.

Immer aber erfüllt es den Beobachter wieder mit Staunen, wenn er erkennt, wie unter den geschilderten verworrenen Verhältnissen oft die edle Kunst zur Blüte gelangte, denn zu jener Zeit genügte eine kurze Frist äußerer Ruhe, um die herrlichsten Werke zu vollbringen. Mit Maria Pazzi war die Tradition der Mediceer, die unter dem Einflusse der Frauen aus dem streitlustigen Hause der Orsini in Florenz zurückgetreten war, nach Mailand verpflanzt worden, und Ludwig Moro zeigte sich als gelehriger Schüler Lorenzos, dessen Vielseitigkeit er dadurch nachahmte, daß er nicht nur die bildenden Künste schätzte, sondern auch der Poesie und philosophischen Wissenschaft Pflege angedeihen ließ.



Fassade der Certosa zu Pavia.

Alles was von bedeutenderen Werken aus der Renaissancezeit in und um Mailand entstand, verdankte seinen Ursprung der geschilderten Zeit. In architektonischer Hinsicht darf an gegenwärtiger Stelle nur die Fassade der Certosa von Pavia genannt werden, die als das erste dekorative Prachtwerk Italiens und der Welt dasteht, um zu beweisen, welcher hohe Begriff vom Werte der Kunst damals in Mailand lebte.

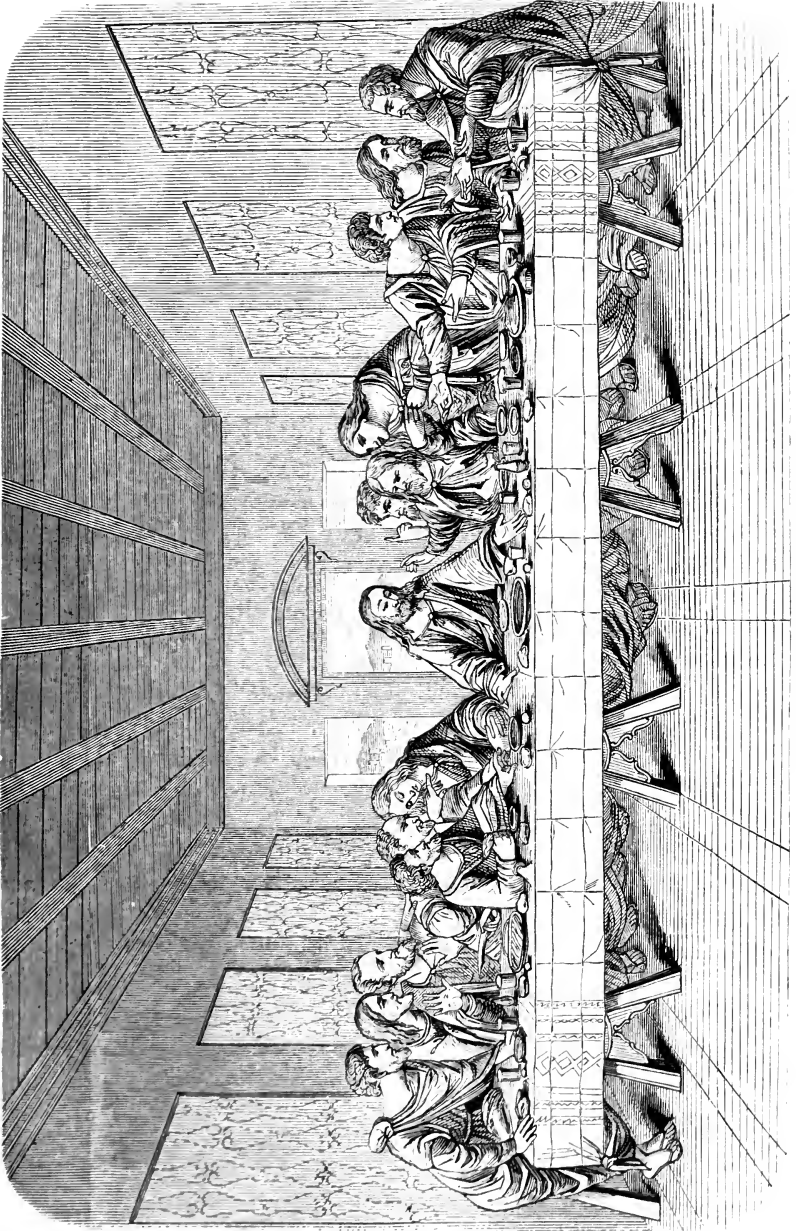
Ein andres Kunstwerk von gleicher, wenn nicht noch größerer Bedeutung verdankt ebenfalls seine Entstehung jener Zeit. Es ist das Abendmahl, welches Leonardo da Vinci im Refektorium des Klosters Santa Maria delle Grazie malte. Die Herzogin hatte den Maler, dessen bescheidene und doch tiefe Reizung sie kannte, niemals aus den Augen verloren. Sie beklagte sein Geschick, als er durch Cäsar Borgia in die Nähe des ihr widerwärtigen Treibens zu Rom gezogen wurde, und in zartfünniger Teilnahme veranlaßte sie ihren Gemahl, den Künstler zu sich einzuladen. Ludwig liebte leidenschaftlich die Musik. Da Leonardo auch Musiker war, fand sich vielfach Veranlassung zu persönlichem Verkehr. So blieb Leonardo in Mailand, und unter den Augen der schönen und edlen Frau, die er mit unauslöschlicher und gänzlich selbstloser Treue verehrte, entstand sein erhabenes Meisterwerk, das Abendmahl, welches in unzähligen Nachbildungen, so lange die Menschheit lebt, Trost und Erhebung verbreiten wird.

Traurig, daß diese Periode künstlerischen Wirkens nur von kurzer Dauer war und für die herzogliche Familie eine lange Zeit der Prüfung darauf folgte! Wer kann sagen, ob nur der Ehrgeiz jene Ehebindnisse veranlaßte, welche das unglückliche Italien aufs neue in Krieg und Elend stürzte! Vorläufig trat jene Ruhe ein, die dem Sturme vorausgeht. Sowohl König Ludwig XII. als sein Verbündeter, Cäsar Borgia, knüpften jene Bande, welche allein die Liebe um die Herzen schlingen soll. Ob dies hier der Fall war, wer will es entscheiden?

In ihrem Schlosse Amboise saß Anna von Bretagne am Fenster und blickte sinnend in die lachende Gegend hinaus. Sie war in tiefe Trauer gekleidet, und der schwarze Schleier, der ihr Haupt verhüllte und nach hinten herabfiel, war derart geordnet, daß man erkennen konnte, sie befände sich noch in der ersten Zeit nach dem Verluste, der sie betroffen hatte. In der That hatte die junge Frau alle Ursache zu trauern, denn nachdem sie ihren Sohn kaum genügend beweint hatte, flossen ihre Thränen um den plötzlichen Tod ihres Gatten. Wenn die blühende Königin in ihrem schwarzen Trauerschleier bereits Gedanken hegte, die darauf hinzielten, ihren Witwenstand abzukürzen, so dürfen wir nicht allzusehr darüber zürnen, denn ihre erste Ehe war im Grunde doch nur eine politische Übereinkunft und wenn sie auch ihren Gatten ehrlich geschätzt und treu an seiner Seite gestanden hatte, lag es eben doch weder in ihrer Natur noch im Geiste der Zeit, einen Verlust allzulange zu betrauern. Dazu war das Leben selbst viel zu derb und rücksichtslos; man sah und erfuhr fortwährend Grausamkeiten, bei deren Anhören schon einer Frau aus späterer Zeit ein Schauer durch die Glieder rieseln würde, und man war daher gewohnt, rascher mit Verlusten abzurechnen und sich neue Hoffnungen aufzubauen.

In demselben Augenblicke, als Savonarola die öffentliche Gunst seiner Anhänger in Florenz einbüßte und die Verehrung derselben sich in Anklagen verwandelte, schien die wichtigste seiner Prophezeiungen in Erfüllung zu gehen. Er hatte Karl VIII. angekündigt, Gott habe ihn besonders erwählt, Italien von seinen Tyrannen zu befreien und die Kirche zu reformieren, außerdem hatte er ihm fortwährend im Namen des erzürnten Himmels seine Saumseligkeit vorgeworfen und ihn mit einer schweren Strafe bedroht. Man hatte dann diese Strafe im Tode des Dauphin finden wollen, der dem königlichen Paare so früh entrißen wurde; nun aber schien Savonarola ein neues Strafgericht auf das Haupt Karls VIII. herabgerufen zu haben, denn der König wurde bald darauf in seinem Schlosse Amboise von einem Schlagflusse getroffen und gab nach wenigen Stunden seinen Geist auf.

Karl VIII. hinterließ keine Kinder und seine Krone ging auf Ludwig von Orleans über, den nächsten Prinzen von Geblüt. Die Großmutter dieses Prinzen war eine Visconti gewesen und seine Gemahlin eine Tochter Ludwigs XI. Trotz seiner nahen Erbansprüche an den Thron, hatte er seither abgeschlossen gelebt und sich an die Spitze der unzufriedenen Parteien Frankreichs gestellt.



Das Abendmahl nach Leonardo da Vinci.

Infolgedessen hatte ihn Gefängniß und Verbannung getroffen, Erfahrungen, welche Königsöhne selten machen. Man traute ihm daher mehr Ausdauer und Entschlossenheit zu als seinem Vorgänger auf dem Throne.

Für Italien war seine Thronbesteigung besonders verhängnißvoll und man erkannte sofort, worauf er abzielte, als er seinem Titel des Königs von Frankreich diejenigen des Herzogs von Mailand und des Königs beider Sizilien beifügte. Er zögerte auch nicht, der Welt zu zeigen, daß er gesonnen sei, die Ansprüche, welche diese Titel gaben, zur Geltung zu bringen.

Seine Abgeschlossenheit und feindselige Haltung gegen Karl VIII. hatte einen besondern persönlichen Grund, denn Ludwig XII., der seit zwanzig Jahren gegen seinen Willen mit der Tochter Ludwig des Elften verheiratet war, hatte vom ersten Augenblicke an, da er Anna von Bretagne sah, für sie eine heftige Leidenschaft gefühlt, die nicht ganz unerwidert geblieben.

Mit seiner gewohnten Schlaueit suchte Alexander VI. aus dieser Lage der Dinge Vorteil zu ziehen, und Cäsar Borgia versäumte nicht, dabei seine Wünsche in den Vordergrund zu stellen. Ludwig von Frankreich wünschte von seiner Frau geschieden zu sein und die Witwe seines Vorgängers zu heiraten. Der Papst allein konnte diese Scheidung und die neue Ehe sanktionieren und er wollte für diesen neuen Skandal, den er vor der ganzen Christenheit wagte, wenigstens einen hohen Preis erzielen. Nun war der Augenblick gekommen, um Cäsar Borgia nach Frankreich zu senden, damit er dort im Namen des Papstes die Scheidung des Königs bewirke.

Es hätte übrigens wenig gefehlt, so würde Cäsar durch allzugroße Schlaueit den Preis verschertzt haben, den er zu erringen hoffte. Er gab nämlich vor, die Bulle nicht bei sich zu haben, welche die erste Ehe des Königs aufhob. Dieser war jedoch durch den Bischof von Cette davon benachrichtigt, daß die Bulle expediert worden war und ließ die Scheidung bereits durch seine eignen Geistlichen verkündigen, worauf er sofort nach dem Schlosse Amboise eilte, um die trauernde Witwe seines verstorbenen Veters von der Lage der Dinge zu benachrichtigen. Die Ungeduld des Königs bewies aufs neue, daß die Gerüchte in bezug auf seine starke Neigung für Anna nicht unbegründet waren, und die Eile, mit welcher die schöne Witwe ihren Trauerschleier ablegte, war gleichfalls nur dadurch zu entschuldigen, daß ihr Herz längst auf diesen Trost gehofft hatte.

Cäsar Borgia beeilte sich darauf, das Übereinkommen mit dem Könige abzuschließen und ihm die Bulle seines Vaters zu übergeben, wofür er von dem glücklichen Könige Ludwig zum Herzog von Valentinois ernannt wurde und die Hand der französischen Prinzessin erhielt. Aber obgleich er auf diese Weise alle seine Wünsche gekrönt sah, verzieh der neue königliche Prinz dem Bischof von Cette niemals, daß er ihm eine Falle gestellt hatte, und kurze Zeit darauf starb dieser an Gift, welches Borgia ihm hatte beibringen lassen.

Eine Zeit lang schien es dann wirklich, als sei Cäsar Borgia entschlossen,

sich seines eignen Glückes friedlich zu erfreuen und seine ehrgeizigen Pläne auf spätere Zeit zu verschieben. Aber ein Zufall erinnerte ihn daran, daß ein Mann in seiner Lage keine Zeit verlieren darf, da ein einziger Moment beinahe alle seine Pläne zertrümmert hätte. Es fehlte nämlich nicht viel, so wäre sein Vater bei dem Einsturze eines Ramins erschlagen worden. Man zog den Papst leicht verwundet aus dem Schutte hervor, aber der Schreck hatte den siebenzigjährigen Mann so erschüttert, daß er ernsthaft krank wurde.

Kranke Päpste sind stets vor Vergiftung bange, daher wollte sich Alexander von niemand anders als von seiner Tochter pflegen lassen. Selbst wenn daher die Besorgniß gegen Cäsar Borgia noch bestanden hätte, konnten doch weder Lucrezia noch ihr Gemahl daran denken, sich aus Rom zu entfernen, als kurz darauf der gefürchtete Herzog von Valentinois in Rom eintraf, scheinbar aus Teilnahme für den leidenden Vater, in Wahrheit aber, um seine Pläne in der Romagna nicht länger zu verschieben und die Geldmittel aufzutreiben, welche er dazu nötig hatte.

Da auch Jauffré mit seiner Gemahlin Sancia aus derselben Veranlassung in Rom anwesend waren, konnte es nicht ausbleiben, daß im Vatikan wieder einmal ein Netz von Intrigen gesponnen wurde, bei welchem Cäsar gleich einem lauernnden Raubtiere nur darauf wartete, bis seine Opfer nicht mehr entfliehen konnten. Was war ihm die Ehe seiner Schwester mit einem unbedeutenden Mitgliede des verhaßten Hauses Sforza? Die Graffschaft Pesaro bot mancherlei strategische Vorteile und sollte der Anfang seiner Besitzergreifung sein. Giovanni mußte beseitigt werden, das stand bei ihm fest. Lucrezia war schön genug, um eine für den Bruder wichtigere Verbindung schließen zu können, namentlich gegenwärtig, wo sein eigener Stern im zunehmenden Glanze strahlte.

Während solche Gedanken im Gehirn Cäsars ausgebrütet wurden, fand eine großartige Festlichkeit statt, bei welcher der Papst der Heiligen Jungfrau, der er seine Rettung aus Lebensgefahr zuschrieb, seinen Dank darbrachte. Seine Herstellung war so weit gediehen, daß er an einer großartigen Prozession, die zu Ehren der Jungfrau nach der Kirche Santa Maria del popolo stattfand, teilnehmen konnte. Es war eines jener pomphaften kirchlichen Feste, bei welchen das Volk, vom Glanze geblendet, für einen Augenblick die Unzufriedenheit vergaß, welche bereits längst in alle Schichten, mit Ausnahme des päpstlichen Anhangs, gedrungen war. Die Prozession bewegte sich vom Vatikan über die Engelsbrücke und durch die Stadt bis zu ihrem Zielpunkte. Sämtliche Geistliche und Mönche Roms mußten sich dabei beteiligen und man kann sich denken, welchen imposanten Eindruck diese zahlreiche Menschenmenge bot: die Mönche in ihren verschiedenfarbigen Kutten, die Geistlichen in ihrem Ornate, von dem einfachen Priester bis zu den Kardinälen im Purpur. Dann folgte eine Abtheilung der Schweizergarde in malerisch bunter Tracht. Umringt von dieser, auf den Schultern von acht prachtvoll gekleideten Kammerdienern, wurde der Papst, auf

vergoldetem Thronessel sitzend, feierlich dahin getragen, dicht hinter ihm, von Edelknaben gehalten, zwei hohe Pfauenwedel, die seinen Kopf beschatteten. Er selbst im goldstropfenden Mantel, die dreifache Krone auf dem Haupte. Die schaulustige Menge umdrängte den Zug und alles kniete zu beiden Seiten nieder, sobald der Papst, der mit den beiden ersten Fingern der rechten Hand bald nach rechts, bald nach links den Segen spendete, vorüberkam. Der Dank, den er der Heiligen Jungfrau darbrachte, bestand in einem goldnen mit dreihundert Dukaten gefüllten Pokal, und der Kardinal Piccolomini schüttete dieses Gold vor allem Volke deutlich sichtbar auf dem Altare aus.

Im Zuge hatte sich auch der ehemalige Kardinal Cäsar Borgia befunden. Mit ihm und seinem Bruder ging auch sein Schwager Giovanni, den die Liebe zu Lucrezia den Haß gegen ihren Bruder hatte vergessen lassen.

Cäsar aber hatte nur die heutige Festlichkeit abgewartet, um sofort an die Ausführung seiner furchtbaren Pläne zu gehen. Mit den kleinen Fürsten und Grafen der Romagna mußte ein Ende gemacht werden. Alles war in Vorbereitung. Schon wiegelten seine Agenten überall das Volk zu seinen Gunsten auf und der Unfall des Papstes hatte ihn gelehrt, daß er seine Zeit zu Räte halten müsse.

Wenige Tage darauf begab sich eines Abends Graf Giovanni aus dem Palaste, den er mit seiner Gemahlin bewohnte, nach dem Vatikan, wo sich Lucrezia befand. Als er an der Peterstreppe vorübergehen wollte, fielen verummte Männer mit Dolchen über ihn her. Er wehrte sich so gut er konnte und entkam schließlich bis zum Vatikan. Schwer verwundet, blutend und voll Erschöpfung, einer Ohnmacht nahe, stürzte er in das Gemach des Papstes, wo der gewöhnliche Kreis der Damen, mit Ausnahme Vanozzas, versammelt war. Bei seinem Anblicke sank Lucrezia bewußtlos zu Boden.

Man glaubte, daß er sterben werde und trug ihn in ein Gemach des Vatikans, wo man ihn zu Bette brachte. Ein Kardinal gab ihm rasch die Absolution. Lucrezia, die aus ihrer Ohnmacht erwacht war, stand verzweifelt an seinem Bette und glaubte ihn verloren. Aber der Tod verschonte ihn diesmal und er erholte sich langsam. Der entsetzliche Cäsar, der seit seinem Bündnisse mit Frankreich frecher als jemals auftrat, war ergrimmt, daß der Erfolg des Vorfalls seinen Wünschen so wenig entsprach. „Was heute nicht geschah, kann morgen geschehen“, äußerte er mit entsetzlicher Ruhe. Lucrezia siedelte gleichfalls in den Vatikan über und verließ das Lager des geliebten Kranken nicht. Sie machte sich bittere Vorwürfe, daß sie es sei, die sein Leben in Gefahr gebracht habe. Sie wurde selbst vor Schrecken krank und litt an heftigen Fieberschauern, aber sie kämpfte ihre eignen Schmerzen nieder, um in der Nähe des Kranken bleiben und ihn genau bewachen zu können. Sie kochte ihm sogar die Speisen selbst, denn ihre Sorglosigkeit war dahin und sie fürchtete, man könne den Genesenden vergiften. Um sie einigermaßen zu beruhigen, ordnete der Papst an, daß das Gemach, in welchem sie ihren Gatten pflegte, bewacht werde.

Aber Cäſar Borgia ging ſeinen eignen Weg. Er ließ die Lüge verbreiten, der Überfall, durch welchen der Graf verwundet worden ſei, habe ihm gegolten, und erließ ſofort einen Befehl, daß von der Engelsburg bis nach der Peterskirche ſich niemand mit Waffen ſollte ſehen laſſen, bei Strafe des Todes.

Mehrere Tage darauf ging er im vatikanischen Garten ſpazieren und trat dann plötzlich ſehr aufgereggt in das Gemach des Papſtes. Mit gewohnter Frechheit behauptete er, es ſei ſoeben aus einem Fenſter von Bogenschützen nach ihm geſchoſſen worden und er kenne den Veranlaſſer dieſes Mordverſuchs.

Am ſolgenden Morgen beſuchte Cäſar den kranken Schwager, bei welchem er ſeine Mutter Banozza und ſeine Schweſter Lucrezia traf.

Er hatte ſeine Mutter ſeit jenem Abende, den er in heittrer Geſellſchaft in ihrem Weingarten bei San Pietro in Vincoli zugebracht hatte und nach welchem ſein Bruder, der Herzog von Gandia, verſchwunden war, nicht wieder geſehen und er ſchrak einen Moment zurück, als er die ſtrengen Züge und den flammenden Blick ihrer dunklen Augen in dem blassen Geſicht gewahrte. Es fiel ihm auf, daß ſie in Trauer gekleidet war, aber er ſaßte ſich raſch, näherte ſich ihr mit heuchlerischer Untermwürdigkeit und küßte ihre Hand, was ſie in düſterem Schweigen geſchehen ließ. Er konnte ſeinen Haß gegen den Kranken kaum verbergen, aber er heuchelte Teilnahme und veranlaßte ſeine Mutter und die Schweſter, ihn in das Vorzimmer zu begleiten, was Lucrezia in der Angſt ihres Herzens willig that. Dort wartete ſein Hauptmann Micheletto, dem Cäſar einen Wink gab, worauf dieſer in das Gemach des kranken Grafen ging und erſt nach einiger Zeit wieder herauskam. Von einer entſetzlichen Ahnung ergriffen, ſtürzte Lucrezia an ihm vorüber in das Zimmer ihres Gatten. Cäſar wollte ſich entfernen, aber ſeine Mutter richtete das Wort an ihn und hielt ihn zurück. Ein durchdringender Jammerruf verkündete in dieſem Augenblicke, was Lucrezia gefunden hatte. Uebermals wollte Cäſar gehen und ſich nicht weiter um das bekümmern, was auf ſeinen Befehl geſchehen war. Ohne Mitleid wollte er Lucrezia ihrem namenloſen Jammer überlaſſen, als ſie den geliebten Gatten erwürgt im Bette fand. Aber mit faſt übermenſchlicher Gewalt hielt ihn Banozza an der Hand feſt. Sie zog die Gardine von der Thüröffnung in das Nebenzimmer zurück und machte ihrem lange verhaltenen Groll beim Anblicke des Geſehenen Luſt, indem ſie dem Mörder ihren Fluch in das Geſicht ſchleuderte.

„Tiger!“ rief ſie, „blutdürſtiges Ungeheuer! das Maß deiner Verbrechen iſt voll! Du erwürgſt diejenigen, die du lieben ſollteſt und bezeichneſt mit dem Blute deiner Opfer den Pfad, den dein unerſättlicher Ehrgeiz geht! Fluch dir für dieſe That, die du eben begingſt, dreifacher Fluch für den Mord des armen Gandia, deines Bruders, um den ich trauern werde, ſo lange ich lebe!“

Unwillig riß ſich Cäſar mit drohender Miene von ihr loſ.

„Morde auch mich“, rief ſie ihm entgegen, „damit du ganz deinem Vorbilde gleich wirſt und dem chriſtlichen Rom einen zweiten Nero vor Augen ſtellſt!“

Er hörte sie nicht mehr, denn er hatte das Gemach verlassen.

So groß war der Schrecken, den Cäsar überall verbreitete, daß über diese ruchlose That allgemein ein gänzlichcs Schweigen beobachtet wurde. Still wurde der tote Graf in der Peterskirche begraben, und obgleich Cäsar selbst erklärt hatte, er habe seinen Schwager umbringen lassen, weil dieser ihm nach dem Leben getrachtet habe, blieb seine That doch ohne alle nachtheiligen Folgen für ihn. Vielleicht würde der Papst dieselbe verhindert haben, wenn er gekonnt hätte; da sie aber einmal geschehen war, schritt er nicht gegen den Mörder ein, denn er selbst fürchtete die gewaltthätige Natur seines furchtbaren Sohnes.

Lucrezia war von der Mutter und ihren Frauen in einem bejammernswerten Zustande vom Lager ihres toten Gatten hinweggetragen worden. Sie wurde ernsthaft krank und wünschte selbst, daß der Tod sie wieder mit Giovanni vereinigen möchte. Der Papst besuchte sie häufig, und als ihre Jugendkraft endlich über die Krankheit Herr wurde, gewährte er ihr die Bitte, sich von Rom entfernen zu dürfen, um ihren Schmerz in der Einsamkeit völlig zu verwinden.

Wie hätte sie auch im Vatikan bleiben können, wo Cäsar unbekümmert um das Geschehene sich mit seinen Angelegenheiten beschäftigte, Soldaten werben ließ und mit seinen Agenten Beratungen abhielt. Da er Geld brauchte, bot er die Kardinalswürde an meistbietende Bewerber aus und es gab Prälaten genug, die sich nicht schämten, den roten Hut aus seiner blutbefleckten Hand zu empfangen.

Als Lucrezia zu ihrer völligen Genesung nach der Stadt Nepi abreiste, wurde sie von einem Gefolge von sechshundert Reitern begleitet, um mit einem kleinen Hofstaate von Damen und Kavalieren in der Einsamkeit über ihr Schicksal zu trauern. Ihr Gemüt war wirklich tief erschüttert und ihre Willenskraft gebrochen. Mehr noch als früher empfand sie die Gewißheit, daß ihr Vater und nun auch ihr Bruder unbedingt über ihr Schicksal zu verfügen hatten, denn sie konnte nichts unternehmen und sich nach keinem Orte begeben, ohne daß ihr dies vom Papste vorgeschrieben wurde.

Aber niemand konnte sie verhindern, im Schlosse zu Nepi um den verlorenen Gatten zu weinen, und ihr sonst so ausgelassener Hofstaat ehrte ihren Schmerz und überließ sie ihren trüben Gedanken.

Vom Altane der Burg zu Nepi eröffnet sich eine weite Fernsicht, die wohl geeignet ist, ein von trüben Stimmungen beherrschtes Gemüt nach und nach in stille milde Behmut zu versenken.

Zu derselben Zeit, während Lucrezia dort ihrem Gram sich überließ, begab ihr Bruder Cäsar sich nach Pesaro und nahm von der Grafschaft des ermordeten Schwagers Besitz, um von dort aus mit seinen verbündeten Truppen nach Rimini und dann nach Faenza zu ziehen, wo er überall unter irgend einem Vorwande theils durch List, theils durch Gewalt die rechtmäßigen Herren verdrängte und sich an deren Stelle setzte.



Adtzehntes Kapitel.

Savonarolas Märtyrtum.



Die furchtbare Tragödie zu Florenz ging ihrem schreckenvollen Schlusse entgegen. Nach dem Sturme von San Marco, welcher die Gefangennahme Savonarolas zur ersten Folge hatte, gewannen die Feinde des kühnen Reformators die Oberhand und sie wußten ihren Vorteil wahrzunehmen. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der unglückliche Prior mit seinen beiden Leidensgefährten auf dem Wege zum Gefängnisse von der wutschnaubenden Menge mißhandelt worden, und an ihm bewährte sich nun in vollem Maße die Wandelbarkeit der Volksgunst.

Girolamo Savonarola, Domenico von Peschia und Silvestro Maruffi wurden in einen neuen Kerker geschleppt, der sicherer, aber auch schauerlicher als die früheren Gefängnisse war. Bald nach seinem Eintritt in den gewölbten dunklen Gang, wendete der Prior den Kopf, um sich nach seinen Schicksalsgenossen umzusehen, aber dieselben waren schon nach andern Richtungen von ihm entfernt worden, und sein nachgerufener Abschiedsgruß verlor sich in den finstern Hallen wie der Ruf eines Schiffbrüchigen auf einsamem Felsen.

Aus den Händen der Kriegsknechte, die ihn gefangen genommen hatten, war er nun in diejenigen seiner Kerkermeister übergegangen, von welchen keiner ein Wort mit ihm sprach, während sie ihn mit großen Schritten, einen rohen Ausdruck in den grob geschnittenen Zügen, durch einen langen unterirdischen Gang führten. Sie trugen Windfackeln in den Händen, welche sie an die Wände schlugen, wenn der Brennstoff heruntertropfte und der rote Schein sich verdüsterte. Es war, als durchschritten sie niedrige Höhlen, bis sie an den Fuß eines Turmes gelangten, in dessen gewaltigen Fundamenten die Kerker angebracht waren, kleine Löcher von sieben bis acht Fuß im Quadrat, worin kaum ein einzelner Mensch Platz finden und sich ausstrecken konnte. Einzelne dieser Kerker waren sogar so niedrig, daß der Gefangene nur gebückt oder liegend die

Zeit darin verbringen konnte, und dabei waren sie sämtlich völlig dunkel. Zuletzt erhoben die Führer eine Fallthür, gingen eine steile Treppe hinab und nachdem sie etwa zehn Stufen hinuntergestiegen waren, traten sie durch eine niedrige Öffnung, deren Thüre mit großen Schlössern und einer starken eisernen Stange, die in der steinernen Einfassung verankert war, verwahrt wurde, in einen sechs-eckigen Raum und schoben den Unglücklichen mit sich hinein.

Beim Eintritt enthüllten die Fackeln eine Höhle aus großen Quadersteinen; hier und dort hingen schwere Ringe in Gliedern von Eisen und an einzelnen davon waren Handschellen und Halsringe befestigt. In einer Ecke befand sich ein Steintisch und auf dem Boden lag ein Strohsack, welcher ganz zerrieben und mit verfaultem Stroh ausgefüllt war.

Ohne ein Wort zu reden verließen ihn die Kerkermeister; er hörte die Schlösser in ihren Angeln klirren und vernahm, wie sie die eiserne Stange am Fußboden befestigten und dann fortgingen. Schauerliche Finsternis umgab ihn. Seine Denkkraft war stumpf, sie glich einer Sonne ohne Strahlen, und er fühlte einen schmerzlichen Druck im Gehirn. Er drückte das Kreuz an sich, welches er unter der Rutte trug, und dachte an die Martern und das Ende, welche ihn gleich dem Gekreuzigten erwarteten. Es flossen Thränen von seinen Wimpern, es war kein eigentliches Weinen, aber leise, leise wie eine Wasserader, welche unter einem Stein hervorrieselt, fielen die Tropfen zur Erde. Es waren kurze Augenblicke der Verzagtheit.

Aber er bekämpfte dieselbe und bald erhob er das Haupt wieder, um die Gedanken zu verschrecken, welche ihn quälten. An den Wänden umher-tastend, suchte er eine Öffnung zu erreichen, die er beim Eintritte bemerkt hatte. Sie ging nach oben und war mit großen eisernen Stangen versperrt, aber sie brachte so wenig Licht, daß er nicht einmal die Richtung erkennen konnte. Unverwandt richtete er den Blick aufwärts und suchte seine Sehkraft zu schärfen. Obgleich die Nacht fort dauerte, sah er starr nach jener einzigen Stelle, wo er einen Schein des Himmels zu sehen hoffte, den er so sehr liebte, dem seine Seele vertraute und den er oft als Zeugen für die Reinheit seines Willens angerufen hatte. Seltsame Wünsche stiegen in ihm auf. Er glaubte einen Stern zu sehen, so strahlend und schön wie die Freiheit, die er dem Volke zu bringen gehofft, es klang ihm im Ohr wie das Gemurmel der Wellen des Arno, er wühlte die frische Morgenluft zu fühlen, welche sein erhitztes Blut kühlen und seine glühende Stirne umfächeln sollte, aber bald erkannte er wieder, daß ihn dicke Finsternis und Grabesstille umgab und die Luft schwer und erstickend auf ihm lastete.

Zuweilen fürchtete er, daß er zur Strafe des Ugolino verurteilt sei; indessen drang nach und nach doch der Schimmer eines grauen Lichtes in seinen Kerker und wenn er auch weder den Himmel noch die Erde schauen und bewundern konnte, weil die Öffnung, durch welche er den Lichtstrahl empfing, in schräger

Form zu einem dunklen Gange führte, so fiel doch noch ein schwacher Schimmer aus der Höhe und verlor sich nicht ganz zwischen Mauern und Säulen.

Nun vernahm er auch ganz aus der Ferne einen Ton, ein Wimmern; er strengte das Ohr an und erkannte, daß es die Glocke von San Marco war.

Wie viele Male hatte der Ton dieser Glocke das Volk zu seinen Predigten gerufen, wie feierlich tönte ihr Klang, als sie den Beginn der neuen Ordnung eingeläutet hatte! Er beugte überwältigt das Haupt und überdachte die Geschicke der Menschheit. Fast mußte er daran zweifeln, daß eine göttliche Vorsehung über den Ereignissen und Thaten auf der Erde wache. Wieder versank sein Geist so tief in Nachsinnen, daß er erstaunt auffuhr, als der Kerkermeister ihm eine kärgliche Mahlzeit hereinschob.

Von nun an schwankte seine Stimmung oft zwischen ruhiger Ergebung und verzweiflungsvoller Niedergeschlagenheit. Wußte er doch, daß Räuber und Mörder mehr auf Rücksicht und Menschlichkeit zu rechnen hatten als die unglücklichen Opfer des politischen und religiösen Fanatismus. In finstern und dunklen Kerfern, zwischen feuchten Mauern, mit elender Kost genährt, mußten solche Gefangene oft jahrelang auf den Richterspruch harren, und wenn ihre Sache nicht verschleppt oder völlig vergessen wurde, fielen sie willkürlichen Verhören anheim, die meistens durch die Folter zu dem gewünschten Ende führten.

Savonarolas Los entschied sich schneller. Schon nach kurzer Zeit kamen eines Tages vier verhüllte Männer in langen schwarzen Gewändern, den Kopf bis zu den Augen mit einer gleichfalls schwarzen Kapuze verdeckt, zu ihm herein, um den Gefangenen in den Verhörsaal zu bringen.

Es war ein weites Gewölbe, ganz mit Schwarz ausgeschlagen und an dem einen Ende desselben stand ein großer halbmondförmiger Tisch, gleichfalls ganz schwarz verhüllt. Schwarz war das Leder der Stühle, schwarz der Samt des Baldachins, welcher sich über dem Stuhle des Präsidenten erhob. An der Wand hing ein lebensgroßes Kreuzifix in Holz geschnitzt, aber mit einer starren Ausdruckslosigkeit, welche mehr geeignet war, Furcht einzusößen, als Trost und Hoffnung in die Seelen der Unglücklichen zu gießen, die vor Gericht standen. Rechts vom Präsidenten stand auf dem Tische eine Klingel, links lag ein großes offenes Evangelienbuch, und in der Mitte, zwischen Leuchtern, auf welchen Kerzen von gelbem Wachs brannten, stand ein Kreuz von Bronze, das einen besondern Zweck hatte. Zuweilen wurde dasselbe glühend gemacht und den Angeklagten zum Kusse vorgehalten; wenn sie dann vor Schmerz das Kreuz fallen ließen, war der Beweis ihrer Schuld erbracht, weil sie Abscheu gegen den Erlöser gezeigt oder dieser sich ihrem Kusse widersetzt hätte.

Im Hintergrunde des Saales standen Mönche aus verschiedenen Orden und dort befanden sich auch die Zeugen; die Richter nahmen auf Lehnstühlen Platz, an ihrer Seite der Kommissar des Papstes, der Ankläger Francesco von Arone und siebzehn Examinatoren.

Man ließ Girolamo hereinkommen. Aufgerichtet, die gefurchte Stirne erhoben, das Auge offen und frei, trug seine ganze Erscheinung das Gepräge der Schulblosigkeit, und die gänzliche Ergebung milderte den Ausdruck der Bitterkeit und den Schmerz, die sein Antlitz verschleierten. Aufgefordert, sich zu setzen, sah er sich forschend um, und da er nichts erblickte als einen Stein, verzogen sich seine starken Lippen zu einem bitteren Lächeln. Indes er setzte sich, so gut es ging und richtete alsdann seinen klaren, durchdringenden Blick mit ungezwungener Würde auf seine Richter. Aber wie die Schriftgelehrten und Pharisäer einst gegen Christus verfahren, so wollten diese Richter nicht nach Gerechtigkeit entscheiden, sondern nur verurtheilen. Befragt, bedroht, mit Roheiten überschüttet, blieb Savonarola stets ruhig und gelassen und beantwortete alle Fragen mit überlegener Sicherheit. Im Verlaufe des Verhörs erhob sich einer der Examinatoren, dessen Gewissen sich regte und verweigerte seine weitere Theilnahme, indem er laut erklärte, er wolle keinen Theil an diesem Morde haben.

Dieser Zwischenfall vermehrte den Starrsinn der Richter. Der Kommissar des Papstes machte dem Präsidenten ein Zeichen und dieser klingelte. Der schwarze Vorhang, welcher die rechte Seite des Saales bedeckte, wurde zurückgeschlagen und enthüllte einen großen Raum, der von zwei matten Tackeln so dürrig erhellt war, daß man sein Ende nicht absehen konnte. Auf Tüchern von blutroter Farbe, welche dort die Wände bedeckten, erblickte man die Folterwerkzeuge; mancherlei Gestelle, Schuhe von Eisen, große Nägel, Stricke von jeder Stärke, Haken und Schnallen, und überall waren große Pfähle mit einem Querbalken aufgerichtet, an dessen Ende sich eine Winde mit Rädern und Stricken befand, während auf dem Boden Bleiklumpen lagen, um sie an die Füße zu hängen und dadurch den an Stricken hängenden Körper zu beschweren; Trichter, Holznägel, Stränge, geteerte Tackeln, Holzbänkchen, Peitschen, Geißeln mit eisernen Kugeln an den Enden, Sägen, Zangen, Messer, Hämmer, Räder und hundertertelei andre Instrumente, um Barthaare auszuziehen, Fingernägel herauszureißen, die Haut abzuschinden, Löcher in das Fleisch zu bohren, um siedendes Öl, Pech oder Blei hineinzugießen. An einzelnen Stellen war der Fußboden durchfurcht, damit das Blut besser abfließen könne; in den Wänden befanden sich Löcher und Öfen, um darin auf Kohlen eiserne Roste und Spieße glühend zu machen, durch welche menschliche Körper gemartert und verkohlt wurden. Am Ende des Gemaches befand sich ein Becken mit brennenden Kohlen, welches mit dem Scheine seiner Glut die Tiefe dieses Gewölbes düster erleuchtete.

Der Inquisitor gab ein Zeichen. Die vier Vermummten, welche sich bis zu diesem Augenblicke bewegungslos an Girolamos Seite gehalten hatten, traten vor, ergriffen den Unglücklichen, hoben ihn auf ihre Arme und gingen mit ihm in die Folterkammer. Der Bischof von Sorrent, an der Spitze der Mönche, und mit ihm der Inquisitor Torriani machten das Zeichen des Kreuzes und sämtliche Mönche stimmten einen düstern Psalm an, in welchem

sie den barmherzigen Gott anriefen, diesem Verirrten, welcher von den Nebeln und Schatten der Sünde umfassen sei, Licht zu verleihen.

Zwei der Henkersknechte nahmen hierauf Savonarola bei den Händen und banden ihm diese, eine auf die andre, mit dem Ende jenes Strickes, der von oben herabhing, auf den Rücken, dann prüften sie den andern Teil des Strickes, um sich zu versichern, ob er auch glatt durch die Winde rollte; nun zogen sie den Unseligen langsam bis zur Höhe der Wölbung empor, nahmen den Schemel, auf welchen er hatte steigen müssen, unter ihm fort und ließen ihn dann plötzlich bis vier Finger hoch vom Boden herunterfallen. Die Erschütterung war schrecklich und man hörte die Gelenke knarren und die Muskeln zerreißen. Ein dumpfer Seufzer und ein unterdrückter Schrei entzogen sich der Brust des Gepeinigten.

„Bekennet, Pater“, sprach Torriani mit heuchlerischer Stimme, die sanft und doch eindringlich klingen sollte.

„Ich bekenne“, sagte Girolamo — und während er redete, herrschte die tiefste Stille umher — „daß ich das Volk geliebt und ihm die Freiheit gebracht habe — daß ich die Kirche geehrt und sie gereinigt zu sehen gewünscht habe.“

„Zieht ihn von neuem auf!“ rief ergrimmt der Kommissar des Papstes, und die Henkersknechte zogen ihn abermals in die Höhe und ließen ihn mit stärkerer Erschütterung von oben herabfallen. Diese Qual wurde viermal wiederholt, bis er von Schmerz überwältigt die Worte murmelte:

„Herr, sei meiner armen Seele gnädig!“

Die Richter hofften, der Augenblick sei gekommen, um den Stolz des Unseligen zu brechen und sie riefen im Chore:

„Bekenne, daß du dem Bösen gehuldigt hast und durch deine Predigten das Volk verführen wolltest.“

Aber er antwortete nicht und schüttelte nur verneinend den Kopf.

Dreimal noch wurde er in die Höhe gezogen. Nach dem letzten Male traten die Augen aus ihren Höhlen heraus, er öffnete krampfhaft den Mund, ein trocknes Nöcheln entrang sich seiner Kehle, man hörte ganz leise die Worte:

„Ich bekenne, daß —“, aber das Ende des Satzes wurde unterbrochen durch ein dumpfes Gurgeln, wobei blutiger Schaum auf seine Lippen trat.

Sie ließen ihn nun von den Stricken befreien und die Henker legten ihn ohnmächtig auf eine blutbefleckte Matratze nieder.

Domenico von Peschia und Maruffi wurden ebenso mitleidslos gepeinigt und auch sie ertrugen alle Qualen, ohne ihre Überzeugung zu verleugnen.

Als Girolamo Savonarola aus seiner Ohnmacht zu sich kam, mußte er hören, wie sein Ankläger, der Notar Francesco von Arone, den er einst im Kloster San Marco vor der Wut des Volkes geschützt hatte, ein Protokoll über die Bekenntnisse vorlas, die der Gefangene unter der Tortur gemacht haben sollte.

Savonarola grübelte lange Zeit nach, aber er konnte sich auf gar nichts besinnen, denn er wußte nur, daß er unfägliche Schmerzen gelitten hatte. Unter den Mönchen, welche ihn umgaben, entdeckte sein irrer Blick nun auch einige aus seinem eignen Kloster und seine Seele litt unter ihrem Anblicke fast ebensoviel wie sein Körper unter der Nachwirkung der ausgestandenen Qualen.

Mit gebrochener Stimme sagte er:

„Alles, was ich früher gesagt und gepredigt habe, ist wahr, aber wenn ich das, was hier geschrieben steht und was ich unter den Schmerzen der Folter bekannt haben soll, wirklich gesagt habe, so ist es falsch und mir nur durch die gräßlichen Qualen erpreßt worden. Was ich gelehrt und dem Volke verheißend habe, bleibt ewig wahr, aber ich bin ein schwacher und unbeständiger Mensch, der die Qualen der Tortur nicht ertragen kann und ich werde daher alles bekennen, was man von mir verlangt, so oft die Folter angewendet wird, aber ich protestiere gegen die verlesenen Aussagen.“

Der Kommissar des Papstes redete ihm ernsthaft zu, und da die Henkersknechte auf Befehl des Inquisitors den Unglücklichen abermals ergreifen wollten, willigte er ein, einen Teil des Protokolls, den er annähernd den Thatfachen entsprechend fand, zu unterschreiben, indem er mit erloschener Stimme sagte:

„Ich empfehle meine Seele dem Herrn und bringe mich als Brandopfer für die Freiheit des Volkes dar.“

Der Gefangene wurde darauf in seinen elenden Kerker zurückgebracht, wo er ohne Theilnahme und Trost seinen körperlichen und geistigen Leiden überlassen blieb. Inzwischen versammelte sich die Signoria im großen Saale des Palastes, woselbst außerdem ein zahlreiches Publikum aus allen Ständen anwesend war. Der Notar Francesco von Arone, genannt Ceccone, las das Protokoll des Prozesses und sagte am Schluß seiner Mitteilung:

„Ich habe diese wenigen Worte aus dem ganzen Protokolle gezogen, denn wenn ich alles, was der Gefangene bekannt hat und hier aufgezeichnet steht, lesen wollte, würden noch ganz andre Dinge offenbar werden. Aber ich übergehe den Rest, weil es nicht wohlgethan erscheint, jeden Menschen in die Geheimnisse unsrer Stadt einzuweißen.“

Diese Erklärung war sehr schlau ausgedacht, um dem Volke den letzten Rest von Anhänglichkeit an Savonarola zu nehmen. Man deutete nämlich den Sinn derselben dahin, daß der Angeklagte mancherlei Beichtgeheimnisse von großer Wichtigkeit verraten habe. Überhaupt wurde ein systematisches Verfahren angewendet, um die Geltung der Lehren des Reformators völlig zu untergraben. Von den Qualen, die man ihn hatte erdulden lassen, wurde absichtlich geschwiegen und nur fortwährend darauf Gewicht gelegt, daß er seine Schuld bekannt habe. Die rohe und unwissende Menge grollte ihm noch immer wegen des vereitelten Gottesurtheils und selbst seine Anhänger konnten nicht fassen, daß ein Mann, der im Namen Gottes die Medici

verjagt und den Ehrgeiz Karls VIII. gedemüthigt hatte, nicht durch Wunder beglaubigt wurde.

Der Verteidiger des Savonarola war Angelo Pandolfini und dieser gab sich die größte Mühe, seinen Klienten zu retten, aber die Gegner des unglücklichen Mönches waren zu zahlreich und zu mächtig. Von Rom kamen fortwährend Breven und es regnete Versprechungen und Drohungen, während das Geld der Familie Medici nicht geschont wurde. So geschah es, daß endlich sein Todesurteil gefällt und am 22. Mai 1498 vor Gericht verlesen wurde. Auch das gleiche Urtheil über seine beiden Schicksalsgenossen wurde mit dem seinigen verflündet. Mit Heiterkeit im Gesichte vernahm Girolamo den Spruch des Gerichts. Er ermutigte seine beiden Genossen und umarmte sie, indem er Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblicke gelobte. Dann erhob er den Blick zum Himmel und flehte gleich Christus, dem Gekreuzigten, um Vergebung für die Verblendung seiner Feinde und um Segen für das irregeleitete Volk.

Für Florenz folgten nun Tage ungeheurer Aufregung und gespannter Erwartung. Diejenigen, welche noch immer im Herzen überzeugt waren, Savonarolas Bestrebungen seien Gott wohlgefällig, hofften auf ein Wunder, während andre, die ihn im Bunde mit dem Satan wähnten, die Erwartung hegten, er werde sich durch Zauberkraft noch im letzten Augenblicke retten.

Inzwischen bereitete sich das unglückliche Opfer zum Tode vor. Zuweilen träumte er sich zurück in die Tage seiner Kindheit, als er auf den Knien seiner Eltern sich wiegen und mit Blumen spielen durfte und dann als Knabe in seiner hochstrebenden Seele bereits jene Empfindungen pflegte, die seinen Namen später mit Ruhm bedecken sollten. Süße Erinnerungen hefteten sich an die Zeit, die er in Ferrara verlebte, darauf gedachte er des Aufenthaltes in Bologna und der schweren Kränkung, die er dort erfuhr und welche seinem Leben eine neue Wendung gab; dann erinnerte er sich an seine Übersiedlung nach Florenz, wo ihn die Begeisterung seines Volkes, für welches er zehnmal sein Leben geopfert hätte, so hoch erhob.

So warf denn die freundliche Vergangenheit noch einen goldnen Schimmer auf die traurige Gegenwart und erhellte seine Stirn, welche schon von den dunklen Schatten des Todes umschleiert war.

Noch eine schwere Prüfung wurde ihm durch die Roheit und den Unverstand der Soldaten bereitet, welche im Gefängnisse den Wacht dienst hatten und in deren Gewalt er sich befand. Sie traten wiederholt dreist und rücksichtslos bei ihm ein, verhöhnzten ihn und drohten mit Mißhandlungen, wenn er ihnen nicht eine Probe seiner Zauberkraft gebe. Er sollte Steine in Gold verwandeln oder allerhand kindische Spielereien als Wunderthäter ausführen. „Nun“, sagten sie, „da dir der Tod an der Kehle sitzt, wird es Zeit, Wunder zu thun.“ Gepeinigt und verspottet, entkräftet durch die entsetzlichen Folterqualen, sah er mit Ungeduld dem Augenblicke seiner Hinrichtung entgegen.

Endlich erschien dieser ersehnte Tag. Früh am Morgen öffnete sich die Pforte und seine beiden Genossen, bleich und leidend wie er, riefen ihn in die Kapelle, wo jeder von ihnen dem andern das Abendmahl reichte. Gleich darauf wurde Savonarola mit seinen Gefährten zur Hinrichtung geführt.

Auf dem Plage angelangt, nahm ihnen der Bischof Paganotti nach der üblichen Vorschrift die priesterliche Weihe, indem er zu Savonarola sagte: „Ich stoße dich aus der streitenden und triumphierenden Kirche“, worauf der Verurteilte entgegnete: „Aus der streitenden wohl, aber nicht aus der triumphierenden, denn das liegt nicht in deiner Gewalt.“

Torriani entkleidete sie hierauf alle drei von der Dominikanerkleidung, so daß sie nur im Untergewand und in bloßen Füßen blieben.

Girolamo verlangte für einen Augenblick das Dominikanergewand zurück und küßte es, indem er mit lauter Stimme sagte:

„O, heiliges Kleid, wie habe ich dich einst erwünscht! Als ich dich hatte, habe ich dich rein und unbefleckt erhalten bis zu diesem Augenblicke, und ich würde dich auch jetzt nicht lassen, aber du bist mir mit Gewalt entrißen worden.“

Bischof Kamolino, als Abgesandter des Papstes Alexander VI., absolvierte die drei Todesgefährten von den Kirchenstrafen und erteilte ihnen die volle Absolution. Seltsamer Widerspruch! Alexander VI. versprach ihnen das Paradies, aber sie sollten durch die Flammen des Scheiterhaufens zu demselben eingehen!

Auf dem Plage der Signoria waren drei Tribünen errichtet. Die erste für den Bischof Paganotti, die zweite für den apostolischen Kommissar und die dritte für acht Wachen. Das Gerüst für die Hinrichtung war hoch aufgebaut; es begann von dem goldnen Löwen vor der Signoria und endigte in der Mitte des Platzes, wo es sehr hoch emporstieg. Dort war der Scheiterhaufen von leicht brennbarem Holze mit Öl und Stroh vermischt, damit das Feuer rascher um sich griffe. Aus seiner Mitte erhob sich ein Balken, ungefähr zwanzig Ellen hoch, welcher oben in der Form des Kreuzes Querbölzer hatte. Die Henker standen bereit, um dem Holze Pech und Schwefel beizumischen.

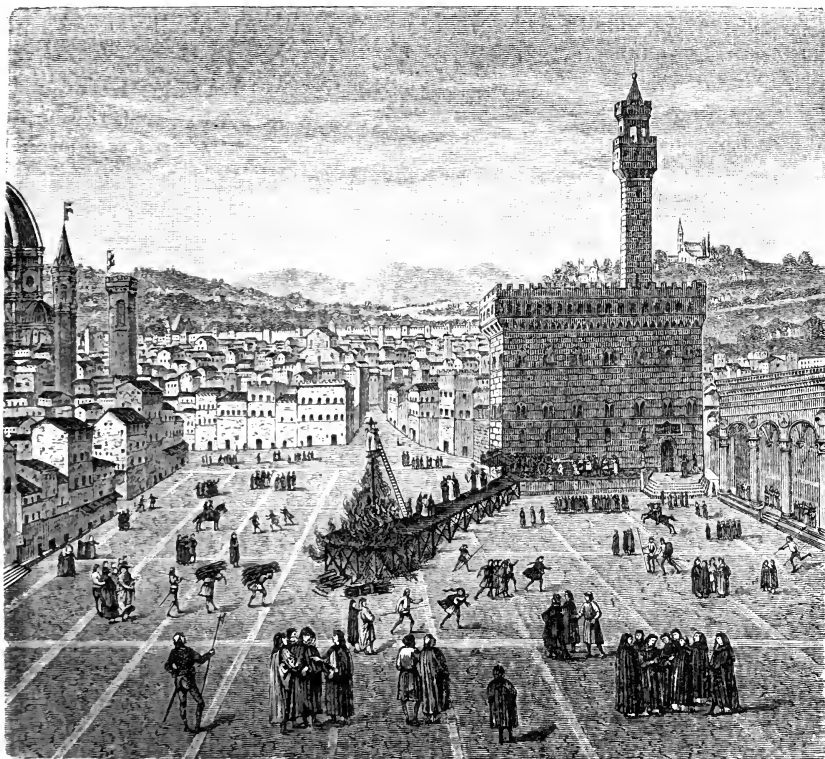
Die drei Verurteilten hatten kaum die Hinrichtungsstelle betreten, als sie sich das letzte Lebewohl sagten und sich versicherten, daß sie willig leiden wollten, um die Palme des Märtyrtums zu erreichen. Sie hielten sich aus der Entfernung noch ihre Kreuzfixe entgegen.

Der Mönch, welcher Savonarola begleitete, fragte ihn, ob er noch irgend etwas zu sagen habe und Savonarola erwiderte: „Ja, daß ich allen von Herzen verzeihe, — daß ich wünsche, das Volk möge an meinem Tode keinen Anstoß nehmen, — daß ich nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft in mir trage, die Zukunft, die ihre Früchte bringen wird.“

Die Stimme Savonarolas war bis an das äußerste Ende des Platzes vernehmlich, denn die ungeheure Menge, welche dort versammelt war, um dem schrecklichen Schauspiel beizuwohnen, verhieß sich in tiefster Stille.

Der Henker legte zuerst die Schlinge um den Hals des Silvestro Maruffi und befestigte den Strick an dem einen Arme des Kreuzes. Darauf gab er ihm einen Stoß und legte noch einen weitem Keil um seinen Hals, der an einer Kette am Mittelpunkte des Kreuzes hing.

Daselbe geschah mit Domenico.



Die Hinrichtung Savonarolas. Nach einem Gemälde in der Zelle des Savonarola.

Zuletzt kam Girolamo, welcher mit lauter Stimme beim Ersteigen der Treppe das Credo sprach. Als er auf der Höhe angelangt war, ließ er seine Blicke über das Volk schweifen. Und dieses Volk, obgleich zu entfernt, um seinen Blick zu verstehen, fühlte doch im Herzen die Bedeutung desselben und jeder glaubte das Wort „Undankbare!“ zu vernehmen.

Die Glocke von San Marco begleitete mit langsamen Schlägen die Sterbeszene des Priors Girolamo Savonarola.

Sein Körper hing zwischen seinen beiden Gefährten.

Es war die zehnte Morgenstunde des 23. Mai 1498.

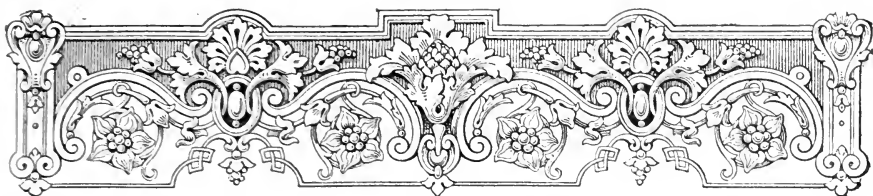
Lange Flammen züngelten bald darauf in roter Blut gegen den Himmel, aber ein heftiger Wind trieb sie herab, ohne daß sie die drei Körper berührten, welche noch in Todesqualen zuckten. Bald darauf aber stiegen sie wieder in die Höhe und verhüllten lange Zeit den schrecklichen Anblick. Todesstille herrschte unter dem Volke. Selbst die Feinde der Hingerichteten fühlten sich zum Schweigen gezwungen. Nur die Mönche stimmten einen düstern Gesang an, welcher das Aufzüngeln der Flammen und das Verzehren der Körper begleitete, die Glied für Glied verbrannten.

Der Kommissar des Papstes wendete sich darauf zu Torriani und sie drückten sich die Hände, als wollten sie sich mit heiliger Freude sagen: So sind drei Seelen mehr im Paradiese und drei Feinde unsres Heiligsten Vaters weniger auf der Erde.

Die Flamme erlosch nach und nach und verzehrte die letzten Reste des Scheiterhaufens, eine lange Rauchsäule stieg empor, darauf nur Kohlen und Asche. Alles war zu Ende.

Der Kommissar des Papstes und die Signoria hatten angeordnet, daß die Asche gesammelt und vom Ponte vecchio aus in den Arno geworfen werde. So trugen die Wellen des Arno die unkenntlichen Überreste des Girolamo Savonarola fort, aber weder der Wind noch die Wellen konnten das Gedächtnis seines Wirkens und seines Geistes vernichten und sein Wort nicht ertönen, welches sich als heiligstes Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte.





Neunzehntes Kapitel.

Die Vergeltung bleibt nicht aus.

Als Cäsar Borgia nach Frankreich gereist war, um die Bundesgenossenschaft des neuen Königs zu erwerben, machte er sowohl auf der Reise als auch während seines Aufenthaltes einen so grenzenlosen Aufwand und entfaltete so unerhörte Pracht, daß sogar der königliche Hof dadurch verdunkelt wurde. Außerdem brachte Cäsar dem Erzbischof Georg von Amboise, dem Liebling und alles leitenden Minister des Königs neue Hoffnungen mit und ließ es nicht an Andeutungen fehlen, welche diesen ehrgeizigen und einflußreichen Mann zu der Aussicht auf die höchste Würde der Christenheit berechtigten. Dadurch erreichte Cäsar die Freundschaft des Königs, der ihm das Herzogtum Valentinois geschenkt hatte, ihm darauf einen Jahresgehalt aussetzte und zum Befehlshaber über hundert Reiter (Chevaliers) machte.

Kaum waren dann die Vorbereitungen genügend getroffen, so nahm der König den Titel „König von Neapel und Herzog von Mailand“ an und rüstete zum Zuge nach Italien, nachdem er sich mit Venedig verbündet und zugleich mit dem Könige von Spanien, Ferdinand dem Katholischen, einen Vertrag verabredet hatte. Inzwischen verfolgte Cäsar Borgia den einmal eingeschlagenen Weg, um die kleineren Fürsten der Romagna zu beseitigen und sich zum Herrscher über ganz Mittelitalien zu machen.

Teils, um sich in dem Besitze seines Herzogtums zu sichern, teils auch, um seine ganz zerrütteten Finanzen durch einen kühnen Streich zu verbessern, warb damals der Herzog Herkules von Ferrara für seinen Sohn Alfons von Este um die Hand der Lucrezia Borgia, die wieder in Rom lebte. Die Mitgift der Braut wurde auf hunderttausend Goldgulden festgesetzt, der Lehnzins für Ferrara auf drei Generationen erlassen. Vor dem Gesandten des Herzogs Herkules öffnete Alexander VI. eine mit Perlen gefüllte Schatulle mit den Worten: „Alles dies ist für Lucrezia. Sie soll unter den Fürstinnen Italiens die meisten und schönsten Perlen besitzen.“ Am Sonntage nach der Verlobung ritt Lucrezia durch die Stadt nach Santa Maria del popolo, vor ihr vier Bischöfe, in ihrem Gefolge gegen dreihundert Reiter. Am folgenden Tage durchzogen

zwei Schalksnarren die Straßen, der eine zu Pferde, welchem die Braut das tags zuvor getragene Kleid von Goldbrokat, dreihundert Gulden an Wert, geschenkt hatte, der andre zu Fuße, dem auch ein schönes Gewand zu teil geworden war. Sie riefen: Es lebe die durchlauchtigste Herzogin von Ferrara! Es lebe Papst Alexander! Hoch! Hoch! Noch vier Monate lang blieb Lucrezia in Rom. Dann erfolgte ihr Abzug nach Ferrara. Ihr Gefolge bestand aus sechshundert Personen. Hinter dem Wappenherold ritt zur Rechten der Kardinal-Erzbischof von Cosenza, Francesco Borgia, Legat für den Kirchenstaat während des Durchzugs der Braut, zur Linken der Kardinal Pierluigi Borgia, neben beiden die Prinzen von Ferrara, Ferdinando und Sigismondo, Alfonsos Brüder. Die Braut ritt zwischen dem Kardinal Ippolito d'Este und ihrem Bruder Cäsar. Edle und Bewaffnete folgten. Auch viele vornehme Römer nahmen in neuen glänzenden Anzügen von Gold- und Silberbrokat an dem Zuge teil. So schied Lucrezia Borgia von Rom, das sie nicht wiedergesehen hat.

Die Erfolge des Königs von Frankreich waren ungewöhnlich und in ganz kurzer Zeit hatte er das Herzogtum Mailand erobert und den seitherigen Beherrscher daraus vertrieben. Auch diesmal wieder bewährte sich die Organisation und strenge Mannszucht im französischen Heere gegenüber den zusammengelaufenen Banden, wie sie die italienischen Condottieri auf den Kampfplatz führten. Auf beiden Seiten befanden sich Hilfsstruppen aus der Schweiz, aber ein unglücklicher Zufall wollte es, daß dieselben vorzeitig in ihr Vaterland zurückgerufen wurden, wodurch der Herzog von Mailand in die größte Not geriet.

Bei den Truppen der italienischen Anführer herrschten noch die grausamsten Kriegsgebräuche. Außer dem Heldenmuth, durch welchen sich die französischen Ritter auszeichneten, rühmte man auch einzelne Züge von Menschlichkeit, welche gleichsam um die gepriesenen Helden eine Art von Glorienschein woben. Namentlich zeichnete sich in dieser Zeit der Chevalier Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, als einer der gefeiertesten unter den französischen Anführern aus und man erzählte mancherlei Züge von ihm, wobei er als Muster eines echten Edelmanns nicht nur den höchsten Mut bewies, sondern auch keinen Flecken auf seiner Ehre duldete.

Bei der Erstürmung von Brescia war Bayard gefährlich verwundet worden, so gefährlich, daß er zu seinem Nebenmanne, dem Herrn von Mollart, sagte: „Kamerad, laßt Eure Leute einrücken, die Stadt ist gewonnen; was mich aber betrifft, so werde ich keinen Vorteil davon haben, ich bin dem Tod verfallen.“

Als die Stadt besetzt worden war, trugen zwei seiner Bogenschützen den verwundeten Bayard in ein Haus, welches das ansehnlichste in der ganzen Umgegend zu sein schien. Es war die Wohnung eines reichen Edelmanns. Dieser selbst hatte sich in ein Kloster geflüchtet, dagegen war seine Frau mit zwei hübschen Töchtern, welche sich auf einem Boden unter dem Heu versteckt hielten, den Schutz Gottes ansehend in der Wohnung zurückgeblieben.

Als an die Thür gepocht wurde, sah sie mit ernster Theilnahme, daß man einen schwer verwundeten Ritter zu ihr hereinbrachte. Er hatte die Pforte öffnen lassen und sagte dann zu seinen beiden Bogenschützen: „Ihr hattet mir mit eurem Leben dafür, daß außer meinen Leuten niemand hier hereinkommt; ich bin überzeugt, daß niemand gewaltsam eindringen wird, wenn man erfährt, es sei meine Wohnung und wenn ihr hier die Plünderung versäumt, werde ich euch anderwärts dafür entschädigen.“

Die Bogenschützen thaten nach seinem Befehle; er wurde in ein reich ausgestattetes Zimmer getragen, wo ihn die Hausfrau selbst empfing und sich ihm zu Füßen werfend also sprach: „Edler Herr, ich biete Euch dieses Haus an mit allem, was darin ist, denn ich weiß wohl, nach dem Gebrauche des Krieges ist es Euer Eigenthum, aber ich flehe Euch an, mir die Ehre und das Leben zu retten, wie auch meinen beiden Töchtern, die mir und meinem Gatten das Liebste auf der Welt sind.“

Der Ritter antwortete ihr: „Edle Frau, ich weiß nicht, ob ich meinen Wunden erliegen werde, aber ich verspreche Euch, so lange ich lebe, soll weder Euch noch Euren Töchtern ein Leid zugefügt werden, so wenig wie mir selbst. Laßt die jungen Mädchen ihr Zimmer nicht verlassen, damit man sie nicht sieht; ich versichere Euch, daß keiner meiner Leute wagen wird, ohne Eure Erlaubnis irgend einen Raum zu betreten.“

Diese Worte beruhigten die geängstigte Frau. Darauf bat er sie, irgend einen guten Wundarzt kommen zu lassen, um ihn zu verbinden; sie that dies und ging selbst mit einem der Bogenschützen nach dem Arzte. Dieser untersuchte die Wunde, die zwar schwer, aber doch nicht lebensgefährlich war. Bald darauf besuchte ihn auch der Leibarzt des Herzogs von Nemours, welcher so gut seine Pflicht that, daß der Ritter nach kaum einem Monat wieder genügend hergestellt war, um sein Pferd besteigen zu können. Als er angekleidet war, fragte er seine Wirtin, wo ihr Gatte sei, worauf die arme Frau traurig entgegnete:

„Meiner Treu, gnädiger Herr! ich weiß nicht, ob er lebt oder tot ist, aber wenn man ihn verschont hat, so glaube ich, daß er sich in einem gewissen Kloster befindet, wo er vielen Anhang hat.“

„Laßt ihn holen“, sagte der Ritter, „und ich werde ihn beschützen, damit ihm kein Leid geschieht.“

Sie ließ nach ihm forschen und nachdem sie ihn gefunden hatte, wurde er durch den Stallmeister und zwei Bogenschützen des Ritters sicher geleitet, worauf er herzlich von seinem Gaste empfangen und ihm die Versicherung gegeben wurde, er befinde sich unter Freunden.

Der Ritter war ungefähr vier bis fünf Wochen an seiner Wunde bettlägerig krank gewesen. Als er sich eines Tages erhob und durch das Zimmer schritt, ohne zu wissen, ob er sich aufrecht erhalten könne, duldete es ihn nicht länger in dieser Unthätigkeit. Er ließ den Wundarzt kommen und sagte zu ihm:

„Ich bitte Euch, mein Freund, gebt mir Bescheid, ob ich mich ohne Gefahr auf den Weg machen kann; mir scheint, ich bin gänzlich oder doch beinahe geheilt und ich gebe Euch die Versicherung, es wird besser sein, wenn ich mich von hier fortbegebe, da ich mich entsetzlich langweile.“

Die Diener des Ritters hatten dem Wundarzt bereits verraten, wie sehr sich ihr Herr nach der Schlacht sehne, denn jeden Tag erhielt er Nachricht vom Stande der Dinge, und da man eine Schlacht erwartete, fürchtete er, sie könne ohne ihn stattfinden. Da der Wundarzt die Gesinnung des Ritters kannte, entgegnete er ihm: „Gnädiger Herr, Eure Wunde ist noch nicht völlig geschlossen, aber sie ist innerlich geheilt. Ich werde Eurem Kammerdiener die nötigen Vorschriften geben, damit er Euch täglich verbinden kann, alsdann hat es keine Gefahr.“

Hätte man dem Ritter zehntausend Thaler gegeben, es würde ihm nicht so viel Freude gemacht haben als diese Nachricht. Er entschloß sich, in zwei Tagen abzureisen, indem er seinen Leuten befahl, alles in Bereitschaft zu setzen.

Die Frau des Hauses, welche sich noch immer mit ihrem Manne und ihren Töchtern als Gefangene des Ritters betrachtete, überlegte bei sich, daß sie ihr gesamtes Vermögen verloren haben würde, wenn ihr Gast sie und ihren Mann mit Strenge behandelt hätte, und sie bedachte, auf welche Weise sie ihm ein anständiges Geschenk machen könne, wodurch sie ihm ihre volle Erkenntlichkeit beweise.

Am Morgen des Tages, an welchem der Ritter gegen Abend ausziehen wollte, trat seine Wirtin in sein Zimmer und hinter ihr folgte ein Diener, der ein schönes Kästchen trug. Der Ritter ruhte auf einem Sessel, denn er hatte einen großen Weg gemacht, um sein geheiltes Bein nach und nach im Gebrauch zu üben. Sie warf sich vor ihm auf die Knie, aber er hob sie sofort auf und gestattete ihr nicht ein Wort, bevor sie sich nicht zu ihm gesetzt hatte. Sie begann darauf folgendermaßen: „Gnädiger Herr, ich betrachte es als eine Gnade von Gott, daß Ihr bei der Einnahme dieser Stadt in unser Haus gekommen seid, denn auf diese Weise rettete er meinem Manne und mir und unsern Töchtern das Leben und die Ehre, was mehr ist als alles. Seitdem Ihr hier angelangt seid, ist uns nichts als Höflichkeit widerfahren und keiner Eurer Leute hat etwas genommen, ohne es zu bezahlen. Ich weiß genau, daß wir alle Eure Gefangenen sind und daß unsre ganze Habe Euch gehört, aber ich bin gekommen, Eure Schuld zu erflehen und bitte Euch, ein Geschenk von uns anzunehmen, welches nur gering ist im Verhältnis zu unsrer Dankbarkeit.“

Darauf nahm sie das Kästchen aus den Händen des Dieners und als sie es öffnete, sah der Ritter, daß es voll von blanken Dukaten war.

Der Ritter Bayard hatte niemals viel nach Geld gefragt und sagte rasch: „Wie viele Dukaten sind in diesem Kästchen?“ Die erschrockene Frau glaubte, er sei entrüstet über die geringe Gabe und sie erwiderte: „Gnädigster

Herr, es sind nur zweitausendundfünfhundert Dukaten, aber wenn die Summe Euch nicht genügt, werden wir sie vermehren.“ Darauf sagte er: „Meiner Treu, edle Frau, wenn Ihr mir hunderttausend Thaler geben wolltet, würde es nicht so viel wert sein, als die herzliche Aufnahme und gute Pflege, die Ihr mir angezeihen liebet; wo ich mich auch befinden werde, will ich Zeit meines Lebens Euch zu Diensten stehen. Was die Dukaten betrifft, so danke ich Euch dafür, denn ich habe mein lebenlang die Menschen mehr geliebt, als das Geld. Ich verlasse Euch aber so zufrieden, als wenn Ihr mir die ganze Stadt zu Füßen gelegt hättet.“

Die gute Frau war sehr niedergeschlagen über diese Ablehnung. „Edler Herr“, sagte sie, „ich würde mich mein lebenlang unglücklich fühlen, wenn Ihr dieses geringe Geschenk zurückweisen wolltet, welches so unbedeutend ist im Vergleich zu der Liebenswürdigkeit, die Ihr an uns bewiesen habt und noch beweiset.“

Als der Ritter sie so entschlossen sah, sagte er zu ihr: „Nun wohl, edle Frau, ich nehme Euch zuliebe die Gabe an, aber ich bitte, Eure Töchter zu rufen, damit ich ihnen Lebewohl sagen kann.“

Die gute Frau war ganz glücklich, als sie ihr Geschenk endlich angenommen sah; sie holte ihre Töchter, die beide schön und wohlherzogen waren und den Ritter während seiner Krankheit häufig durch Gesang und Lautenspiel ergötzt hatten. Während die Mutter sie herbeiführte, hatte Bayard die Dukaten in drei Teile geteilt, zwei zu tausend und einen zu fünfhundert Stück.

Die älteste der Schwestern begann: „Gnädiger Herr, wir beiden Mädchen, denen Ihr die Ehre angethan habt, sie zu beschützen, danken aufrichtig für so viele Güte und versichern Euch zum Abschiede, daß wir nie aufhören werden, zu Gott für Euer Wohl zu beten, da es nicht in unsrer Macht steht, Euch anders zu danken.“

Der Ritter war gerührt über die Sanftmut und Ergebenheit der hübschen Mädchen und erwiderte ihnen: „Ihr thut dasjenige, was ich thun sollte, denn an mir ist es, Euch, mein edles Fräulein und Eurer Schwester für die Huld zu danken, die ihr mir erzeigt habt. Ihr wißt, daß man im Kriege nicht darauf eingerichtet ist, den Damen zierliche Geschenke zu machen, ich bedaure aufrichtig, nicht in der Lage zu sein, euch kostbare Schmucksachen anzubieten. Eure Mutter hat mir zweitausendfünfhundert Dukaten geschenkt, die ihr hier auf dem Tische sehet, ich gebe jeder von euch eintausend zur Hochzeitgabe, und wenn es Euch gefällt, möget ihr meiner im Gebete gedenken.“

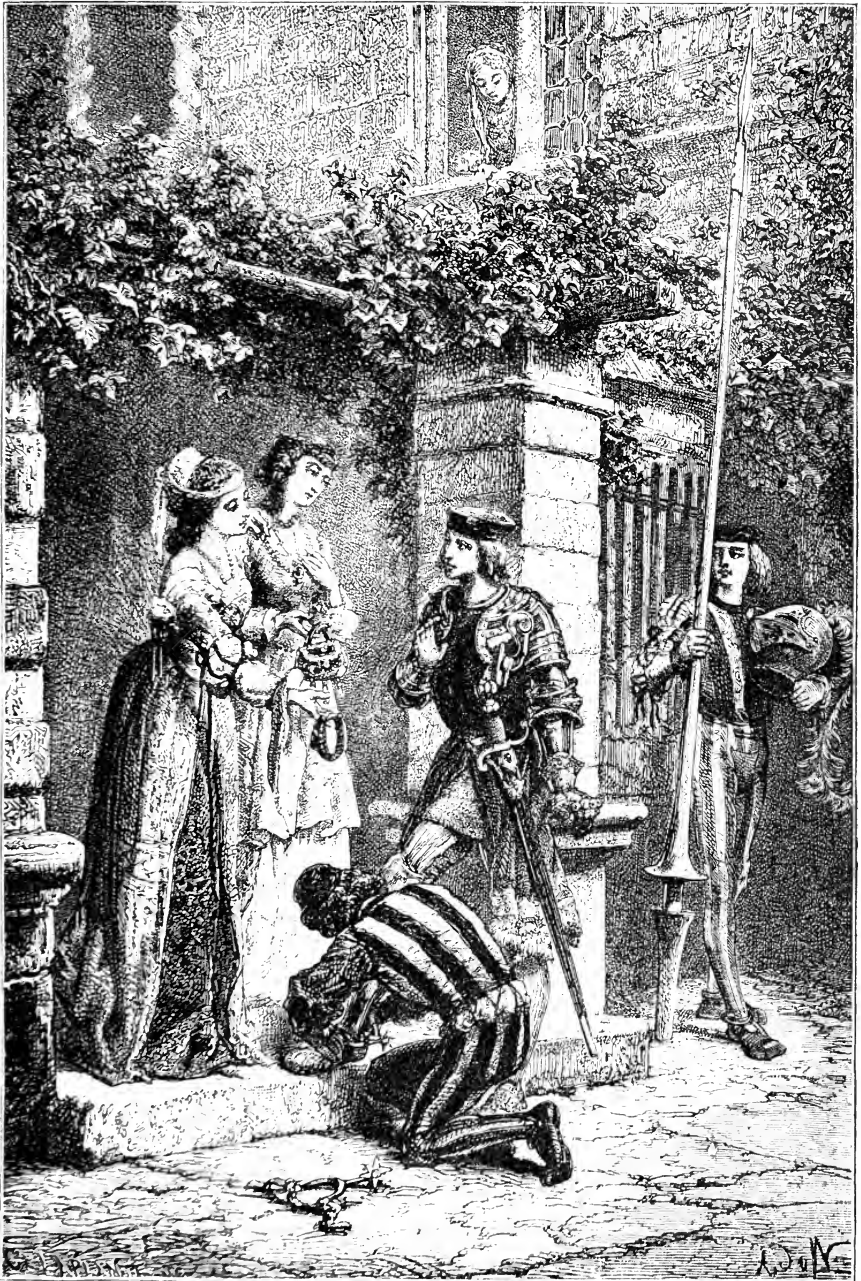
Er nötigte sie hierauf, die Dukaten anzunehmen und wendete sich an seine Wirtin mit den Worten: „Edle Frau, ich nehme die fünfhundert Dukaten an, aber ich bestimme sie zum Geschenke für Frauen, welche die Plünderung hart betroffen hat, und ich überlasse Euch die Verteilung, da Ihr am besten beurteilen werdet, wo die Hilfe not thut; und damit nehme ich Abschied von Euch.“

Darauf reichte er ihnen nach der italienischen Mode die Hand, was in Frankreich nicht Sitte war, und sie wollten ihm knieend danken, was er jedoch nicht duldete. Sie zogen sich zurück, aber sie weinten so heftig, daß man glauben konnte, es gehe ihnen an das Leben. —

Gegen Abend verlangte der Ritter nach seinen Pferden, denn er sehnte sich zu seinen Kriegsgenossen, damit die Schlacht nicht ohne ihn stattfinden möge. Als er sein Zimmer verließ, um sein Pferd zu besteigen, kamen die beiden schönen Töchter des Hauses heraus und jede von ihnen überreichte ihm ein Geschenk, welches sie während seiner Krankheit gearbeitet hatten. Die eine brachte zwei allerliebste Armbänder aus Gold- und Silberfäden, die andre eine Goldbörse, beides wundervoll gearbeitet. Er dankte ihnen herzlich und sagte, daß diese Geschenke für ihn von unermeslichem Werte seien. Er ließ sich die Armbänder sofort anlegen und befestigte die Börse an seinen Gürtel, indem er versicherte, er wolle sie zum Andenken so lange tragen, als sie dauern würden.

Bayard hatte mit Grund so sehr geeilt, seine Waffengefährten wieder zu finden, um die Schlacht nicht zu versäumen, denn während er verwundet in Brescia gelegen hatte, war der Prinz Gaston de Foix jeden Tag zu ihm gekommen und hatte zu ihm gesagt: „Mein lieber Freund Bayard, wenn Eure Wunde rasch heilt, könnt Ihr dabei sein, sobald wir dem Feinde die nächste Schlacht bieten, bei welcher ich Euch nicht entbehren möchte“, und Bayard hatte darauf erwidert, er würde sich lieber im Bette ins Gefecht tragen lassen, als davon fern bleiben.

Wenn übrigens der König Ludwig XII. von Frankreich und seine Feldherren sich in der Hoffnung wiegten, auch diesmal wieder werde die französische Armee Italien im Fluge durchheilen und fast überall ohne Schwertstreich vordringen, so hatten sie sich bitter getäuscht und zwar hauptsächlich deshalb, weil sie den wichtigen Umstand außer Acht ließen, daß der erste französische Feldzug für die italienischen Fürsten und Heerführer eine harte aber sehr lehrreiche Schule gewesen war. Als damals Karl VIII. rasch und unerwartet das Land mit seiner Armee überzog, waren die Zustände in größter Verwirrung und niemand kannte die neuern Mittel der Kriegsführung; inzwischen aber hatten die lebhaften und gelehrigen Italiener sich aller jener Kenntnisse bemächtigt, welche sie befähigten, ihrem mächtigen Feinde die Spitze zu bieten; Festungen waren errichtet, Brücken gebaut und neue Waffen angeschafft worden, kurzum, die hochmütige und glänzende französische Ritterschaft sah sich einem ganz andern Feinde gegenüber, und es zeigte sich bald, daß diesmal die Sache eine total veränderte Wendung nahm. Die größten Künstler: Leonardo da Vinci, Michelangelo, Rafael u. a. legten die Palette und den Meißel zur Seite und beschäftigten sich mit dem Ausdenken von Plänen zu besseren Verteidigungsmitteln; die Strategie kam zu ungeahnter Entwicklung und die Klugheit der Italiener begann erfolgreich gegen die ritterliche Tapferkeit der Franzosen zu kämpfen.



Die beiden jungen Damen von Brescia und Bayard.

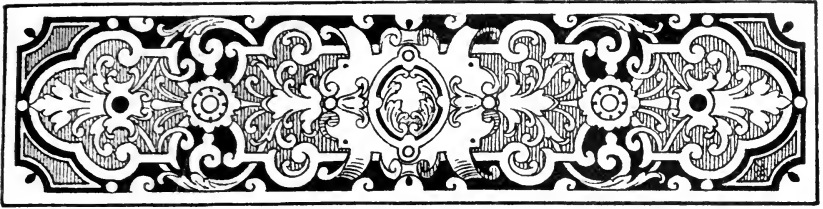
Wäre nicht noch immer die Uneinigkeit zwischen den einzelnen italienischen Staaten ein Hindernis gewesen, hätte namentlich der Haß gegen Venedig sie nicht fortwährend an energischem Zusammenhalten gehindert, wer weiß, ob es nicht schon früher zu einer Entscheidung gekommen wäre, welche den Franzosen das Vordringen auf der Halbinsel verwehrt hätte.

Darin hatte sich König Ludwig nicht verrechnet, daß das Bündnis mit Cäsar Borgia und durch diesen die Freundschaft des Papstes ihm die größten Vorteile bringen werde, denn nur auf diese Weise war es möglich, das mittlere Italien rasch zu durchheilen und bis nach Neapel zu gelangen, wo dann allerdings das Blatt sich wendete.

Vergeblich hatte der kranke Friedrich von Neapel versucht, den Krieg von seinem Reiche fern zu halten, indem er sich erbot, den König von Frankreich als Oberherrn anzuerkennen und sich selbst mit der Würde eines Vizekönigs zu begnügen. Ludwig ließ nicht von seinem Plane und eroberte Neapel, allerdings nur, um das schöne Reich nach kurzer Zeit in der Schlacht bei Gaeta an Spanien wieder zu verlieren, von wo aus dasselbe dann von aragonischen Vizekönigen regiert wurde.

In der sumpfigen Ebene an den Ufern des Garigliano, nahe bei Neapel, verlor Peter von Medici bei diesem Feldzuge sein Leben. Im Widerspruche mit den Traditionen seines Hauses hatte er sich dem Könige von Frankreich angeschlossen. Diesseits am Flusse, bei den Trümmern des alten Minturnä standen die Franzosen unter Franz Gonzaga von Mantua, Bayard in ihrer Mitte, jenseits die Spanier unter Gonzales Fernandez Alghilar de Cordova, dem großen Kapitän. Endlich war es den Franzosen gelungen, den Fluß zu überschreiten, aber Gonzales sagte, ihm sei ein Grab einen Fuß breit vorwärts lieber, als hundert Jahre Leben einige Ellen rückwärts, und er drängte die Feinde in die Flucht. Die Franzosen gingen bis Gaeta zurück und dort kam es zur Schlacht. Mit gewohnter Tapferkeit fochten die Franzosen, aber zuletzt blieben die Spanier Sieger. Schon am Garigliano hatte sich Peter Medici auf ein überladenes Schiff geflüchtet und war mit demselben unrettbar gesunken.

Auch das Schicksal des schönen und hochgepriesenen Friedrich von Neapel fand infolge dieses Krieges seinen Abschluß. Die Geschichtschreiber sind nicht einig darüber, ob er in seiner Vaterstadt der schweren Krankheit erlag, welche ihn bereits befallen hatte, als der Feind sich Neapel näherte, oder ob er in Frankreich noch kurze Zeit lebte. Ludwig XII. habe ihm den Besitz der Grafschaft Anjou und einen Jahrgelohlt zugesichert, wird von einigen Seiten behauptet. Jedenfalls war sein Leben öde und einsam gleich demjenigen der von ihm so heiß geliebten Katharina Cornaro. Schönheit und edle Empfindung finden keine Stätte in so rauher Zeit, wo der Eigennuz die Welt beherrscht, der Lärm der Waffen die süßen Klänge sanfter Schwärmerei übertönt und die heiße Sehnsucht liebender Herzen vergeblich nach Erfüllung ihrer Wünsche ringt.



Zwanzigstes Kapitel.

Wahre Treue überdauert Zeit und Geschick.

Während in den südlichen Theilen von Italien die Kriegsfurie tobte und Cäsar Borgia seine raubtierartigen Pläne verfolgte, hatten sich die Angehörigen des unglücklichen Herzogs von Mailand nach Innsbruck geflüchtet, wo augenblicklich der deutsche Kaiser Max Hof hielt.

Jenseits der Berge, welche das sonnige Italien vor den rauhen Nordwinden schützen, liegt das Land Tirol mit seinen Alpen, seinen Tannen- und Buchenwäldern, seinen frischgrünen Matten und schäumenden Giesbächen, ein Land, das von kräftiger Luft durchströmt ist und von jeher durch Menschen bewohnt wurde, die in der Einfachheit ihrer Sitten und der Kraft ihres Wesens weit verschieden sind von den verwöhnten Kindern des anmutigen und fruchtreichen Landes Italien. Seit mehr als hundert Jahren gehörte dies Land dem österreichischen Hause und die Habsburger hielten sich gern dort auf, denn bei ihnen war die Lust am edlen Weidmannswert erblich und sie liebten es, in den dichten Wäldern, auf schwer zugänglichen Felsen und unwegsamen Galden dem Wilde nachzustellen.

Auch Kaiser Maximilian teilte diese herkömmliche Liebhaberei und ihm war kein Berg zu hoch, kein Felsvorsprung zu gefährlich, um sich hinan zu wagen. War er doch vor Jahren einmal verloren gegeben, als er sich auf die steile Martinswand verirrt hatte und dort weder vorwärts noch rückwärts konnte. Vergeblich waren alle Versuche gewesen, zu ihm hinauf zu gelangen, tief unten am Fuße der himmelanragenden Felsen hatte sich die Gemeinde des nächsten Dorfes versammelt und der Geistliche hob die Monstranz zu dem Verirrten empor, damit er nicht ohne den Segen der Kirche auf jenem Felsvorsprunge sein Leben ende. So gewaltig war die Höhe, daß man die Gestalt des einsamen Jägers kaum erkennen konnte, aber eben, als er zum Tode geweiht worden, verschwand er unerwartet von der Stelle wie durch ein Wunder und war gerettet. Während er selbst sich schon zum Sterben vorbereitet und jeden Gedanken an Rettung aufgegeben hatte, war plötzlich in seiner Nähe zwischen

dem Gebüsch ein blondlockiger Kopf aufgetaucht mit großen blauen Augen und feinen Gesichtszügen. In der Überraschung des Augenblicks konnte Max die Gestalt nicht genau erkennen, er sah nur, daß ein kurzes Gewand den Leib verhüllte. Schweigend winkte ihm die unerwartete Erscheinung und zeigte ihm den vergeblich gesuchten Pfad, auf dem er von dem schreckensvollen Orte wieder zu Menschen gelangen konnte, die den verloren Geglaubten mit Jubel begrüßten. Aber kaum hatte er den Weg betreten, auf dem er nicht mehr fehlen konnte, als auch jene Gestalt spurlos verschwunden war und vergeblich blieben alle seine Bemühungen, den Ketter aussändig zu machen. Es mußte ein junger blühender Gesell gewesen sein, so viel konnte er behaupten, aber alles Forschen war vergeblich und bald war man allgemein überzeugt, es sei ein Engel des Himmels gewesen, den die Heilige Jungfrau herabgesandt habe, um dem allbeliebten Prinzen den Weg von der unwegsamen Martinswand zu zeigen.

In Tirol war Maximilian gleich einem Vater geehrt und geliebt, wie denn überhaupt die Habsburger durch milde Gesinnung sich unter den Herrschern der damaligen Zeit vorteilhaft auszeichneten.

Zwar verschmähten auch sie keineswegs die Vergrößerung ihrer Hausmacht, aber dies geschah meist auf friedlichem Wege. Obgleich sie wohl auch gelegentlich einmal mit dem Schwerte dahin wirkten, ihre Besitztümer auszu dehnen, so suchten sie doch meist durch Heiraten und daraus hervorgehende Erbschaften fremde Gebiete mit Osterreich zu vereinigen.

Maximilian war Friedrichs III. Sohn und durch die Vermählung mit Karl des Kühnen Tochter, Maria von Burgund, wurde sein Sohn Philipp aus dieser Ehe Herr der Niederlande. Er hatte als Witwer dann die Absicht gehabt, Anna von Bretagne zu heiraten, aber Karl VIII. war ihm zuvor gekommen und der Kaiser hatte seine Wahl auf Bianca Sforza aus dem Mailänder Herzogshause gelenkt, welche nicht nur eine unermesslich reiche Mitgift und blühende Schönheit, sondern auch die ganze Anmut und Geistesbildung, wie sie an den italienischen Höfen zur Geltung kam, mit nach Deutschland brachte. Erst spät gelangte Maximilian auf den Thron, denn sein Vater starb, als der Sohn bereits in ältern Jahren war. Aber sein Gemüt war jung und frisch geblieben und er hielt die Augen offen nach allen Seiten hin. Schon unter Ludwig XI. war er mit Frankreich in Fader geraten, da der König die niederländischen Städte zum Abfall reizte und wirklich auch einen Teil des südlichen Flandern an sich brachte. Mit Karl VIII. war in späterer Zeit hauptsächlich durch Vermittelung Ludwig Moros von Mailand ein erträgliches Verhältnis zu stande gekommen. Nun aber suchte Frankreich die Freundschaft des Kaisers, um ihn zu veranlassen, daß er nicht für Mailand eintrete und den französischen Gelüsten gegenüber sich neutral verhalte.

Das Volk in Tirol sah in Verehrung zu seinem Herrscher auf und nahm herzlichen Anteil an allen Vorgängen, welche ihn und seine Familie betrafen.

So betrachteten die Bewohner von Innsbruck auch mit aufrichtigem Mitleid die wunderbar schöne, blasser Frau, die mit ihren beiden Knaben seit einiger Zeit als Gast bei der Herrschaft weilte.

Ihre sanften braunen Augen, die edlen Züge, das vom schwarzen Schleier verhüllte nußbraune Haar, die stattliche und doch anmutige Gestalt, alles wurde mit Teilnahme bemerkt und beobachtet, und wenn sie die Domkirche besuchte, so richteten sich die Blicke aller Anwesenden nach der herrschaftlichen Loge, in welcher die Fremde mit ihren Knaben saß. Die dunkle Gesichtsfarbe der beiden Leptern, ihre tiefschwarzen Augen und Haare riefen mancherlei gar absonderliche Gedanken bei den Landbewohnern wach, denn viele glaubten, daß in Italien die Menschen von ganz dunkler Hautfarbe seien, andre wollten wissen, der Herzog von Mailand, der Gemahl der blassen Frau, sei ein Mohr, aber dann meinten wieder andre, wenn dies der Fall wäre, müßten die Knaben doch schwarz und weiß gefleckte Haut haben, und so ging das Gerede fort, wobei aber auch jedesmal die große Leutfeligkeit der fremden Fürstin hervorgehoben wurde, die es nicht unter ihrer Würde hielt, den Armen mit eigener Hand Almosen zu reichen und sich in deutscher Sprache nach ihren Familienangelegenheiten zu erkundigen.

Die guten Leute blickten zwar voll Mitleid in die kummervollen Züge der edlen Herzogin, aber sie hatten keine Ahnung von der Größe der Besorgnis, welche deren Herz erfüllte. Kein Wunder, daß ihre Wangen erblaßt waren und ihre Augenlider oft geröthet schienen von anhaltendem Weinen! Ihr Gemüt fand weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, und wenn die erschöpfte Natur endlich einmal für einige Stunden im Schlafe Stärkung suchte, schreckte sie bald wieder von beunruhigenden Träumen gequält, in denen sie ihren geliebten Gatten, den Vater ihrer Söhne, hinter schrecklichen Kerkermauern oder gar auf dem Blutgerüste erblickte, empor.

Noch war das Schicksal Mailands nicht ganz entschieden und noch immer hoffte der Herzog, es werde ihm gelingen, mit fremder Hilfe sein Land aus der Gewalt der Franzosen wieder zu befreien. Wie gefahrvoll er selbst seine Lage ansah, bewies der Umstand, daß er seine Gattin und die beiden Söhne mit dem ganzen Rest seines Vermögens an den Hof seines Schwagers Maximilian in Sicherheit gebracht hatte. ↘

Maria fand in der Religion ihren einzigen und höchsten Trost. In damaliger Zeit blieb für edle Frauen in Tagen der Bedrängnis keine andre Zuflucht, als daß sie sich in eifrigen Religionsübungen und brünstigem Gebete zu Gott und der Heiligen Jungfrau wendeten. Täglich hörte die Herzogin am frühen Morgen die Messe und besuchte des Abends die Vesper, während sie in der Zwischenzeit sich mit dem Unterricht ihrer Knaben beschäftigte. Das Gebet wirkte gleich einer frommen Betäubung, denn sie würde es für Sünde gehalten haben, wären ihre Gedanken nicht auf Gott gerichtet gewesen, während sie zu ihm flehte.

Je größer ihre Sorge war, je mehr die Angst sie zu überwältigen drohte, um so eifriger suchte sie Trost im Gebete und fand ihn auch, insofern ihre Sorgen dann beruhigt wurden.

Konnte auch der Hof des Kaisers nicht in Trauer verharren, weil die Schwägerin von Maximilians Gemahlin in Kummer versenkt dort weilte, so wurde ihr doch nicht zugemutet, in irgend einer Weise sich an den Vorgängen daselbst, am wenigsten aber bei Festlichkeiten zu beteiligen. Eines Tages machte der Kaiser ihr mit großer Schonung den Vorschlag, ein stilles Waldschlößchen für einige Zeit zu beziehen, welches mehrere Stunden von der Stadt entfernt im Gebirge lag und seit vielen Jahren gar nicht bewohnt wurde. Maria war damit einverstanden, denn ihr war es ganz recht, sich völlig in klösterlicher Stille zu befinden und sie hatte nur die eine Bitte, daß man ihr jede von ihrem Gemahl anlangende Nachricht sofort übermittele. Es wurde darauf das nötige Hausgerät nach dem Bergschlößchen geschafft und sie übersiedelte mit ihren Knaben, der Dienerschaft und den Pferden, die sie mitgebracht hatte, dorthin.

Die Gemahlin des Kaisers, Bianca Sforza, hatte diese Anordnung veranlaßt und zwar aus schonender Rücksicht für die Schwägerin, da sich Verhandlungen zwischen dem Könige von Frankreich und dem deutschen Kaiser anbahnten und man nicht voraussehen konnte, ob dieselben für Maria kränkende oder aufregende Folgen herbeiführen würden.

Dies war der Grund, der die zartfühlende Kaiserin zu dem Vorschlage bestimmte, der Kaiser aber, der bei aller Ritterlichkeit seines Wesens gleich allen Männern seiner Zeit keine Spur von Gefühlschwärmerei kannte, hatte den Vorschlag gut geheißt, weil er erwog, daß Maria vielleicht durch Bitten und Thränen sowohl auf Bianca wie auf ihn selbst zu wirken suchen könne.

Den Grundsätzen seines Hauses getreu, wollte Maximilian versuchen, ob die Gelegenheit günstig sei, seine Macht zu vergrößern.

Gegen Frankreich hegte Maximilian von jeher eine Abneigung und er hatte die Ansprüche des Hauses Orleans in bezug auf das Herzogtum Mailand niemals anerkannt, so daß Ludwig XII. die Frucht seiner Siege nach den Rechten nicht genießen konnte, solange Maximilian seine Anerkennung verweigerte. Der Kardinal d'Amboise, der erste Minister Ludwigs XII., war entschlossen, alles aufzubieten, mit Maximilian in Frieden zu bleiben; er begab sich daher nach Trient, um mit demselben eine Besprechung zu haben. Ludwig XII. hatte keine Söhne, d'Amboise bot die Tochter dieses Königs, die Prinzessin Claudia von Frankreich, welche kaum geboren war, dem Enkel Maximilians, Karl, dem Sohne Philipps und Johanna von Kastilien, zur Ehe an. Die beiden kindlichen Eheleute sollten das Herzogtum Mailand zur Mitgift haben, wenn Maximilian sie damit belehnen werde. Philipp war Herrscher der Niederlande und im Interesse seiner industriellen Unterthanen wünschte er den dauernden Frieden mit Frankreich. Er bemühte sich daher mit Eifer, zwischen seinem

Vater Maximilian und Ludwig XII. zu vermitteln. Die Angelegenheit war schon früher eingeleitet, bei der Zusammenkunft in Trient fügte der Cardinal d'Amboise den Vorschlag einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern hinzu. Der ehrgeizige Mann hoffte sich dadurch den Weg zum päpstlichen Stuhle zu bahnen. Er versprach außerdem die Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Person des Ludwig Sforza, sowie des Cardinals Ascanio und anderer gefangener Mailänder. Aber die Hauptangelegenheit war nicht leicht zu ordnen. Ludwig XII. konnte einen Sohn erhalten und er wollte diesen nicht im voraus zu Gunsten seiner Tochter enterben, niemals aber würde der Kaiser darauf eingegangen sein, daß Ludwig in dieser Hinsicht einen Vorbehalt machte. Die Konferenz verlief also ohne Resultat.

Während dieser Verhandlungen war die Verbindung zwischen der kaiserlichen Familie und der Gemahlin Ludwig Moros fast gänzlich abgebrochen worden. Maria erhielt von ihren beauftragten Boten fortwährend genaue Nachricht über den Stand ihrer eignen Angelegenheiten und sie entbehrte den Umgang mit andern Menschen nicht. Ihre Umgebung theilte die Trauer der Herrin und somit konnte sie sich ganz dem stillen Leben in Frömmigkeit und Wohlthätigkeit widmen.

Wie es ihre Art war, suchte sie bald in der Umgegend alle Unglücklichen auf und linderte das Elend, so viel in ihren Kräften stand. Zwar besaß das Schloßchen eine Kapelle, aber Maria hatte keinen besondern Kaplan und mußte sich daher mit dem Priester der nächsten Dorfgemeinde in Verbindung setzen.

Es hatte nur kurze Zeit gewährt, so war sie als der gute Engel der Umgegend bekannt. Die Armut war lange nicht so groß als in Italien, wo die fortwährenden Kriege jeden Wohlstand auf dem Lande unmöglich machten, aber dennoch gab es Unglückliche genug, denen die milde Hand der fremden Schloßbewohnerin Trost und Wohlthat gewähren konnte. Dies war neben den religiösen Übungen die einzige Zerstreuung, die sie suchte.

Als die Verhandlungen zwischen Maximilian und dem Könige von Frankreich abgebrochen waren, kehrte der Kaiser nach Innsbruck zurück und nun war der Augenblick gekommen, wo er und seine Gemahlin wieder daran denken konnten, die einsame Frau auf dem Bergschloßchen heimzuzusuchen. Mit einem kleinen Gefolge machten sie sich auf den Weg und erreichten nach einem ziemlich anstrengenden Ritt die abgelegene Wohnung Marias. Diese war nicht wenig durch den Besuch erfreut. Da sie aber vorher gar keine Ahnung von demselben gehabt hatte, wurde sie in dem Augenblicke von den Ankommenden überrascht, als sie im begriffe war, einigen Dorfkindern Nahrungsmittel auszuteilen.

Es war ein rührendes Bild und der Kaiser verweilte mit seiner Gemahlin am Eingange, um sich an dem Anblicke zu erfreuen, ohne den Vorgang zu stören. Auf einem hochlehnigen Stuhle saß Maria, wie gewöhnlich in dunkle Gewänder gehüllt, hinter ihr stand ihr ältester Sohn, der die verschränkten Arme auf die

Lehne des Stuhles gelegt hatte, während der jüngere Sohn an der Seite der Mutter stand. Beide Knaben blickten ernst und ruhig auf ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes junges Mädchen, dem die Herzogin eben eine Gabe reichte.

Das Erscheinen des kaiserlichen Paares veränderte mit einem Male die anmutige Szene. Erstaunt und erfreut blickten die Knaben auf und näherten sich ehrfurchtsvoll dem Kaiser. Auch Maria erhob sich und während sie dies that, blickte auch das arme Mädchen furchtsam zu den hohen Gestalten auf, welche unerwartet eintraten. Einige andre arme Kinder, welche zur Seite standen, blieben gleichfalls bewegungslos und starrten erstaunt auf die fremden Gäste.

Zufällig war der Blick des Kaisers auf das arme Mädchen gefallen, das vor der Herzogin stand, und es war seltsam, daß er über diesen Anblick fast die Begrüßung vergaß, welche er der Herzogin von Mailand zugebracht hatte. Mit höchster Bewunderung blickte er noch immer auf das schüchterne Kind, das gar nicht begreifen konnte, was der edle Herr Bemerkenswertes an ihm entdeckt haben konnte.

Zerstreut erwiderte darauf der Kaiser die Grüße der beiden Prinzen und bewillkommnete etwas flüchtig deren Mutter, die bereits von der Kaiserin mit einer schwesternlichen Umarmung begrüßt worden war. Es gab dann viele, für Maria im höchsten Grade wichtige Fragen und Erkundigungen, wodurch Maximilian den Eindruck vergaß, den er beim Eintritte empfangen hatte. Die Dorfkinder hatten sich inzwischen entfernt. Der Kaiser erzählte von seinem Aufenthalt in Trient und den gescheiterten Verhandlungen mit dem Cardinal d'Amboise und ging dann sofort auf eine für Maria und ihre Kinder sehr überraschende frohe Botschaft über, indem er mittheilte, daß der flüchtige Herzog Ludwig in kurzer Zeit in Innsbruck eintreffen werde, um sich mit dem Kaiser wegen der weitem Maßregeln gegen Frankreich zu besprechen.

Diese Nachricht versetzte Maria in so frohe Stimmung, daß sie mit heiterer Miene sich ihren Gästen widmen konnte. Obgleich diese sich nicht lange aufhielten, wurde die kurze Zeit doch mit hoffnungsvollen Gesprächen ausgefüllt und der kleine Imbiß, den die Bewohnerin des Schlosses ihren Gästen vorsetzen ließ, wurde gewürzt durch das Lächeln der Wirtin, deren Herz nach langer Zeit zum erstenmal wieder in Hoffnung und Freude schlug.

Die Gäste bereiteten sich schon wieder zum Aufbruch, als dem Kaiser plötzlich das Gesicht jenes Kindes in das Gedächtnis kam, welches er beim Eintritt gesehen hatte und dessen Anblick eine merkwürdige Erinnerung in ihm geweckt hatte. Er frug die Herzogin, ob sie die Eltern des Kindes kenne, worauf diese entgegnete, das Mädchen sei die Tochter einer Witwe, die noch mehrere kleine Kinder habe. Die arme Frau sei gegenwärtig krank, sonst würde sie keine Wohlthaten in Anspruch nehmen, denn es sei ihr bis jetzt noch immer gelungen, durch ihre Arbeit sich und ihre Kinder zu erhalten. Der Kaiser bat die Herzogin, sich doch einmal nach dem verstorbenen Vater des Mädchens zu

erkundigen und namentlich zu fragen, ob das Kind nicht eine auffallende Ähnlichkeit mit demselben habe. Sei dies der Fall, so stehe er hier offenbar vor der endlichen Lösung eines Rätsels, dem er vergeblich lange Zeit nachgeforscht und das vielleicht nun durch einen Zufall sich ihm hier offenbart habe. Er ließ zugleich ein reichliches Geschenk für das Kind zurück. Gleich darauf war er mit seiner Gemahlin und dem Gefolge wieder nach Innsbruck unterwegs.



Kaiser Maximilian. Nach Burgmeier.

Kaiser Maximilian besaß bei vielen großen und edlen Eigenschaften einen kleinlichen Zug von Eigennutz, der sich bei allen Gelegenheiten geltend machte und der auch bei den Verhandlungen mit dem französischen Kardinal hervorgetreten war. Als bald darauf Ludwig Moro nach Innsbruck kam, um des Kaisers Hilfe zu erbitten, verlangte dieser zuvor die Auslieferung des ganzen

Vermögens, welches der vertriebene Herzog gerettet hatte, aber dazu konnte sich dieser nicht verstehen, um so weniger, als das Wiedersehen des geliebten Weibes und der hoffnungsvollen Knaben ihn an alle Pflichten erinnerte, welche er seiner Familie schuldig war.

Wohl war es eine schmerzlich süße Zeit, welche Maria mit ihrem Gemahl auf dem einsamen Bergschlosse verlebte. Die Tage waren gezählt und an jedem derselben hatte der Herzog zahlreiche Besprechungen mit den verschiedensten Menschen, welche sich ihm zur Verfügung stellten und in seine Dienste treten wollten. Er hatte sich rasch entschlossen, ganz auf eigne Faust ein Heer zusammenzuziehen und zu diesem Zwecke ließ er mit Bewilligung des Kaisers seine Agenten in der Schweiz für sich werben.

Bald darauf zog er mit diesem rasch erworbenen Heere nach der Lombardei, wo er in Como und später auch in Mailand von seinen Unterthanen mit Freuden begrüßt wurde. Die Franzosen zogen sich zurück, aber nur, um mit verstärkter Macht wiederzukommen und darauf zum zweitenmale den Herzog zu besiegen. Nach Ludwigs XII. Ansicht waren die Sforza überhaupt Usurpatoren und Ludwig hatte nun zum zweitenmal seiner Macht getrotzt. Der unglückliche Herzog wurde gefangen und Ludwig ließ ihn nach dem südlichen Frankreich bringen, um ihn dort für Lebenszeit im Kerker schmachten zu lassen.

Mit welcher Herzensangst hatte inzwischen die Herzogin Maria auf jede Kunde gelauscht, die von den Erfolgen und später von den Niederlagen ihres Gemahls zu ihr drangen! Ihre Gesundheit wurde fast aufgerieben von diesem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht.

Während der ersten Zeit, als ihr Gatte siegreich vordrang, hatte sie ihre Gebete zu Gott in Dankfügungen umgewandelt und ihre Wohlthätigkeit wuchs unter der Freude ihres Herzens. Sie hatte auch des Auftrags nicht vergessen, den ihr der Kaiser damals erteilt hatte. Bald nach dessen Besuche hatte sie jener armen Witwe das reichliche Geldgeschenk zukommen lassen, aber ohne sie selbst zu sprechen. Dann war sie eine Zeit lang durch die Anwesenheit ihres Gatten und die auf sie einstürmenden Aufregungen abgehalten worden, sich persönlich nach der armen Frau umzusehen, um von ihr zu erfahren, was der Kaiser zu wissen begehre. Nun aber fand sie Zeit und Gelegenheit dazu und sie suchte das arme Weib auf, um mit ihr über den Wunsch des Kaisers zu reden.

Die Frau hatte sich inzwischen mit Hilfe der reichlichen Unterstützung, die ihr zu teil geworden war, völlig wieder erholt und sie sowohl wie ihre Kinder strahlten in Frohsinn und Gesundheit.

Durch ihr Töchterchen hatte die Frau einigermaßen erfahren, was vorgefallen war und sie selbst hatte sich die Sache ergänzen können. Als die Herzogin nun die Frage an sie richtete, ob das Kind ihrem verstorbenen Manne ähnlich sei, lächelte sie wehmütig, schüttelte mit dem Kopfe und sagte:

„Ich will Euch die Veranlassung zu dieser Frage unfres guten Kaisers mittheilen, hohe Frau, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir Verschwiegenheit zusagt, denn ich habe es mir in der Tiefe meines Herzens gelobt, unter keinen Umständen den Kaiser den Zusammenhang wissen zu lassen.“

Sie zog darauf ihr ältestes Töchterchen zu sich heran, drückte dessen Kopf dicht an den ihrigen und frug dann die Herzogin: „Seht selbst, hohe Frau, wem das Kind ähnlich sieht.“

Es war in der That unverkennbar, daß das Mädchen der Mutter wie aus dem Gesichte geschnitten war und die Herzogin bestätigte dies durch freundliche Zustimmung. Hierauf schickte die Frau die Kinder aus der Stube und begann dann zu erzählen:

„Wenn man Euch, Frau Herzogin, für einen Engel des Himmels halten wollte, würdet Ihr es durch Eure Milde und Tugend verdient haben, aber daß ich geringes und sündhaftes Weib einmal die Rolle eines solchen himmlischen Boten gespielt habe, ist gewiß seltsam und unglaublich, und eben deshalb würde es mir schlecht anstehen, davon zu sprechen; ich thue es auch nur in der festen Voraussetzung, daß Ihr mit niemand, am wenigsten aber mit unserm erhabenen Kaiser davon reden werdet. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich von dieser Geschichte spreche; dies ist die reine Wahrheit und ich will nicht selig werden, wenn es anders ist. Damals und die Jahre darauf schwieg ich aus einem andern Grunde und auch diesen würde ich niemand außer Euch mittheilen, denn ich bin jetzt eine arme alte Frau und man könnte mich für verrückt halten, wenn man etwas davon erführe. Mein Vater war Waldhüter und ich ein junges unbändiges Ding, das seine Wege ging und im Gebirge besser Bescheid wußte als irgend ein Mann. Wenn ich zwischen den Felsen umherkletterte — ich wußte oft selbst nicht, warum ich es that — begegnete ich zuweilen einem Gemsenjäger, oder sonst jemand, den die Jagdlust zu den gefährlichsten Stellen trieb; aber ich hatte mich um die Männer in unsrer Gegend wenig bekümmert, als ich eines Tags zwischen dem Gebüsch hindurch eine kleine vornehme Jagdgesellschaft sah, unter welcher sich ein Mann von stattlichem Wuchse und kühnen Gesichtszügen durch Unersehrodenheit besonders hervorthat. Immer war er den andern voraus und lachte, wenn sie ihm zu den gefährlichsten Stellen nicht folgen konnten. Ich beobachtete ihn öfter, denn ich selbst schweifte zuweilen stundenweit im Gebirge umher. Bis dahin war mir niemand vorgekommen, der völlig schwindelfrei und furchtlos wie ich selbst umherkletterte. Aber nun hatte ich meinen Meister gefunden. Es war offenbar ein vornehmer Mann, aber ich wußte nicht, wer er war, und obgleich ich nie ein Wort mit ihm gesprochen hatte, ja sogar wußte, daß sein Auge mich nie gesehen, faßte ich thörichtes und unerfahrenes Ding eine ganz gottlose — denn es war doch Hochmut, was mich dazu trieb — Neigung zu ihm, bis ich endlich eines Tags durch Zufall erfuhr, daß es unser Kaisersohn selbst sei, der all-

jährlich zur Jagd kam und den ich erst jetzt von Angesicht gesehen hatte. Ich schämte mich meiner Thorheit, demüthigte mich vor Gott und bat ihn, mir dieselbe zu verzeihen, und mir irgend eine Buße dafür aufzulegen.

„Wenige Tage, nachdem ich zu dieser Erkenntnis gekommen war, ging ein Schreckensruf durch das ganze Gebirge. Der Kaiserssohn sei verunglückt, zwar lebe er noch, aber es sei unmöglich, daß ein Mensch zu ihm gelangen könne und er selbst finde keinen Rückweg mehr. Oben an der Martinswand, auf einem steilen Vorsprunge befand sich der verirrte Herr, wo das Gestein viele tausend Fuß senkrecht vor ihm in das Thal hinab und hinter ihm steil zum Himmel sich hob. Vergeblich hatten die besten Männer des Gebirges versucht, zu ihm zu gelangen, keinem war es geglückt und schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben. Da war es mir, als wolle der Himmel mir einen Wink geben. Meine tolle Neigung konnte nichts andres zu bedeuten haben, als daß ich mein Leben für den allgeliebten Mann wagen mußte. Ohne an die Gefahr weiter zu denken, machte ich mich auf und suchte die Martinswand zu erreichen. War doch niemand so genau mit Weg und Steg umher bekannt wie ich. Mein Gefühl gab mir in Wahrheit Flügel und bevor ich selbst es dachte, war ich bei dem verirrten Herrn. Mein Herz klopfte hörbar, als ich das Gebüsch auseinander bog und ihn vor mir sah. Ich winkte ihm und führte ihn schweigend durch die Dämmerung des Waldes auf einen Weg, von welchem aus er dann rasch und sicher in das Thal gelangen konnte. Da ich mich zu dem gefährlichen Unternehmen so gekleidet hatte, daß ich nicht gern vor Männeraugen mich sehen ließ, so verschwand ich ohne Gruß und Abschied, ja ohne ein Wort geredet zu haben, sobald ich den kaiserlichen Herrn gerettet mußte. Dieser aber wurde unten mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt und die Kunde seines wunderbaren Abenteurers war bald im Munde aller Menschen. Niemand dachte, daß ein Mädchen sich bis zu ihm hätte wagen können, und er selbst glaubte, sein Führer sei ein Jüngling gewesen. Vergeblich suchte man überall in der Gegend umher nach diesem vermeintlichen jungen Manne, setzte Belohnungen aus und gab allerlei Versprechungen, wenn ihn jemand entdecken werde. Endlich, da alles Forschen vergeblich blieb, bildete sich im Volke die Sage, ein Engel sei vom Himmel gekommen und habe dem guten Kaiserssohne den Weg gezeigt. Ich verschloß mein Geheimniß in tiefster Brust, denn ich wußte, daß Gott keinen Engel vom Himmel, wohl aber die Liebe in mein Herz gesandt hatte, um dem Kaiserssohne in der Stunde der Gefahr zur Seite zu stehen. Nach und nach wurde die Geschichte vergessen; ich verheiratete mich, wurde mit Kindern gesegnet und lebte zufrieden, bis mein Mann starb.“

„Aber habt Ihr denn nie daran gedacht, den Kaiser um eine Unterstützung anzugehen“, fragte darauf die Herzogin. „Wenn er erführe, daß Ihr ihn damals gerettet, so würde er Euch jede Bitte gewähren, für Euch und Eure Kinder sorgen, und Ihr hättet nicht mehr nötig, Euch um des Lebens Notdurft zu plagen.“

„Vergeßt nicht, hohe Frau“, fiel ihr das einfache Weib in das Wort, „daß Ihr mir versprochen habt, mein Geheimniß zu bewahren und laßt mich nicht bereuen, zum erstenmal daselbe über die Lippen gebracht zu haben, denn wenn mir alle Schätze der Welt geboten würden, möchte ich die That nicht verkaufen, die ich damals vollführen durfte. O nein, Frau Herzogin, so schlecht dürft Ihr nicht von uns geringen Leuten denken. Ich war das Werkzeug in Gottes Hand und ich würde glauben, meine Seligkeit verkauft zu haben, wenn ich Geld für diese That nehmen wollte. Bis jetzt haben wir noch nicht Not gelitten, nur während ich krank war, trat die Versuchung an mich heran, und seht, gerade damals hat der liebe Gott Euch uns zugeschiedt und mich vor dem äußersten Elend gnädig bewahrt.“

Die Herzogin blickte gerührt auf die einfache Frau und Thränen traten in ihre Augen. In diesem schlichten Herzen wohnte ein solches Gottvertrauen: wie hätte sie selbst an der Barmherzigkeit des Himmels verzagen können! Sie gelobte sich aufs neue, alles in Geduld hinzunehmen, was das Schicksal über sie verhängen werde und im Glück wie im Unglück niemals das Vertrauen zu verlieren. Aber sie freute sich, daß sie in der Lage war, der einfachen Jägersfrau durch die That zu zeigen, wie sehr sie ihre treue Gesinnung zu schätzen wußte und in ihrem Herzen brachte sie Gott ein Opfer dar, indem sie dafür sorgte, daß jene für immer vor Not geschützt würde und auch über die Zukunft ihrer Kinder beruhigt sein konnte.

Schon in den nächsten Tagen empfand die Herzogin, wie nötig ihr Fassung und Ergebenheit waren, als sie traurige Nachrichten vom Schauplatz des Krieges erhielt und bald brach das Unglück mit voller Gewalt über sie herein. Die angeworbenen Truppen ihres Vatters wurden durch das verweichlichende Leben in den fruchtbaren Ebenen der Lombardei aller Ausdauer beraubt und konnten sich gegen das französische Heer nicht behaupten. Der tapfere Ludwig Moro wurde in die Enge getrieben, wiederholt geschlagen und endlich gefangen genommen. Auch der Cardinal Ascanio Sforza fiel in die Hände des Feindes, während andre Glieder der Familie glücklich nach Deutschland entkamen, wo sie bei dem Kaiser Maximilian Schutz suchten, der ihnen denn auch auf die Bitte der Kaiserin Bianca gewährt wurde.

Der Jammer, welcher sich Marias bemächtigte, als sie das Schicksal ihres Vatters vernahm, war unbeschreiblich.

Der König von Frankreich hatte den tapfern Herzog in das Innere seines Landes bringen lassen, und nachdem er ihm die Schmach angethan, ihn am hellen Tage gefesselt durch die Stadt Lyon führen zu lassen, schleppte man ihn in eine kleine französische Festung, wo er auf Lebenszeit eingekerkert wurde.

Von nun an hatte die Herzogin Maria nur noch einen Wunsch. Ihr Herz sehnte sich, in der Nähe ihres Gemahls leben und vielleicht von Zeit zu Zeit ihn sehen und sprechen zu dürfen, um ihm den Trost zu gewähren,

daß ihre Liebe ihm unwandelbar treu blieb und sie ihre Söhne in seinem Sinne erzog.

Aber der Erfüllung dieses Wunsches standen unüberwindliche Hindernisse entgegen, denn sie mußte befürchten, daß der König von Frankreich denselben nicht gewähren und sie vielleicht noch mit beleidigendem Hohn behandeln werde. Sie verlebte wieder einsame Tage voll von Kummer und ungestillter Sehnsucht. Neben der Erziehung ihrer Söhne, ihren religiösen Übungen und der Wohlthätigkeit gewährte ihr auch der Briefwechsel mit einigen Mitgliedern ihrer Familie und bewährten Freunden Trost und Erquickung.

Zu den wenigen treuen Freunden, mit denen sie regelmäßig Briefe wechselte, gehörte auch Leonardo da Vinci, der gerade damals sich wieder in Florenz aufhielt, wo er im großen Saale des Palastes der Signoria Fresken malte. Ihm, dem langjährigen Freunde, der auch ihrem Gemahl in wahrer Treue zugethan war, schüttete sie ihr Herz aus und machte ihren Klagen Luft, indem sie ihm mittheilte, wie sie sich an der vergeblichen Sehnsucht verzehre, in der Nähe ihres Gemahls leben zu dürfen.

Leonardo da Vinci antwortete darauf nicht mit leeren Worten des Trostes. Nachdem die unglückliche Frau noch einige Monate in Trauer und Hoffnungslosigkeit verlebt hatte, erhielt sie einen Brief von ihm, in welchem er ihr die vom Könige von Frankreich eigenhändig unterschriebene Erlaubnis übersandte, ihren Aufenthalt in Frankreich nehmen zu können, wo sie wolle.

Und wie hatte Leonardo da Vinci dies erreicht? Von dem Augenblicke an, als er Marias Brief und durch denselben von dem tiefen Herzeleid der angebeteten Frau Kunde erhalten hatte, fand er keine Ruhe mehr bei der Arbeit. Die ehrenvollen Aufträge, welche ihm seine Vaterstadt zu teil werden ließ, hatten allen Reiz für ihn verloren. Ihn beschäftigte nur der eine Gedanke, wie er der unglücklichen Herzogin helfen und ihren sehnlichsten Wunsch in Erfüllung bringen könne.

Selbst der Wettstreit, welchen Michelangelo, der gleichfalls in der Signoria malte, mit ihm begonnen hatte, konnte ihn nicht abhalten, auf Mittel und Wege zu sinnen, um den König von Frankreich gnädig für die von ihm unwandelbar verehrte Frau zu stimmen. Es war kein leichter Entschluß für ihn, sich noch einmal dem Herzoge von Valentinois, Cäsar Borgia, zu nähern, aber Leonardo verstand es, diesen gefürchteten Mann günstig für sich zu stimmen.

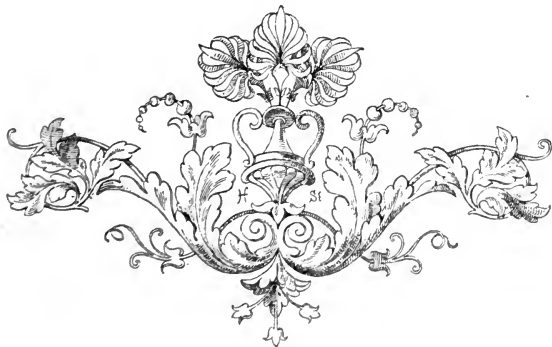
Der eigentliche Zweck des Künstlers ging daraus aus, durch Cäsar Borgia dem Könige von Frankreich empfohlen zu werden, und es bedurfte für Ludwig XII. nur einer Andeutung, daß der ehemalige Günstling Ludwig Moros, der Schöpfer des Abendmahls zu Maria delle Grazie, in seine Dienste zu treten wünsche, um ihn sofort zu dessen Berufung nach Mailand zu veranlassen.

So kam Leonardo schon nach kurzer Zeit wieder nach der Stätte seines größten Ruhms und edelsten Schaffens zurück, und er bot in Mailand alles

auf, um sich das Wohlwollen des Königs in immer höherm Grade zu sichern, bis er endlich wagen durfte, sich von demselben als besondere Gnade jene Erlaubnis für Maria Pazzi zu erbitten, welche der Herzogin von Mailand auf ihr eignes Ansuchen niemals zugestanden worden wäre.

Dem ritterlichen Sinne des Königs gefielen die Mittheilungen, welche ihm Leonardo in bezug auf seine Beziehungen zur Familie Pazzi seit der ersten Begegnung auf Kastell Buonfidardo machte, und er ließ sich bewegen, nicht nur jene Erlaubnis zu unterzeichnen, sondern auch der unglücklichen Frau und ihren Knaben freies Geleite bis in die Gegend jenes Schlosses zu gewähren, wo ihr Gatte gefangen saß.

Dort in der Nähe des Meeres, in einer Gegend, welche an Schönheit und Erhabenheit nirgends übertroffen werden kann, blieb nun die ehemalige Herzogin von Mailand und führte lange Jahre hindurch das stille Leben fort, welches sie auf dem einsamen Bergschlößchen in Tirol geführt hatte. Zwar erhielt sie wenig Besuche von hohen Personen und regierenden Häuptern, aber oft genug hielt sich im nächsten Dorfe der Freund ihrer Jugend, Leonardo da Vinci, auf, der dem Könige von Frankreich in sein Land gefolgt war, vielleicht nur, weil auch in seinem Herzen eine unstillbare Sehnsucht nach der Nähe derjenigen Frau lebte, welche der gute Genius seines Lebens und Schaffens war. Zwar blieben die Schwingen seines künstlerischen Wirkens gelähmt, und er erhob sich nie wieder zu jener Höhe, auf welcher er damals stand, als er unter den Augen seiner Freundin das Abendmahl geschaffen und einen ganzen Kreis lernbegieriger Schüler um sich versammelt hatte; er gehörte eben nicht zu jenen titanischen Naturen, welche ein Gefühl von sich abschütteln und immer nur der Schaffensfreude leben können.





Epilog.



Man hat öfter beobachtet, daß Menschen von ehrgeizigem Charakter, wenn ihr Ende herannaht, mit verdoppeltem Eifer diejenigen Ziele zu erringen trachten, auf welche sie das ganze Leben hindurch ihr Augenmerk gerichtet hatten. In ähnlicher Weise geschah es mit Cäsar Borgia in bezug auf den Papst Alexander VI., denn diese beiden Menschen konnten fast für eine Persönlichkeit gelten, und mit unstillbarer Hast suchte Cäsar durch seinen Vater in dessen letzten Lebensjahren möglichst viel zu erreichen, um seine Absicht, zum Könige von Mittelitalien erhoben zu werden, noch völlig in das Werk zu setzen. Die Geschichte weiß von einer großen Anzahl öffentlicher und geheimer Mordthaten, welche an größeren und kleineren Parteiführern begangen wurden, um dem Herzog von Valentinois nach und nach sämtliche festen Schlösser und Fürstentümer der Romagna in die Hände zu spielen. Es kam dabei nicht darauf an, ob man frühere Anhänglichkeit mit dem schwärzesten Undank lohnte, Familienglück zerstörte und dem Lande das Beispiel grauenhafter Verwilderung bot, wenn Cäsar nur Schritt für Schritt auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts kam.

Der plötzliche Tod Alexanders VI. vereitelte jedoch alle diese Bemühungen. Der Papst starb entweder am Fieber, welches, bevor man den Gebrauch der Chinarinde kannte, in Rom häufig tödlich verlief, oder durch das Verbrechen seines eignen Sohnes. Man glaubte nämlich allgemein, er habe bei einem Gastmahle von dem vergifteten Weine getrunken, den sein schrecklicher Sohn für einen mißliebigen Cardinal hatte mischen lassen. In so verworrener Zeit läßt sich über derartige Vorgänge schwer Gewißheit erlangen, und es wäre immerhin möglich, daß die vergifteten Flaschen durch die Diener absichtlich verwechselt wurden. Anstatt des betreffenden Cardinals tranken Alexander und sein Sohn das Gift, und ersterer starb eines raschen Todes, während Cäsar schwer erkrankte.

Cäsar Borgia erzählte später gelegentlich dem Niccolo Machiavelli, der sich im Auftrage der Republik Florenz in Rom aufhielt, er sei auf alles, was sich im Augenblicke des Todes seines Vaters ereignen könne, vorbereitet und gerüstet gewesen, aber niemals habe er daran gedacht, daß er selbst gerade in diesem Augenblicke tödlich krank sein könne. Er hatte darauf gerechnet, die

Wahl des neuen Papstes werde zum großen Theil von ihm abhängen, denn die Kardinäle, welche sein Vater ernannt und namentlich die vielen Spanier, welche er in das heilige Kollegium gebracht hatte, hoffte er nach seinem Willen zu lenken. Während seines Einflusses hatte er die gesamte römische Aristokratie derart in den Hintergrund gedrängt, daß er sie nicht mehr fürchten zu müssen glaubte. Alle Festungen in Rom und der Umgebung waren durch seine Soldaten besetzt, und die Armee, mit welcher er gegen die Orsini gekochten hatte, lagerte um die Mauern der Hauptstadt. Auf der andern Seite war er im Augenblicke mit den Höfen von Frankreich und Spanien etwas zerfallen und konnte auf keinen davon mit Sicherheit zählen. Aber so schlimm seine Lage war, verlor er doch das Selbstvertrauen nicht. Und während das Volk mit unbeschreiblichem Jubel nach der Peterskirche eilte, um die Leiche Alexanders VI. zu sehen und den öffentlichen Abscheu gegen den Verstorbenen zu erkennen zu geben, blieb Cäsar Borgia im Vatikan. Er verhandelte sofort mit den Colonna, gab ihnen einige Städte und Festungen zurück, die der Papst ihnen geraubt hatte, und versicherte sich um diesen Preis ihrer Neutralität. Aber er hatte nicht Truppen genug, um seinen Gegnern den Einzug in Rom zu verbieten und zugleich das Volk niederzuhalten, welches ihn verabscheute. Die Colonna waren zurückgekehrt, und die Orsini hatten nicht nur Besitz von dem römischen Palaste der Familie genommen, sondern auch die Häuser und Läden der spanischen Höflinge und Kaufleute der Plünderung preisgegeben, als Rache dafür, daß Alexander und Cäsar Borgia die Familie bekämpft hatten. Da die Soldaten des Herzogs von Valentinois fast alle in der Umgegend des Vatikans lagen, versammelten sich die Kardinäle in der Kirche Santa Maria sopra Minerva, um dort das Begräbniß des Papstes und dann die Wahl seines Nachfolgers vorzubereiten.

Was dem Herzog zu statten kam, war der Umstand, daß die kleinen Fürstentümer, die er an sich gerissen hatte, nur ungern wieder in den Besitz ihrer früheren Beherrscher, zu deren Zeit es in ihren Schlössern auf Kosten der Unterthanen hoch hergegangen war, zurückkehren wollten. Er mußte sich nun entscheiden, ob er sich mit Frankreich oder Spanien, die wegen Neapel in Feindschaft waren, verbinden wolle, und da er die französische Armee näher wußte, wählte er das Klügere und schloß sich dem Könige von Frankreich wieder enger an. Er ließ den Cardinal Georg d'Amboise, der in aller Eile nach Rom kam und nicht nur die dringenden Empfehlungen seines Souveräns, sondern auch große Reichthümer mitbrachte, in dem festen Glauben, daß ihm der päpstliche Stuhl gesichert sei, ja er schloß mit Ludwig XII. einen förmlichen Kontrakt, in welchem er allen seinen Einfluß für die Wahl des Cardinals d'Amboise versprach.

Aber die Kardinäle fürchteten den Einfluß des maßlos ehrgeizigen Cäsar Borgia und sie beeilten sich daher mit der Wahl des neuen Papstes. Noch bevor Cäsar wieder völlig genesen war, hatte das Konklave bereits den Cardinal Franz Piccolomini gewählt, einen Mann von so hohem Alter und schwacher

Gesundheit, so daß seine Wahl eigentlich nichts weiter bedeutete als Zeitgewinn, um Maßregeln zu treffen, welche den Einfluß der Borgia vernichten konnten.

Unter dem Namen Pius III. bestieg Piccolomini den päpstlichen Stuhl, und von diesem Augenblicke an änderten sich wieder alle politischen Verhältnisse. Die Franzosen hatten das Interesse für den Herzog von Valentinois verloren und verwendeten alle Aufmerksamkeit auf Neapel.

Die Orsini würden sich Frankreich angeschlossen haben, wenn der Kardinal d'Amboise sie nicht durch seine Freundschaft zu Cäsar Borgia beleidigt hätte, während die Colonna sich dem Könige von Spanien zur Verfügung stellten. Zuletzt mischte sich Venedig ein, und es geschah das Unglaubliche, daß die Orsini und Colonna sich ausöhnten und gemeinschaftlich zu Spanien hielten, um den allgemein verabscheuten Herzog von Valentinois mit aller Kraft zu bekämpfen.

Pius III. täuschte die Erwartung der Kardinäle nicht, denn er starb schon nach zwei Monaten, man vermutete an Gift, weil ein so rasches Ableben doch nicht vorhergesehen war.

Zwischen hatten die Kardinäle ihre Maßregeln getroffen, und diejenigen, welche mit dem nun in Aussicht genommenen Papste nicht übereinstimmten, entschlossen sich zuletzt, ihre Zustimmung möglichst hoch zu verkaufen. Der Kardinal d'Amboise, welcher einsehen mußte, daß er selbst die Tiara nicht erlangen werde, lenkte die Stimmen, über welche er verfügte, auf denjenigen Kardinal, der sich am lebhaftesten für die Interessen Frankreichs ausgesprochen hatte; dieses war der Kardinal Julius de la Rovere, der Nefte Sixtus' IV.

Um sich an Alexander, der sein persönlicher Feind war, zu rächen, hatte Julius die französischen Armeen unter Karl VIII. nach Italien gelockt, und nachdem Alexander ihn aus Rom verbannt hatte, lebte er fast immer am französischen Hofe. Er besaß unermessliche Reichtümer und große Einkünfte, über welche er zu gunsten seiner Parteigänger verfügen konnte. Außerdem besaß er das allgemeine Vertrauen. Er verdankte dasselbe seltsamerweise seinem Feinde Alexander, welcher wiederholt ausgesprochen hatte, der Kardinal de la Rovere besitze bei unzähligen Lastern nur eine Tugend und diese sei die Zuverlässigkeit.

Aber der Kardinal d'Amboise hatte nicht vorhergesehen, daß Julius ganz der Mann dazu war, um alle Umstände zu seinem Vorteile zu benutzen und am Ziele nur so zu handeln, wie er selbst es für gut fand. Zwei Tage vor der Wahl schloß Julius mit Cäsar Borgia einen Vertrag, in welchem die früher geplante Verlobung seines Neffen mit der Tochter des Herzogs von Valentinois ausgesprochen wurde. So kam es, daß am Tage, als das Konklave zusammentrat, sofort alle Stimmen dem Kardinal Rovere zufließen, so daß die Kardinäle nicht einmal nötig hatten, sich einzuschließen. Der erwählte Papst nahm den Namen Julius II. an.

Dieser gewaltige Mensch, dem es nur im Verkehr mit bedeutenden Geistern wohl war, brachte für Rom eine große Epoche künstlerischen Schaffens, und

die Namen Michelangelo und Raffael Sanzio sind für immer mit dem seinigen verbunden. Die Kunstgeschichte weihet ihm ein besonders dankbares Andenken, und die großartigen Werke, die unter seiner Regierung geschaffen wurden, überdauern alle Zeiten. Dagegen ist der Name der Borgia so sehr mit Schmach bedeckt, daß selbst die guten Seiten des Papstes Alexander ausgelöscht sind, gleich den lügenhaften Prahlereien, die schon kurz nach seinem Tode an den Wänden der Borgia-Stanzen auf Befehl Julius' II. übermalt wurden und an deren Stelle später die unsterblichen Meisterwerke Raffaels das Auge des Beschauers entzücken sollten.

Unter dem Pontifikate Alexanders hatte sich bereits jene große Bauhätigkeit, welche unter Julius II. die reichsten Früchte trug, geregelt. Der berühmte Bramante von Urbino begann seine Wirksamkeit bereits zu Borgias Lebzeiten, und Bauwerke, wie der Palast Riario, der später den Namen „Cancellaria“ erhielt, zeigten schon damals den reinsten Charakter der Renaissance. Interessant ist auch der Umstand, daß zu den Verzierungen der neuen Kirche Santa



Papst Julius II. Nach Raffael.

Maria maggiore das erste aus Amerika gesandte Gold verwendet wurde. Columbus ehrte die Kirche hoch, in seinem Testamente vermachte er der Republik Genua, seiner geliebten Heimat, ein Gebetbuch, welches ihm Papst Alexander einst geschenkt, und welches ihm in Kerker, Kampf und Widerwärtigkeiten zum höchsten Troste gereicht hatte.

Was Cäsar Borgia immer gefürchtet hatte, daß sein Ansehen nach dem Tode des Papstes Alexander zu Grunde gerichtet sei, erfüllte sich im vollen Maße. Anfangs versuchte Julius II. ihn zu seinen Zwecken zu gebrauchen,

aber es kamen Betrügereien zu Tage, und Cäsar ward eines Tages in demselben Turme der Borgia eingesperrt, in welchem er so viele Unschuldige hatte martern und umbringen lassen; doch entließ man ihn bald wieder aus dieser Haft. Er geriet dann in mancherlei Abenteuer, tauchte bald in Italien, bald in Spanien als Condottiere auf und begleitete als solcher endlich seinen Schwager, den König von Navarra, auf einem Kriegszuge, wo er sein Leben verlor.

Wie bereits früher erwähnt, lebte Lucrezia Borgia zu Ferrara als Gattin des Herzogs und Mutter zweier Kinder. Nebenbei wurde sie auch als Beschützerin der Künste und Wissenschaften geschätzt und geachtet, und es war ihr jedenfalls sehr erwünscht, wenn man nach und nach ihre Herkunft ganz in Vergessenheit geraten ließ. Ihre Stellung als die Gemahlin eines souveränen Fürsten schützte sie vor persönlichen Beleidigungen, aber schon zu ihren Lebzeiten verwechselte man den Makel, der auf ihrer Geburt lag, mit dem Urtheil über ihren Charakter. Ihre Kinder machten ihr keine Unehre, und es ist merkwürdig genug, daß eine Frau, welche in der Geschichte der Reformation als Freundin Calvins bekannt ist, die Prinzessin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs XII., sich mit einem Enkel des verüchtigten Papstes Alexander, dem Sohne des Herzogs Alphons und der Lucrezia Borgia vermählte.

Da man in Rom darauf bedacht war, das Andenken an den Papst Alexander möglichst in den Hintergrund treten zu lassen, verstand es sich von selbst, daß die Frauen, welche ihm im Leben nahe gestanden hatten, nur in größter Zurückgezogenheit leben konnten und in strengster Frömmigkeit die Erinnerung an vergangene Zeiten zu begraben suchten. Weder von Madonna Adriana noch von der schönen Julia Farnese erfuhr die Welt wieder etwas, und es war nur durch ganz besondere Umstände zu erklären, daß im Frühlinge des Jahres 1510 bei dem Leichenbegängnisse der Frau Banozza de Catanei noch einmal die ganze fluchbeladene Periode, welche mit dem Ableben des Papstes Alexander ihr Ende erreicht hatte, gleichsam aus der Vergessenheit hervortrat.

Von all den Personen, welche jenem Papste nahe gestanden hatten, war Banozza die einzige, welche zuweilen mit Besonnenheit die Vorgänge betrachtete und mit klarem Blicke die Folgen erwog. Da jedoch ihr persönlicher Einfluß gerade in dem Augenblicke, als der Cardinal Borgia den päpstlichen Stuhl bestieg, geschwächt wurde und sie die Herrschaft andern weiblichen Händen überlassen mußte, dachte sie mit verständigem Sinne daran, wenigstens ihre eigne Zukunft zu sichern, und sie brachte es durch kluge Benutzung der Umstände zu beträchtlichem Reichthum. Sie war nun seit längerer Zeit Witwe und lebte gleichfalls in vorsichtiger Zurückgezogenheit, aber sie verwendete einen Theil ihrer Besitztümer zu frommen Stiftungen, die unter dem Schutze der Geistlichkeit standen, und sie bewirkte dadurch, daß ihr Name unter den größten Wohlthätern der Stadt genannt wurde, was ihr zuletzt eine Art Nimbus verlieh und das Gedächtnis früherer Zeiten in bezug auf ihre Persönlichkeit auslöschte.

Als sie ihr Ende herannahen fühlte, ließ sie sich mit den Sterbefakramenten versehen und bestimmte in ihrem Testamente noch einige so großartige Schenkungen an verschiedene Klöster der Stadt, daß die oberste Kirchenbehörde sich genötigt sah, ihr Andenken in besonders feierlicher Weise zu ehren. Die Kirche Santa Maria del popolo war diejenige gewesen, welche dem Patronate des Kardinals Rodrigo Borgia einst unterstellt war und die er auch während seines Pontifikates bei allen Gelegenheiten bevorzugte. Vanozza hatte stets den Wunsch, in dieser Kirche beigesetzt zu werden, und im Hinblick auf ihre großartige Mildthätigkeit war es nicht anders möglich, als daß dieser ihr letzter Wunsch bewilligt wurde. Überdies blieb sie immerhin die Mutter der Herzogin von Ferrara, und es mußten ihr schon aus diesem Grunde besondere Ehren erzeigt werden, da jedenfalls vorauszusehen war, daß die herzogliche Familie sich durch eine besondere Gesandtschaft bei der Beerdigung vertreten lassen werde. Es fanden mancherlei Beratungen statt, und endlich wurde der Beschluß gefaßt, Frau Vanozza de Catanei als eine Wohlthäterin und Freundin der Kirche nach ihrem Tode öffentlich durch ein pomphaftes Leichenbegängnis zu ehren. Ihrem Wunsche entsprechend sollte sie in der Kirche San Maria del popolo beigesetzt und ihr daselbst ein entsprechendes Denkmal gesetzt werden. Daß zu diesem Entschlusse der Einfluß von Ferrara aus mitgewirkt hatte, war zweifellos.

In demselben Jahre starb auch eine andre berühmte Frau, und am Morgen des 12. Juli bewegte sich zu Venedig ein großartiger Leichenzug über eine zu diesem Zwecke besonders errichtete Brücke nach der Apostelkirche, wo das Erbbegräbniß der Familie Cornaro sich befand. In dem mit Goldstoffen überdeckten Sarge ruhten die Überreste der einst so gefeierten Königin Katharina, welche ihre letzten Lebensjahre zu Volo verlebt hatte, woselbst sie, wie bereits früher erwähnt, einen kleinen Musenhof unterhielt, der in seinen Bestrebungen an Lorenzo von Medici und Ludwig Moro erinnerte. So suchte die schöne Frau sich über die Leere ihres Herzens und den Gram über ihr verlorenes Liebesglück hinwegzutäuschen. Ein poetisches Werk ihres Geheimschreibers Bembo ist bis auf unsre Zeit gekommen. Dasselbe ist „*Asolari*“ betitelt und besteht aus Dialogen über die Natur der Liebe. Es entspinnen sich diese Dialoge bei einer Reihe von Festlichkeiten, die Katharina bei Verheirathung eines ihrer Hoffräulein veranstaltet, wobei drei eingeladene Kavaliere, denen die Namen Perottino, Gismondo und Lavinello beigelegt werden, in den Anlagen des Parks mit drei Edelfrauen: Berenice, Lisa und Sabinetta, sich zusammenfinden.

Am ersten Tage spricht Perottino, ein unglücklich Liebender, über die Übel, die die Liebe verursacht, und geht unter Thränen ab. Am zweiten bekämpft der glücklich liebende Gismondo seines Vorgängers Klage und feiert die Liebe als das Süßeste und Erquickendste. Am dritten endlich soll Lavinello in Gegenwart Katharinas, die von diesen Dialogen vernommen, die Argumente seiner Vorgänger prüfen und ein Urtheil darüber abgeben. Statt dessen erzählt

er nun eine Geschichte, wie er kurz vorher in dem hinter dem Schlosse aufsteigenden Waldgebirge einen Einsiedler gefunden, den er um Rat gebeten, da derselbe bereits durch einen Traum Kenntniß von diesen Dialogen erlangt hat. Die Meinung des Einsiedlers ist, daß die irdische Liebe eine unwahre sei, die wahre dagegen sei die himmlische, an der man sich ewig erfreuen könne.

Die Dialoge, die uns die Szenerie in reichen Farben schildern, beruhen vielfach auf mythologischen Bildern und klassischer Belesenheit. Sie sind mit Sonetten und Kanzenen durchflochten und waren im 16. Jahrhundert sehr beliebt. Auch die bildende Kunst stellte zuweilen den Gegensatz zwischen der himmlischen und irdischen Liebe dar. Eines der berühmtesten Bilder des venezianischen Meisters Tizian, welches zuletzt in den Borgheesischen Palaß zu Rom gelangt ist, zeigt zwei Frauengestalten, in welchen sich die himmlische und irdische Liebe verkörpern, und es geht die Sage, daß der Kopf der unbekleideten idealen Frauenerscheinung die Züge der schönen Katharina Cornaro trägt. —

Daß nach Schauspielen aller Art begierige römische Volk strömte an dem Tage des Begräbnißes der Frau Vanozza de Catanei, der Mutter Cäsars Borgia und der Herzogin von Ferrara, Lucrezia Borgia, in ganzen Scharen zu dem Leichenbegängnisse, welches durch singende Mönche und eine große Anzahl von Priestern und Bischöfen in ihrem Ornat eröffnet und wieder durch andre Mönche mit brennenden Wachskerzen beschloßen wurde. Die Kirche war überfüllt, und es konnte als ein besonderer Vorzug betrachtet werden, wenn man darin einen geeigneten Platz fand, um die merkwürdige Feierlichkeit recht deutlich beobachten zu können.

Dieses Vorzugs erfreute sich auch ein gelehrter deutscher Augustinermönch, der durch ein Zusammentreffen von Zufälligkeiten aus seinem Kloster zu Wittenberg nach Rom gekommen war, um in einer geschäftlichen Streitfrage die Entscheidung des höchsten kirchlichen Kollegiums einzuholen. Der junge Mann war von dem Prior seines eignen Klosters zu dieser Mission ausersehen worden, weil er nicht nur von vielen Insassen des Klosters die meisten Sprachkenntniße bejaß, sondern auch bei allen Gelegenheiten eine eiserne Energie und zähe Ausdauer bewiesen hatte. Seinem strebsamen Geiste und seinem Durste nach Erkenntniß kam diese Sendung sehr zu statten. Überall, wo er sich unterwegs aufhalten durfte, hatte er die Gelegenheit ergriffen, sich nicht nur über die Natur der äußeren Erscheinungen, sondern auch über den Geist der geschichtlichen Ereignisse zu unterrichten. In Florenz hatte er nicht versäumt, die berühmte Bibliothek des Klosters San Marco zu besichtigen, und bei dieser Gelegenheit wurde ihm auch die Zelle des unglücklichen Priors Girolamo Savonarola gezeigt, in welcher man mancherlei Andenken an diesen Mann aufbewahrte. Wohl kannte der junge deutsche Mönch die Geschichte des abtrünnigen Klosterbruders, aber bei dem Mangel an gewissenhaften und vorurteilsfreien Nachrichten ging ihm doch erst hier an der Stätte seines Wirkens

und Leidens ein Licht über dessen eigentliches Wollen auf. Die Mönche zeigten ihm den perſiſchen Roſenſtrauch, unter welchem Savonarola ſeine Anhänger um ſich zu verſammeln pflegte. Wie oft, dachte er bei ſich, wird die Verheißung vom Reiche Gottes auf Erden noch von Weiſen wie von Thoren mißverſtanden werden!

Mit ſichtlicher Aufmerkſamkeit lauſchte der junge Deutſche dieſen Mittheilungen und ſein ſelbſtändiger Geiſt ging bei der Beurteilung deſſen, was er ſah und hörte, ſeine eignen Wege. Noch waren nicht allzu viele Jahre vergangen, ſeit Savonarola für ſeine Überzeugung ſterben mußte, aber die Welt hatte inzwiſchen Rieſenſchritte vorwärts gethan. Die Erfindung der Buchdruckerkuſt und die Entdeckung Amerikas bildeten die beiden großen Ereigniſſe, deren Tragweite zwar ſelbſt von den klügſten Köpfen kaum geahnt wurde, die aber doch in ihrer Einwirkung auf die allgemeinen Zuſtände ſich ſchon bemerkbar machten. Noch lebte die Seele des ernſtblickenden Mönches von Wittenberg faſt excluſiv in der Erwägung religiöſer oder vielmehr kirchlicher Fragen, und da er durchaus keine Anlagen zur Schwärmerei hatte, ſo war das weltliche Regiment des Papſtes und was damit zuſammenhing, häufig der Gegenſtand ſeines Nachdenkens. In Savonarola hatte er ſeither nur den keßeriſchen Rebellen gegen die Lehren der Kirche geſehen, aber es wurde ihm klar, daß jener ein neues Reich der göttlichen Verheißung auf Erden gründen und der päpſtlichen Herrſchaft die wahre Kirche, als deren Grundpfeiler Chriſtus gelten ſollte, entgegenſtellen wollte. Ihm fiel ein, daß jetzt gerade hundert Jahre vorüber waren, ſeitdem Huß zu Konſtanz den Scheiterhaufen aus ähnlichem Anlaß beſteigen mußte. Auch dieſer hatte das Reich Gottes nicht in der innern Heiligung, ſondern in vergänglichem irdiſchen Einrichtungen geſucht. Im Geiſte des deutſchen Mönches dämmerte damals ſchon die Ahnung einer Verwirklichung jener Hoffnung auf geiſtigem Gebiete. Ein eigentliches Losreißen von der ehrwürdigen Mutter Kirche kam ihm dabei nicht in den Sinn.

Noch lebte die Familie Medici in der Verbannung, aber in ganz Florenz mußte man bereits, daß Lorenzo, der Sohn Pietros und Enkel Lorenzos des Prächtigen, demnächſt zurückkehren und in die alten Rechte ſeines Hauſes wieder eintreten werde. — Mit großem Eifer belehrte ſich der Auguſtinermonch aus Wittenberg über alle geſchichtlichen Vorgänge, die an Ort und Stelle ſich ganz anders darſtellten, als er ſie aus der Entfernung kennen lernte. Es dämmerte in ihm die Ahnung auf, daß durch die Erfindung der Buchdruckerkuſt ein großer Fortſchritt in der richtigen Beurteilung fernliegender Ereigniſſe angebahnt werde, da die mündlichen und handſchriftlichen Überlieferungen nur ſpärlich verbreitet und durch perſönliche Auffaſſung oft getrübt wurden.

War es nicht ein ungewöhnliches Zuſammentreffen, daß der junge Mönch kurze Zeit nachher dem Begräbniſſe der Banozza de Catanei zu Rom beiwohnte, jener Frau, bei deren Andenken noch einmal aller Pomp, alle Entſittlichung, alle Prahlſucht und alle Graufamkeit, die ſich an den Namen Borgia knüpften,

im Gedächtnis der Menschheit auftauchten! Es lebten noch Augenzeugen genug, um jede Einzelheit berichten und bestätigen zu können, und auch hier wieder machte der deutsche Mönch die Erfahrung, daß viele Dinge in einem ganz andern Lichte erscheinen, wenn man sie an Ort und Stelle kennen lernt. Seinem biedern deutschen Sinne widerstrebte schon der weltliche Glanz des gegenwärtigen päpstlichen Hofes, wenn er sah, wie die Bußgelder der ganzen katholischen Welt hier für Wunderwerke der Kunst verwendet wurden, und er erinnerte sich des schamlosen Ablasshandels, der in seinem eignen Vaterlande allerorten getrieben wurde, um das im Schweiß erworbene Geld des absichtlich verdummten Volkes nach Rom zu leiten. Ein Chaos von Gedanken wogte und gährte in dem Kopfe des ernstesten jungen Mannes, und er harrete des Rufes von oben, der den entscheidenden Lichtstrahl in diese wogende Gedankenflut senden werde.

Sein Geschäftsanliegen beim heiligen Stuhle nötigte ihn, einige Wochen in Rom zu bleiben. Er lebte während dieser Zeit als Beauftragter seines Priors in einem Kloster der Augustinermönche, welches mit der Kirche Santa Maria del popolo in Verbindung stand. Nächsten Sonntag sollte er die Kanzel dieser Kirche betreten, um daselbst eine lateinische Gastpredigt zu halten. Vielleicht war es sogar möglich, daß der Papst, der für ihn noch immer das geheiligte Oberhaupt der gesamten Christenheit war, ihm eine besondere Audienz gewährte. Welche reiche Erlebnisse brachte ihm diese Pilgerfahrt nach Rom und wie prägte sich ihm alles ein, was er sah und vernahm! Galt er doch in der Heimat bereits als grundgelehrter Mann, der das Studium der Bibel mit Feuereifer betrieb und an der Universität zu Wittenberg als Professor lehrte! Aber er fühlte wohl, wie dieser Aufenthalt in Rom alle seine Anschauungen umänderte und er ahnte, daß er als neuer Mensch zurückkehren werde. Heute nun befand er sich auf einem sehr bequemen Sitze, von welchem er die Begräbnisfeierlichkeit zu Ehren Vanozzas in allen Einzelheiten genau beobachten konnte, denn da die Mönche des Augustinerklosters sich bei dem Zuge beteiligen mußten, hatte der freundliche Prior dem deutschen Gaste den besten Platz anweisen können. Aus dem gesund und kräftig dreinschauenden Gesichte leuchteten die klugen Augen, die in den letzten Wochen auf der Reise so vieles Große und Schöne in Natur und Menschenleben, aber hier in Rom auch gar manches Abstoßende und Unerfreuliche erschauen konnten, und sie blickten schon nicht mehr so kindlich verwundert drein als in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in der gewaltigen und prächtigen Stadt, zu welcher alle Wege führten, da die Pilger aus aller Herren Länder unwiderstehlich dorthin gezogen wurden. Da der Prior nun sah, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit der junge Mönch die Vorgänge betrachtete, näherte er sich ihm und flüsterte mit wohlwollendem Lächeln:

„Könnt Ihr alles gut sehen, Frater Martinus Luther?“

Der junge Mann sah auf und nickte dankbar und erfreut.

Erzählungen von Anton Ohorn.

Die Helden der Küste. Zweite Auflage.

Eine Geschichte vom deutschen Nordseegestade.

Geh. M. 4.50.

Von Dr. Anton Ohorn.

Geb. M. 6.—.

Der Bürgermeister von Lübeck.

Geschichtliche Erzählung von Dr. Anton Ohorn.

Mit acht Vollbildern nach Originalzeichnungen von Th. Rocholt.

Gehftet M. 4.50.

2. Auflage.

Gebunden M. 6.—.

Es ist das kraftvolle Werk eines echten deutschen Dichters, welches mit diesem Buche der reiferen Jugend und der deutschen Familie gewidmet wird. Ohorn hat die Ereignisse einer bewegten Zeit mit anerkannter Meisterschaft erzählt, Personen und Verhältnisse so anschaulich und lebensvoll geschildert, daß das Buch nicht allein eine vorzügliche, sondern auch eine außerordentlich spannende Lektüre bildet.

Gehftet M. 4.50.



Emin,

Mit sechs Vollbildern

Gebunden M. 6.—.

von Albert Richter.

Der weiße Pascha im Sudan.

Geschichtliche Erzählung aus den jüngsten Verhältnissen Afrikas.

Von Dr. Anton Ohorn.

Das segensvolle Wirken unsres Landsmannes Emin in der durch Mißwirtschaft ausgefogenen Provinz, jäh unterbrochen durch den Ausbruch des Mahdi-Aufstandes, sowie die Kämpfe mit den fanatischen Anhängern des neuen Propheten, bilden den großartigen interessanten Hintergrund unsrer Erzählung, deren Held neben Emin ein junger Sandehnegger ist, der durch Sklavenhändler Eltern und Auerwandte verloren.

Der Eisenkönig.

Historische Erzählung aus der Zeit der Kreuzzüge und des großen Mongolensturmes.

Geh. M. 4.50.

Von Dr. Anton Ohorn.

Geb. M. 6.—.

3. Auflage. — Mit 20 Text-Abbildungen und einem Titelbilde.



Halbrunkener Seilenos.

Illustrierte Mythologie.

Göttersagen und Kultusformen
der
Hellenen, Römer, Ägypter,
Ander, Perser und Germanen.

Nebst Zusammenstellung der gebräuch-
lichsten Symbole und allegorischen Bilder.

Von

Prof. Dr. Hermann Gölz.

Sechste, vielfach verbesserte Auflage.

Mit 184 Abbildungen.

== Preis gebunden M. 6.— ==

Inhalt: Griechische Mythologie. —
Römische Mythologie. — Ägyptische My-
thologie. — Indische Mythologie. — Me-
disch-persische Mythologie. — Germanische
Mythologie.

Diese sechste Auflage des beliebten
Buches, welche teglich unter Berücksich-
tigung der neueren Forschungen sorgfältig
verbessert worden ist, wird besonders durch
ihre gänzliche Neuillustrierung inter-
essieren, bei der als Prinzip galt, überall die
Schöpfungen der Alten selbst zur Darstellung
zu bringen, was am besten zum Verständnis
der mythologischen Vorstellungen der alten
Welt fährt.

Gehftet M. 3.—.

Parzival

Gebunden M. 4.—.

und die Wunder des heiligen Grales.

Der reiferen Jugend erzählt von Hildebrandt-Strehlen.

Mit sechs Holzschnitten und Originalzeichnungen von Konrad Weigand.

Den schönen Stoff der Grals Sage neu zu bearbeiten und ihn der Phantasie und dem Verständnis
der Jugend mundgerecht zu machen, war eine glückliche Idee des bekannten und beliebten Erzählers.
Die Geschichte von Parzival ist an sich schon ein Edelstein, hier aber hat er einen wirksamen Schif
erhalten, der seine Gediegenheit und Bedeutung in das beste Licht setzt. Die Darstellung ist durchaus
fest und spannend, dabei aber einfach und durchweg edel gehalten und von poetischem Geiste erfüllt.
Hierzu kommen sechs gute und anschauliche Bilder, sowie eine gediegene äußere Ausstattung. Das Buch
verdient eine wirklich prächtige Gabe für die reifere Jugend genannt zu werden.

Der junge Handwerker und Künstler.



Anleitung
zur
Herstellung nützlicher Gegenstände
aus Papier, Pappe, Holz, Gips,
Metall u. s. w.
sowie zum Photographieren.

Von
Carl Freyer.

Mit 580 Text-Abbildungen und 5 Tafeln.

Geheftet M. 4.—

Gebunden M. 5.—

Inhalt: Schreibfunksstücke. — Zeichen- und Maßfünfe. — Der junge Photograph. — Papparbeiten. — Der junge Buchbinder. — Holzarbeiten. — Gipsgießen und Modellieren. — Metallarbeiten.

„Der junge Handwerker und Künstler“ ist bestimmt, in umfassendster Weise das heutzutage allerorten zu Tage tretende Bestreben zu unterstützen, die in der Jugend schlummernde Neigung zur Ausübung von Handfertigkeiten zu heben und die Verhütung solcher Geschicklichkeiten auf die Herstellung nützlicher Dinge überzuleiten. Der Inhalt ist ein außerordentlich reichhaltiger, insbesondere ist auch der heute in weitesten Kreisen verbreiteten und beliebten Kunst des Photographierens ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Beschäftigungsbuch für die reifere Jugend.

Anleitung zum Experimentieren,

Anlegen von Sammlungen, sowie zur Pflege der Haustiere und des Hausgartens.

Zugleich 5. Auflage von „Der gelehrte Spielkamerad“.

Von

Geheftet M. 4.—

Wagner-Freyer.

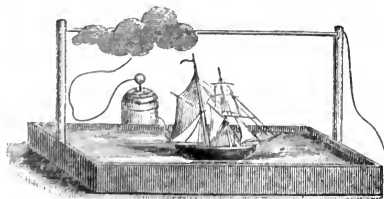
Gebunden M. 5.—

Mit 300 in den Text gedruckten Abbildungen.

Inhalt: Der junge Naturaliensammler. — Der junge Blumenfreund. — Der junge Tierfreund. — Der angehende Angler. — Der junge Physiker. — Der junge Chemiker.

Das „Beschäftigungsbuch“, eine Ergänzung zum „Jungen Handwerker und Künstler“, ist der geistigen Thätigkeit der Jugend gewidmet und soll unter Anwendung ungefährlicher Hilfsmittel zum Experimentieren, zur Anlage von Sammlungen u. dergl. anregen. — Die spielende Beschäftigung ist die praktische Verwertung des Unterrichts — sie ist die erforderliche nutzbringende Abwechslung, der Übergang von der Theorie zur Praxis.

Die zahlreich beigegebenen Abbildungen sind so gewählt, daß sie das Verständnis des Textes trefflich fördern.



Der Blitzschlag ins Schiff.

Deutsches Flottenbuch.

Erlebnisse eines See-Kadetten
in Krieg und Frieden.

In siebenter Auflage neu bearbeitet von

Korvetten-Kapitän a. D. von Holleben.

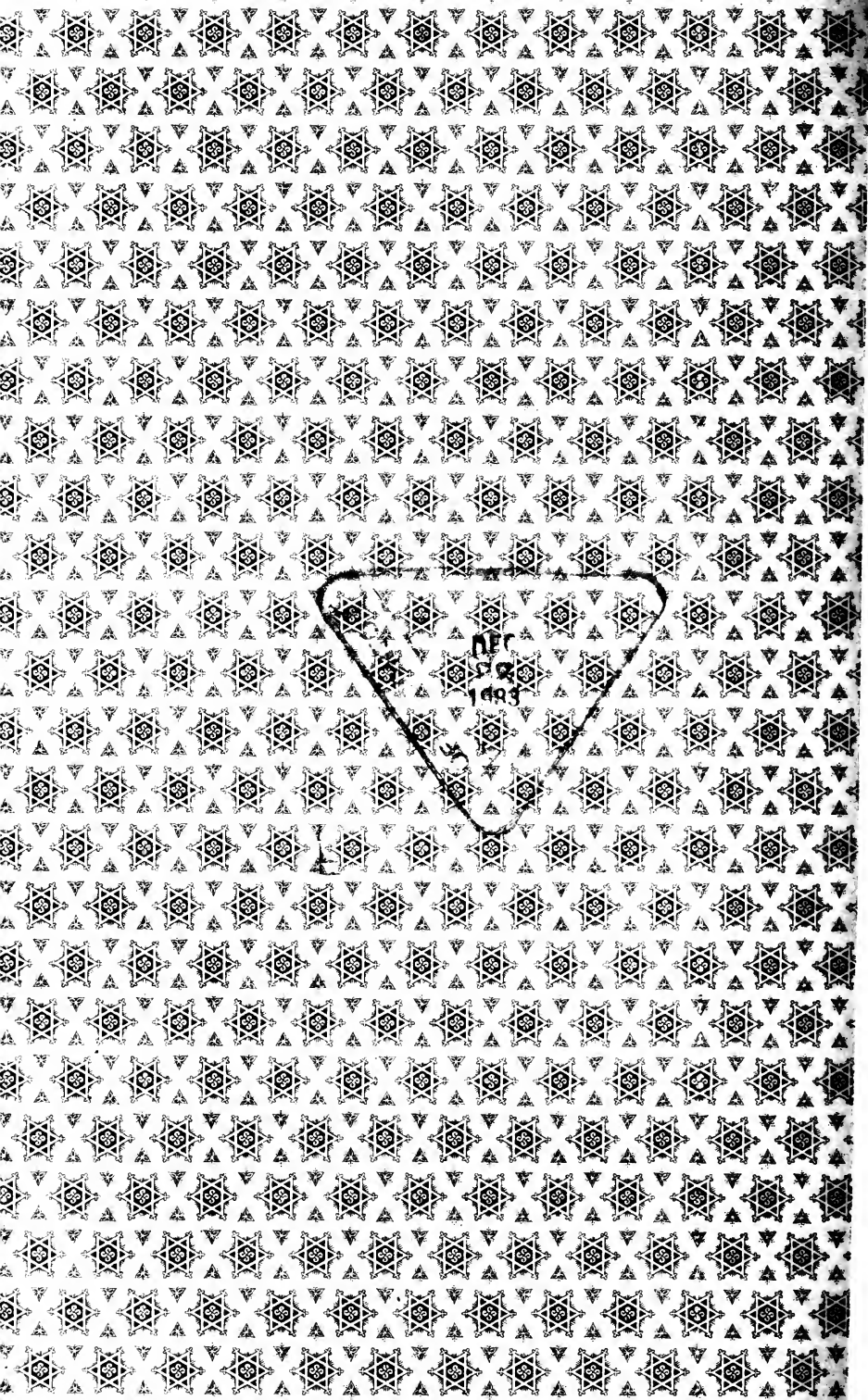
Geheftet M. 5.—. Gebunden M. 6.50.

Die Eigenart dieses prächtigen, in erster Linie für die reifere Jugend bestimmten, aber auch für jeden Erwachsenen gleich interessanten Buches ist der frische lebendige Ton, mit dem es die deutsche Flotte und ihre Angehörigen schildert. In meisterhafter, oft durch kernigen Seemannshumor gewürzter Darstellung erzählt

Holleben die Erlebnisse eines jungen See-Kadetten, indem er dabei nicht nur in unübertrefflicher Anschaulichkeit von dem Leben und Treiben an Bord ein Bild entwirft, sondern auch Gelegenheit nimmt, über das Wesen des Seemannsdienstes aufzuklären.



Li H / 21
e



133



**PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET**

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

